Ms. Austr. 5503. d-3

PANTHEON

denkwürdiger Wunderthaten volksthümlicher Heroen

und

furchtbarer Empörer

des

österreichischen

Gesammt-Reiches;

von

Dr. Franz Sartori.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dritter Band.

Wien, 1816.

In der Haas'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

07/93/517

Johann v. Hunyadi.

PANTHEON

denkwürdiger Wunderthaten

volksthümlicher Heroen

und

furchtbarer Empörer

des

österreichischen

Gesamt-Reiches

von

Dr Franz SARTORI.

A

Dritter Band.

WIEN, 1816.

In der Haas'schen Buchhandlung

Hunyady.

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen.
— — — — — — — — —

Schiller.

Hunyady.

Die Stürme der Völkerwanderungen, die Zeiten der Hunnen, der Araber, die Schrecken des großen mongolischen Raubzuges (1240) schienen im fünfzehnten Jahrhunderte wieder zu beginnen. Als Todesengel erschien der Türken größter Padischah dem schon längst hinwelkenden byzantischen Reiche. Die kaum erst wieder hervorgerufenen Meisterwerke der Alten, die Erfindungen und Künste und Wissenschaften, die Anmuth, Lohn und Hoheit dem Leben geben, selbst im Westen Europa's bebten sie vor den Säbeln aus Osten. — Hunyad legte sich ins Mittel, befreyte jene und diese machte er unwirksam. Zweifelhaft und streitig ist sein Herkommen.

Hunyad bekannte sich immerdar als einen gebornen Walachen, und Johann Woik Buthi wurde für seinen Vater gehalten.

Hunyad's eigentliche Abkunft soll diese seyn: König Sigismund zog im Jahre 1392 aus, den walachischen Woywoden Myrxa, einen sehr wankenden Vasallen der ungarischen Krone, zu seiner Pflicht zurückzuführen. Dieser, da sich der Verdacht des Königs

nur allzusehr bestätigte, suchte die Hülfe des furchtbaren Großherrn Bajazeth Ilderim (des Donnerers). Gleichwohl floh die ganze Menge in Einöden und tiefes Gebirg über die Donau bey dem Einbruche der Heerschaaren Sigismunds über die Alpen. In ungeduldiger Erwartung harrte auf diesem Zuge der Nachhuth seines Heeres am Isztrig, im romantischen Hatzeger Thale Sigismund, dem da sein Begleiter die schöne Elisabeth Morsinai, die Zierde des Landes, wies. Sigismund fand Wohlgefallen an ihren Vorzügen und ihrer weiblichen Lieblichkeit, und strebte heftig nach ihrer Gegenliebe, die er gewann. Unfreundlich weckte ihn der Waffen ungestümmes Geräusch aus dieser freudetrunkenen Lebenswonne, doch zog er an der Spitze der angekommenen Heerschaaren gegen die Bulgarey zur Belagerung und zur Eroberung Klein-Nikopols mit Vertilgung der walachisch-türkischen Besatzung. Erfreut über die nun rühmliche Rückkehr nach Ungarn begab er schnell sich nach vier ewig langen Monathen zurück nach dem Hatzeger Thale. Seine Geliebte fühlte sich schwanger und verlangte heftig die Rettung ihrer Ehre. Sigismund schenkte ihr zum Zeichen ewiger Liebe und unveränderlicher königlicher Huld seinen eigenen Fingerring, mit welchem sie nach Ofen kommen, und sie und ihr Kind stets seiner Gnade genießen sollte. Zugleich verheligte er sie an Johann Woik Buthi, einen ungarisch gesinnten und darum vertriebenen walachischen Bojaren, der von Sigismund so eben wieder seine Güter bekam. Auf der Reise (1393) mit Woik nach der

Walachey brachte Elisabeth in dem Dorfe Hollos einen Sohn — den großen Hunyad zur Welt.

Maria, die Gemahlinn Sigismunds, starb (am 17. May 1395) im Anbeginne eines neuen Feldzuges, zu welchem dieser von Bajazeth durch die Wiedereroberung von Silistria und Nikopol gezwungen ward. Der Woywode Myrxa versprach dem Könige, zu Kronstadt, Hülfe und Beystand gegen die Türken. Zum zweyten Mahl ward Klein-Nikopol erobert, aber jener Todesfall, der Großen zweyhafte Treue, und besonders Sigismunds leichter Sinn und Wankelmuth erzeugten den Rückzug des Heeres nach Ungarn im July 1395, über welchen Myrxa und mehrere walachische Bojaren aufgebracht, weil der König die Türken nur geweckt, aber nicht überwunden und sie ihnen aufgebürdet hat, unweit Crajowa, in den unwegsamen Bazarader-Alpen, durch welche sich der Altfluß windet, Fallstricke bereiteten. Die Ungarn mit ihrem Könige zogen auf einem schmahlen Wege, zwischen dem steilen Felsen und dem Wasser im Abgrunde vorüber, während die Walachen sie bey ihrem unausweichlichen Durchzuge von den senkrechten Felskuppen herab, mit einem Pfeilregen und Steinhagel überschütteten. In dieser höchsten Gefahr, wirkte der heldenmüthige Ban Nicolaus Gora eine That, derjenigen gleich rühmlich, welche die römischen Jünglinge unter dem Consul Sempronius Atratinus bey dem volskischen Städtchen Verrugo, welche im ersten punischen Kriege, in Sicilien, Quintus Cäcidius, welche der deutsche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach

an der über die Etsch herabhängenden Chiusa, wider den Veroneser Ulberik verübte. — Unbekümmert der Pfeile und Felsstücke, schwangen sich der heroische Ban Nicolaus Gora und Peter von Pereny und ein Haufen Auserwählter hinauf an die schwindelnden Höhen, vertrieben die Walachen und erkämpften, mit dem Säbel in der Faust, ins Vaterland einen Weg.

Elisabeth kam in Siebenbürgen zu dem Könige mit seinem Ring und seinem Sohne. Nach Ofen beschied der König sie; wohin bald nachher ihr Bruder Caspar Morsinai sie begleitete. Unterwegs hielt Caspar Mittagsmahlzeit, und Elisabeth wusch ihre Kleider in einem nahen Bache; da stahl ein Rabe jenen Ring dem damit spielenden kleinen Johann, und lagerte sich mit seiner Beute auf einem nahen Baum. Auf das Geschrey des Kindes kam Caspar bald herzu, schoß, und traf den Raben nicht. Er spannt, zwar verzagend, noch einmahl sein Geschoß, und so glücklich, er fehlte nicht den Raben; und ihr war der unschätzbare Ring zum zweyten Mahle. *) Elisabeth mit ihrem Bruder und ihrem Sohne kehrte darauf nach Ofen zurück, wo sie sich dem Könige zeigte, als er eben den großen Platz vorüber ritt. Sein Begleiter Ban Firenz mußte ihr bey einem vertrauten Bürger zu Pesth eine angemessene Wohnung ausmitteln, in

---

*) Daher führte Hunyad und sein Sohn König Mathias in ihren Wappenschildern den Raben mit dem Ringe in dem Schnabel, woher eigentlich der Zunahme Corvinus.

welcher sie einen Monath verlebte. Der König machte ihr ein Geschenk mit einem Wagen und sechsfachen Gespanne, verlieh ihrem Geschlechte den Adel und dem kleinen Junkel (Johann) gab er den Flecken Hunyad mit 60 dazu einverleibten Dörfern.

Da Hunyady seiner Geburt nach eigentlich dem walachischen Volke angehört, so wird man hoffentlich eine Schilderung desselben hier nicht am unrechten Platze finden.

Über die Abstammung der Walachen und den Ursprung ihres Nahmens sind die Geschichtschreiber im höchsten Grade uneinig. Viele hielten sie für Nachkömmlinge der alten Römer, für Überreste der trajanischen Colonien, welche bey der Überführung der römischen Krieger und Pflanzbürger nach Mösien durch Aurelian im Lande zurückblieben; eine Meinung, welche selbst die Walachen in ihrer Bittschrift an Kaiser Leopold II. um Erhaltung gleicher Rechte mit den landständischen Nationen anführten, und auf welche sie ungemein stolz sind. Allein, wenn auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, bey der durch Aurelian veranlaßten Übersiedlung eine kleine Anzahl Römer (denn groß konnte solche, nach dem Zeugnisse der Schriftsteller, welche von dieser Begebenheit sprechen, nicht seyn), im eigentlichen Dacien zurückblieb, so würde es doch wider alle Wahrscheinlichkeit streiten, von diesen geringen Überbleibseln ein so zahlreiches Volk herzuleiten. Und wie sollte dieses Volk den unaufhörlichen Anfällen so vieler barbarischen Nationen, welche Dacien von einem Ende bis zum andern verwüsteten,

und von denen die meisten selbst ganz aus der Zahl der bestehenden Völkerschaften verschwunden sind, allein haben widerstehen und sich unvermischt unter ihnen erhalten können, und wie sollte es durch mehrere Jahrhunderte den Geschichtschreibern so ganz unbekannt geblieben seyn, daß sie nicht einmahl seines Daseyns erwähnten? — Von den Thraciern läßt Sulzer, einer der fleißigsten Forscher über die Geschichte der Walachen, und Engel dieselben abstammen, anderer unwahrscheinlicher Hypothesen nicht zu gedenken.

Daß die Walachen wirklich einem slavischen Volke ihren Ursprung verdanken, läßt sich aus manchen Gründen mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen. Allein auch die Gäten und Daken, welche Dacien zur Zeit der Bezwingung dieses Landes durch Trajan bewohnten, waren ein slavischer Volksstamm, und es ist natürlicher und der Wahrscheinlichkeit angemessener, den Ursprung der Walachen von einem in Dacien selbst einheimischen Volke herzuleiten, als ihre Vorfahren in anderen Ländern aufzusuchen. Mehrere Schriftsteller und unter diesen Männer von großem Ansehen in der literarischen Welt, Schlötzer und Eder, haben sich für diese Meinung erklärt. Daraus läßt sich ihre große Anzahl in den Provinzen, welche Theile des ehemahligen Daciens waren, ihr politischer Zustand in Siebenbürgen und mancher Zug aus ihren Nationalsitten leicht und deutlich herleiten.

Daß die Walachen von einem slavischen Volke herstammen, wird ferner durch ihre Sprache mit großer Wahrscheinlichkeit bewiesen. Man findet zwar in

derselben sehr viele lateinische Worte; aber die ganze innere Bildung der Sprache, und hauptsächlich der bey den Römern ganz ungewöhnliche Gebrauch der Hülfszeitwörter zeigt deutlich die nähere Verwandtschaft dieser Sprache mit der slavischen, so daß sich kaum zweifeln läßt, daß nicht die römische Sprache durch hinzugekommene slavische Worte verdorben worden, und daraus jene der Walachen entstanden ist, sondern daß die ursprüngliche slavische Sprache der Daken durch hinzugekommene lateinische und andere fremde Worte nach und nach zur heutigen walachischen gebildet wurde. Nach Sulzers ziemlich wahrscheinlicher Berechnung besteht die walachische Sprache, so wie sie dermahlen in der Walachey gesprochen wird, aus $\frac{4}{8}$ latein, $\frac{3}{8}$ slavisch, und $\frac{1}{8}$ türkisch, gothisch und griechisch.

Auch in der Kleidung unserer Walachen findet man große Ähnlichkeit mit jener der alten Daken auf der trajanischen Triumphsäule, und wenn schon dieser Grund für die dakische Abstammung der Walachen für sich allein kein großes Gewicht hat, so dient er doch, vereint mit den übrigen, welche für diese Hypothese sprechen, die Wahrscheinlichkeit derselben zu verstärken.

Eben so getheilt, wie über den Ursprung des Volkes, sind auch die Meinungen über die Herleitung des Nahmens Walach. Da nun die slavische Abstammung des Volkes selbst, den größten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat, so scheinen diejenigen der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn, die

auch den Nahmen des Volkes aus der slavischen Sprache herleiten, in welcher derselbe Menschen bedeutet, die eine mit der römischen und italienischen verwandte Sprache reden, und sich als Hirten auf den Gebirgen aufhalten. Vielleicht ist dieser Nahme aber auch deutschen Ursprungs, weil man im Mittelalter solche Völkerschaften, die eine der römischen ähnliche Sprache redeten, Walen nannte. Auch sind die Walachen unter diesem Nahmen nicht allen Völkerschaften bekannt; denn die Türken nennen sie Tjuban, welches einen Hirten bedeutet und sie selbst legen sich den Nahmen Rumuny (Römer) bey. Aus diesen Nahmen glaubt Sulzer beweisen zu können, daß die Nation aus Ländern herstamme, welche zu dem orientalischen Kaiserthume gerechnet wurden, weil die Walachen die abendländischen Länder nicht Rumuny, sondern Romany nennen. Nach einer andern Vermuthung dient dieser Nahme vielleicht nur dazu, um sie als Anhänger der griechisch-orientalischen Religion zu bezeichnen, welcher die meisten aus ihnen von den ältesten Zeiten her zugethan sind. Allein Hrn. Abbe Eders Meinung scheint die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, nach welcher von der Sprache der Walachen, in welcher sich viele Spuren, der im Mittelalter sogenannten römischen, oder walonischen Sprache finden, die Benennungen Rumuny, Walach, und Oláh hergeleitet werden müssen.

Ungeachtet aber die Walachen Nachkömmlinge der alten Daken oder Gäten sind, welche Dacien vor seiner Unterjochung durch die Römer inne hatten, so

sind doch die in Siebenbürgen wohnenden bey weitem nicht alle Abkömmlinge der in diesem Fürstenthume zurückgebliebenen Dacier, sondern die meisten von ihnen stammen von den später durch verschiedene Ereignisse Familien- und Hordenweise ins Land gekommenen Walachen ab. Aus diesen verschiedenen Einwanderungsepochen der in Siebenbürgen befindlichen Walachen läßt sich auch die Verschiedenheit der Mundarten unter ihnen in den verschiedenen Gegenden des Landes leicht erklären. — An einigen Orten erhielten die eingewanderten Walachen die Erlaubniß, sich anzusiedeln, zuweilen jedoch bedingungsweise nur so lange, bis die Vermehrung der alten Ortseinwohner diesen zu ihrer Subsistenz das bisher von den Walachen bebaute Land nothwendig machte, auf welchen Fall sodann die neuen Ankömmlinge ohne Widerrede Platz zu machen hatten. Öfters aber noch ließen sich die Walachen ohne Erlaubniß der Grundherrschaft an einem ihnen selbst gefälligen Orte nieder. König Mathias ließ ein auf solche Art entstandenes Dorf, Uyfalu zerstören, wie dieses eine hierüber noch vorhandene Originalurkunde vom Jahre 1487 beweiset. Jedoch nicht überall traf die eigenmächtig angesiedelten Walachen eine so gewaltsame Vertreibung, und sie gewannen daher unerlaubterweise an vielen Orten festen Fuß, wie dieses folgende Stelle der Approbaten beweiset: »An vielen Orten leben sie (die Walachen) fast offenbar gewaltsamerweise unter den übrigen Nationen auf derselben »Grund und Boden.« Besonders viele aber kamen

während der für Siebenbürgen so verderblichen Epoche des Woywoden Michael ins Land, zu welcher Zeit sie sich vorzüglich in den sächsischen Ortschaften ausbreiteten. Auch wurden öfters fremde, in Siebenbürgen herumschweifende Walachen, nach den bestehenden Gesetzen, zur Unterthanschaft verpflichtet, und selbst dermahlen noch wandern öfters Familien aus der Moldau und Walachey nach Siebenbürgen, um sich da niederzulassen.

Die zu so verschiedenen Zeiten und auf so mancherley Arten nach Siebenbürgen gelangten Walachen, haben sich nun so sehr vermehrt, daß sie den größten Theil der Landeseinwohner ausmachen. Genau läßt sich ihre Anzahl unmöglich bestimmen, weil in den Conscriptionen während der Regierung Josephs II. auf den Nationalunterschied der Landesbewohner keine Rücksicht genommen wurde. Indessen kann man mit ziemlicher Verläßlichkeit ihre Anzahl in Siebenbürgen ungefähr auf 950,000 Seelen schätzen, während die Anzahl der übrigen das Land bewohnenden Nationen zusammen genommen nur beyläufig 750,000 Köpfe ausmachen dürfte.

Die Walachen sind durch ganz Siebenbürgen verbreitet; die größte Anzahl derselben befindet sich jedoch in den ungarischen Comitaten. Diese lassen sich in drey Classen eintheilen. Einigen aus ihnen sind von den Königen und Landesfürsten alle Rechte des Adels verliehen worden, und diese werden auch den ungarischen adelichen Grundbesitzern beygezählt, mit welchen sie vollkommen gleiche Vorrechte genie-

ßen, und man zählt darunter mehrere angesehene Familien; andere gehören zur Classe der Armalisten, welchen auch jene zweyhundert Sclopetarii beygezählt werden können, die zuerst von dem Fürsten Michael Apafi I. im Jahre 1667 zur Bewachung einiger Schlösser mit dem Genuße adelicher Vorrechte, jedoch unter der Bedingung aufgestellt wurden: daß sie bey Vernachläßigung ihrer Pflichten sogleich wieder in den unterthänigen Stand zurück zu treten hätten. Ähnliche Rechte und Pflichten hatten auch die sogenannten Bastyasones im Fogarascher Districte. Die meisten Walachen aber sind in den Comitaten als Unterthanen ihren Grundherren unterworfen. Geringer als in den Comitaten ist ihre Anzahl in den Seklerstühlen, welche Herr Abbe Eder auf ungefähr 20,000 Seelen schätzt, und die mit Ausnahme der zu den Sekler-Gränz-Regimentern conscribirten Familien, sämmtlich grundherrschaftliche Familien sind. Dreyfach größer ungefähr ist die Anzahl der Walachen in den sächsischen Stühlen, und von diesen genießt nunmehr ein Theil eben dieselben Rechte, wie die in den Dorfschaften wohnenden freyen Sachsen, obwohl, wie aus alten Urkunden erhellet, auch von diesen in frühern Zeiten die Quinquagesima an die Sachsen entrichtet wurde; der übrige Theil befindet sich im unterthänigen Zustande, oder sie leben als Inquilinen und Dienstleute unter den Sachsen. Außerdem bestehen noch die zwey Walachen-Gränz-Infanterie-Regimenter nebst einem Drittheile des Seklerhusaren-Regiments, welches aus Theilen des ehemahligen wa-

lachischen Dragoner-Regiments gebildet wurde, aus Walachen.

Das Volk der Walachen gehört in Siebenbürgen unter die tolerirten Nationen; es kommen ihm daher, nach der siebenbürgischen Staatsverfassung, keine staatsbürgerlichen Rechte zu. Die Walachen haben auch niemahls solche Rechte genossen, und die adelichen oder freyen Familien aus ihnen werden denjenigen der drey ständischen Nationen beygezählt, auf deren Grund und Boden sie ansässig sind.

Ihre Religion ist die griechische, und sie bekennen sich theils zur unirten, theils zur disunirten Kirche.

Die griechisch-unirte Religion wurde zuerst im Jahre 1697 bey einem Theil der siebenbürgischen Walachen eingeführt. Pater Paul Becranyi aus der Gesellschaft Jesu, Pfarrer zu Weisenburg, bewog den damahligen walachischen Bischof Theophilus, noch im Jahre 1696 zur katholischen Kirche überzutreten. Auf einer Synode der walachischen Geistlichkeit zu Weisenburg im Februar 1697, ward nun ihr Übertritt zur katholischen Kirche beschlossen, und schon am 21. März des nähmlichen Jahres unterschrieb Theophilus mit zwölf walachischen Archidiakonen (Protopopen) das Unions-Instrument. Ihre Union mit der römisch-katholischen Kirche gründet sich auf folgende Puncte:

1. Die griechisch-unirten Glaubensgenossen erkennen den Papst für das sichtbare Oberhaupt der Kirche.
2. Sie nehmen das Fegefeuer an.

3. Sie erkennen das ungesäuerte Brot für hinlänglich zum Gebrauche bey dem Abendmahle und bey der Messe.

4. Sie glauben, daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgehe.

Übrigens lassen sie die Priesterehe zu, und behalten alle in der griechischen Kirche herkömmlichen Satzungen, Kirchengebräuche und gottesdienstlichen Einrichtungen, wie auch den alten julianischen Kalender bey.

Bereits am 12. April 1698 erklärte Kaiser Leopold I., daß die unirte griechische Geistlichkeit in Siebenbürgen an allen Privilegien des römisch-katholischen Clerus Theil nehmen sollte, und am 8. September 1699 wurde auf dem Landtage beschlossen: »daß die Poppen alle Privilegien derjenigen aus den »recipirten Religionen, welcher sie sich anschließen, »jedoch keine größeren genießen, und jene, welche bey »dem alten Glauben bleiben, nach den alten Gesetzen »behandelt werden sollen.«

Das Oberhaupt der unirten Kirche in Siebenbürgen ist ein Bischof, der den Titel eines Bischofes von Fogarasch führt, jedoch zu Balasfalva (Blasendorf) im Unter-Albenser-Comitate seinen Sitz hat, welches Gut mit dreyzehn dazu gehörigen Dörfern von Kaiser Carl VI. dem Fogaraścher Bisthume und den Religiosen vom Orden des heiligen Basilius, die auch daselbst ein Kloster haben, für beständig verliehen wurde. Außer dem Bischofe befindet sich daselbst ein Generalvicar, das Domcapitel, welches von dem

dermahligen Herrn Fogaraſcher Biſchof von Babb geſtiftet, und von Sr. Majeſtät dem Kaiſer allergnädigſt beſtätiget worden iſt, beſtehend aus ſieben Domherren, und das Conſiſtorium. Auch beſteht an dem nähmlichen Orte zur Bildung der jungen Geiſtlichen ein Gymnaſium nebſt Lehrſtühlen der Philoſophie und Theologie, und ein Seminarium. Die ganze Diöceſe iſt in zwey und ſechszig Archidiaconate und Vicearchidiaconate vertheilt, unter deren Oberaufſicht die Pfarrer ſtehen.

Der nicht unirten griechiſchen Religion waren die Walachen ſeit den älteſten Zeiten insgeſammt zugethan, bis dieſelbe durch die Einführung der Union viele ihrer Anhänger verlor. Zu dieſer Religion bekennen ſich auch die in Siebenbürgen angeſiedelten Griechen, und der größte Theil der Zigeuner.

Die nicht unirten Griechen haben ebenfalls einen Biſchof (Vladika) und ein Conſiſtorium zu Hermannſtadt. Bildungsanſtalten für den Clerus dieſer Religion beſtehen nicht; daher läßt ſich die grobe Unwiſſenheit, welche bey dem größten Theile desſelben herrſcht, leicht erklären. Die nicht unirte Kirche zählt vier und dreyßig Archidiacone.

Das Verhältniß der Unirten zu den Disunirten war im Jahre 1772 ungefähr wie 1 zu 4 $\frac{2}{3}$, indem man damahls 119,230 unirte und 588,076 disunirte Seelen zählte. Durch den wechſelweiſen Übertritt mehrerer Gemeinden von einer zur andern Religion, wozu die Walachen, bey ihrem großen Leichtſinne und ihrer Ignoranz in Religionsſachen, oft durch

unbedeutende Ursachen bewogen werden, ändert sich jedoch dieses Verhältniß von Zeit zu Zeit.

Von dem politischen und religiösen Zustande der Walachen wollen wir nun zu ihrem persönlichen übergehen. Die Natur hat sie, im Ganzen genommen, in Rücksicht ihrer körperlichen Bildung nichts weniger, als stiefmütterlich behandelt, obschon an manchen Orten klimatische und andere Ursachen häufige körperliche Gebrechen hervorbringen. Mit Unrecht haben daher manche Schriftsteller, wie z. B. der Verfasser des Werkchens: »Über den National-Charakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen,« durch Vorurtheile verleitet, den Walachen beynahe als einen Auswurf der Natur charakterisirt. Daß die meisten Individuen dieser Nation unläugbare Spuren einer großen Rohheit an sich tragen, kann freylich nicht verneinet werden; aber, daß diese Rohheit nicht Naturfehler, sondern nur die Folge der großen Verwilderung ist, in welche die Nation durch Zeit und Umstände versank, ist eben so gewiß, und den Beweis dafür liefern diejenigen aus diesem Volke, welche durch glückliche Umstände in die Lage versetzt wurden, sich physisch und moralisch auszubilden. Die auf dem Landtage vom J. 1791 getroffenen menschenfreundlichen Verfügungen erweckten die Hoffnung, daß nach und nach auch diese Rohheit werde durch eine bessere Bildung verdrängt werden, was freylich bey der tiefen Stufe, auf der dieses Volk in moralischer Hinsicht steht, nur langsam erfolgen kann.

Gewöhnlich ist der Walache von nicht sehr an-

sehnlicher Größe, starkem gedrungenem und nervigtem Körperbau. Die rauhe Lebensart, an welche er sich von seiner ersten Kindheit an gewöhnen muß, macht ihn abgehärtet, und geschickt zur Ertragung körperlicher Beschwerden; Hitze und Frost, Hunger und Durst erträgt er in hohem Grade, ohne daß sie einen merklichen Eindruck auf ihn machen. Sein Haar ist meistens dunkel und buschicht; die Gesichtszüge sind stark und sprechend, ein Ausdruck heftiger Leidenschaften, die dieses, so wie jedes andere rohe Volk beherrschen. Im Ganzen genommen ist ihre Gesichtsbildung nicht widerlich und man findet oft unter ihnen Männer, Weiber und Mädchen von vorzüglicher Schönheit. Sie reifen schnell zur Mannbarkeit und erreichen doch häufig ein hohes Alter. Im siebenzehnten Jahre nimmt sich der Walache ein Weib, welches oft kaum dreyzehn zählt, und ist mit einigen und dreyßig Jahren häufig schon Großvater; ihre Vermehrung ist daher sehr beträchtlich. Bereits dermahl übersteigt ihre Anzahl, wie schon oben bemerkt worden ist, jene aller übrigen Nationen in Siebenbürgen, und da sie auch, bey ihrem Hange zur sinnlichen Lust, und weil ihre geringen Bedürfnisse den Ehen jene Hinderniße nicht in den Weg legen, welche bey gebildetern und mehrere Bedürfnisse habenden Nationen die Volksvermehrung so sehr hindern, sich verhältnißmäßig immer stärker, als die übrigen Bewohner des Landes, vermehren werden, so läßt sich leicht einsehen, daß dieses Mißverhältniß immer auffallender zunehmen wird.

Von der moralischen Bildung der Walachen läßt sich bey weitem nicht so viel Gutes sagen, als von ihrer physischen. Sie sind Abkömmlinge einer in frühern Zeiten durch die Waffen gewaltiger Überwinder unterjochten, durch mehrere Jahrhunderte der Sclaverey gewohnten Nation. Daher trägt ihr Charakter alle jene Züge an sich, welche eine langwierige Niederlage einem solchen Volke unauslöschbar einprägt. Die weisen Verfügungen neuerer Zeiten werden wohl spät erst zu dem vorgesetzten Ziele gelangen, diese Merkmahle zu verwischen; eine Behauptung, deren Wahrheit dadurch bestätiget wird, weil selbst der Walache, welcher auf sächsischem Boden alle Vortheile bürgerlicher Freyheit genießt, dennoch diese Merkmahle beynahe in eben so hohem Grade an sich trägt, als sein unterthäniger Landsmann.

Die Walachen sind schlau, zurückhaltend, hinterlistig, rachsüchtig und faul. Bey dem größten Anscheine von Einfalt verstehen sie es vortrefflich, jede Gelegenheit zur Übervortheilung eines andern zu benutzen. Von ihrer Hinterlist und Rachsucht erfährt man noch immer traurige Beyspiele und schon die ältern Geschichtsschreiber Siebenbürgens, ja selbst das vaterländische Gesetzbuch, liefern davon sprechende Beweise. Ihre Faulheit ist, wie gewöhnlich bey ungebildeten Nationen, sehr groß; sie ist aber auch bey ihnen mehr ein Fehler des männlichen als des weiblichen Geschlechtes, welches alle Hausarbeiten verrichtet, die Kleidung für die ganze Familie verfertiget und den Männern selbst noch bey den Feldarbeiten

hülfreiche Hand leistet, während diese, nach Verrichtung der nothwendigsten Geschäfte des Acker- und Weinbaues, ihre Zeit gewöhnlich in Unthätigkeit und Müßiggang hinbringen. Die Geringfügigkeit ihrer Bedürfnisse macht es ihnen sehr leicht, dieselben zu befriedigen, und ist dieses einmahl geschehen, so fühlen sie nicht leicht einen Beruf, sich weiter anzustrengen. Die Trägheit der Walachen wird auch noch überdieß durch die in der griechischen Kirche so häufigen Festtage bestärket, welche sie gewöhnlich mit Bethen, Saufen und Müßiggehen hinbringen. Obgleich die zu häufigen Festtage durch wiederhohlte Verordnungen auf eine kleinere Zahl beschränkt worden sind, so hat man es doch noch nicht dahin bringen können, daß sie von dem ihre Trägheit unterstützenden Vorurtheile abgingen: es sey eine Sünde, an solchen Tagen zu arbeiten. Dem Trunke sind sie sehr ergeben und lieben Wein und Branntwein ungemein; daher fließt die Frucht der Arbeit einer Woche oft in ein Paar Stunden durch die Gurgel des Walachen. Ist er vollends so glücklich, beym vollen Kruge auch noch eine Pfeife oder Geige zu finden, nach deren Ton er mit seinem Weibe oder Mädchen herumspringen kann, so ruht er dann gewöhnlich nicht eher, als bis er den Gebrauch seiner Sinne verlieret und betäubt nach Hause gebracht wird. Selten geht es, wenn bey einer solchen Gelegenheit mehrere Walachen versammelt sind, ohne Zank und Schlägerey ab; denn in der Trunkenheit sind sie gewöhnlich sehr händelsüchtig. Mit dem Hange zur Faulheit verbindet sich gewöhn-

sich auch jener zur Dieberey, weil es leichter ist, sich das Eigenthum eines Andern durch einen gewandten Griff zuzueignen, als sich die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse durch eigene Mühe und Arbeit zu verschaffen. Wenn die Walachen gleich nicht so sehr aus dem Stehlen Profession machen, als die Zigeuner, so verachten sie doch eine dargebothene Gelegenheit nicht; besonders rauben sie gerne Vieh. Schon in den älteren Zeiten waren sie als berüchtigte Diebe bekannt. Dieß beweiset folgende Verordnung Königs Mathias I. vom J. 1469. »Wenn Jemand die Spur seines entwendeten Viehes in einem »ungarischen oder sächsischen Orte findet, so ist es den »Bewohnern dieses Ortes erlaubet, ihre Unschuld an »dem Diebstahl durch einen Eid zu erweisen. Wird »im Gegentheil die Spur des Viehes in einem walachischen Dorfe entdeckt, so wird nicht den Einwohnern, sondern dem Beschädigten erlaubt zu beschwören, daß er daselbst die Spur seines entwendeten »Viehes gefunden habe, und die Walachen sind dann »zur Bezahlung des entwendeten Viehes verpflichtet.« In den auf dem Landtage vom 26. Jäner 1543 durch die sächsische Universität den Landständen vorgelegten Artikeln heißt es: »Ein des Diebstahls angeklagter Un»gar kann durch den Eid des ungarischen Richters und »zwey anderer unbescholtener Personen von der Kla»ge befreyt werden. Ist hingegen der Angeklagte ein »Walache, so muß, um ihn von der Klage zu be»freyen, der walachische Knäs mit noch drey Wala»chen und drey andern unbescholtenen Ungarn aus dem

»nächsten christlichen Dorfe seine Unschuld beschwö-
»ren.« Selbst jetzt ist es noch an vielen Orten ge-
bräuchlich, daß die Einwohner, um vor Viehdiebstäh-
len sicher zu seyn, sich ihr Vieh durch die Walachen
assecuriren. Wird der Walache durch ein Verbrechen,
durch Furcht vor dem Soldatenstande, oder irgend
eine andere Ursache genöthiget, aus seinem Wohnor-
te zu entfliehen, so sucht er meistens seine Zuflucht in
den unwegsamen Gebirgen des Landes, und wird dann
einzeln oder in Rotten, als Räuber eine drückende
Landplage. Mit jedem Schlupfwinkel, mit jedem
Fußsteige genau bekannt, wird es ihnen leicht, Rei-
sende, oder wohl gar abgelegene Edelhöfe und Dorf-
schaften zu überfallen und zu plündern, wobey oft
an den Beraubten die unmenschlichsten Grausamkeiten
ausgeübt werden, und ungeachtet der besten Anstalten
von Seite der Civil- und Militärbehörden gelingt es oft
erst spät, sich dieser Bösewichter zu bemächtigen, oder
sie zu vertreiben, besonders da die Landbewohner
durch die Furcht vor der grausamen Rache der Räu-
ber gehindert werden, zu ihrer Einfangung thätig
mitzuwirken.

Abergläubisch sind die Walachen im höchsten Gra-
de. Ungeachtet aber ihr Aberglaube so groß ist, so
hört man sie doch bey den geringfügigsten Gelegen-
heiten die fürchterlichsten Flüche ausstossen, und dieß
ist selbst in dem Munde kleiner Kinder keine Seltenheit.
Die Stupidität und die Gewinnsucht des größten
Theils ihrer Geistlichkeit, welche in der Dummheit
des gemeinen Mannes eine reiche Quelle ihres Vor-

theiles findet, tragen dazu bey, dieselbe noch zu verstärken. Es übersteigt allen Glauben, wie groß die Unwissenheit und Rohheit der geringern walachischen Geistlichkeit ist, und es unterliegt keinem Zweifel, daß alle Versuche zur moralischen Besserung des Walachen sehr wenig versprechen, wenn nicht mit der Bildung der Geistlichkeit der Anfang gemacht wird. Auch dazu ist durch mehrere weise Anordnungen des Landtags vom Jahre 1791 der Weg geebnet worden, und auch der griechisch-unirte Herr Bischof von Babb, hat auf diesen Gegenstand sein vorzügliches Augenmerk gerichtet.

Einen großen Beweis von der Bildungsfähigkeit der Walachen überhaupt, gibt das Resultat der Bemühungen des im Bezirke des zweyten Walachen-Gränz-Infanterie Regiments zu Naszod bestehenden Erziehungs-Institutes. Unter 220 Knaben, die seit der Entstehung desselben im Jahre 1784 bis zum Jahre 1804 ausgemustert wurden, sind 10 Oberofficiere, 41 Unterofficiere, 8 Geistliche, 2 Fouriers, 7 Schullehrer und 2 Büchsenmacher geworden. Selbst der gegenwärtige Schuldirector zu Naszod, unter dessen Leitung in pädagogischer Hinsicht dieses Institut steht, und der im Institute commandirende Officier sind Zöglinge desselben, und beyde geborne walachische Gränzer.

Die Wohnungen der Walachen sind größten Theils nichts weniger, als geräumig und gemächlich. Ihre Häuser sind gewöhnlich aus Lehm oder Holz, selten aus Steinen gebaut. Jedoch findet man in den sächsischen Stühlen einige ganz gut gebaute, von Wa-

lachen bewohnte Dörfer, deren Anlage aber noch meistentheils von ihren vormahligen sächsischen Bewohnern herrührt, z. B. Kleinpolden im Reißmarkter Stuhle. Selten haben die walachischen Häuser mehr als ein Zimmer, an welchem sich dann noch eine Küche und ein Backofen befindet. Die Ställe und sonstigen, zu einem Bauerhofe gehörigen Gebäude sind fast durchgehends schlecht, widrig und unreinlich; Scheuern findet man selten bey ihnen. Sie verwahren ihr Getreide größten Theils in Gruben und besonders den Kukuruz (Mais), welcher den vorzüglichsten Bestandtheil ihrer Nahrung ausmacht, in Körben, die von Ruthen geflochten, auf Pfählen einige Schuhe hoch über die Erde erhoben und mit einem ebenfalls aus Ruthen geflochtenen mit Stroh überzogenen Deckel versehen sind. Auf Gärtnerey verlegen sie sich wenig. Außer einigem schlecht gepflegten Gemüse findet man in ihren Gärten gewöhnlich Obstbäume, die aber nicht leicht veredelt, sondern bloß der Pflege der Natur überlassen werden. Auch die innere Einrichtung ihrer Wohnungen ist sehr einfach. Sie besteht aus den Betten der Familie, nähmlich aus Strohsäcken, Kotzen, und nach dem Wohlstande des Hausherrn, auch wohl aus Federbetten und Polstern, die mit leinenen, farbig ausgenähten Überzügen geziert sind, und bey ihnen einen Hauptgegenstand des Luxus ausmachen. Außer diesen findet man gewöhnlich noch einen einfachen Tisch, Bänke, die an den Wänden herumlaufen, ein Paar hölzerne mit groben Blumenzierrathen bemahlte Truhen, worin sie ihre

Kleider und übrige Habseligkeiten verwahren, einige Krüge, Schüssel und Teller, die auf Stellen an der Wand hängen oder aufgerichtet sind, und schlecht gekleckste griechische Heiligenbilder, die an die Wände geklebt werden, und vor denen wohl noch zum Überflusse eine Lampe aus gefarbtem Glase angebracht ist. Die Fenster in diesen Wohnungen sind klein und man findet solche, statt des Glases, meistens mit Blasenhäuten überzogen.

Obschon die Geräthschaften des Walachen sehr einfach und von keiner Kostbarkeit sind, so findet man doch unter den freyen Familien aus ihnen, besonders unter denjenigen, deren Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, sehr viele Wohlhabende. Zur Viehzucht sind sie unter allen Beschäftigungen des Landlebens am meisten geneigt: auch sind in den meisten Dörfern, Flecken und Städten der übrigen Nationen die Viehhirten gewöhnlich Walachen, und diesen Viehhirten, die sich nach und nach sehr vermehrten und am Ende der Dörfer, auch wohl an besonderen Orten ansiedelten, haben mehrere Dorfschaften ihren Ursprung zu verdanken. So ist z. B. das beträchtliche walachische Dorf Poplaka im Hermannstädter Stuhle, von den Großauer Viehhirten erbauet worden.

Die Neigung der Walachen zur Trägheit, welcher sie bey der Viehzucht am besten nachhängen können, ist die Ursache, warum sie diese Beschäftigung allen übrigen vorziehen, und die Beschwerlichkeiten, mit welchen dieser Nahrungszweig verbunden ist, machen, daß ihnen derselbe gern auch überlassen wird.

Alle Abwechslungen der Witterung, alles Ungemach, womit das Herumschweifen des Hirten in abgelegenen, unbewohnten Gegenden begleitet ist, welche er aufsuchen muß, um gute Weide für seine Heerde zu finden, werden dem Walachen, bey seinem von der ersten Kindheit an ungemein abgehärteten Körper, leicht erträglich, und das Nichtsthun, welches er hinter seiner Heerde im vollen Masse genießen kann, macht ihm die Ertragung dieser Beschwerden noch leichter. Hauptsächlich legen sich die Walachen auf die Schafzucht und mancher einzelne Wirth unter ihnen besitzt bis tausend und mehr Stücke. Gegen den Winter treiben sie ihre Schafe, theils wegen des milderen Klima's, theils wegen der leichtern Unterhaltung und wegen des Mangels an hinlänglichen Weideplätzen in Siebenbürgen selbst, in die Walachey und Moldau, wo sie selbe gegen nicht sehr beträchtliche Abgaben überwintern lassen, und sodann im Frühjahre wieder zurückbringen. Sie verkaufen dann gewöhnlich die männlichen Lämmer und den aus Schafmilch in großer Menge verfertigten Käse von mancherley Art, nebst der Wolle. Die siebenbürgische Schafwolle wird vorzüglich gesucht, und würde noch einen größern Werth gewinnen, wenn man mehr auf die Erzeugung einer feinern Wolle, als auf die Gewinnung des Käses sähe. Die alten zur Zucht nicht mehr brauchbaren Schafe werden auf Unschlitt benützt.

Auch Ziegen halten die Walachen in großer Menge, theils vermischt mit den Schafen, theils in besondern Heerden auf den vielen waldreichen Ge-

birgen, und ziehen von den Häuten derselben, dem Unschlitte, welches von vorzüglicher Güte ist, und dem aus ihrer Milch bereiteten Käse, großen Nutzen.

Die übrigen Zweige der Viehzucht werden von ihnen gleichfalls nicht vernachläßigt, und sie erziehen eine beträchtliche Anzahl von Pferden, Hornvieh, Schweinen und Hausgeflügel.

Dagegen ist der Acker- und Weinbau dem Walachen bey weitem keine so angenehme Beschäftigung, und er greift nur dort zu diesen Nahrungszweigen, wo ihm die physische Lage, oder andere Umstände es unmöglich machen, sich der Viehzucht ganz zu weihen. Am häufigsten baut er Kukuruz (Mais), den Hauptbestandtheil seiner Nahrung, weil er von dieser Getreideart bey einer geringern Aussaat eine weit reichlichere Ernte, als von den übrigen, hoffen kann. Ungeachtet der Bau dieser Getreidegattung erst im J. 1611 in Siebenbürgen eingeführt worden ist, so hat er doch bereits eine ungemeine Ausbreitung erreicht, und ein Mißjahr für diese Fruchtgattung, da sie den Hauptnahrungsartikel des gemeinen Mannes, und auch einen beträchtlichen Theil der Viehmastung ausmacht, zieht gewöhnlich Theuerung nach sich. Den Bau der übrigen Getreidegattungen treiben die Walachen nicht so stark, aber Wein erzeugen sie ziemlich häufig in den hierzu geeigneten, von ihnen bewohnten Gegenden des Landes. Jedoch beträgt das Erzeugniß der walachischen Land- und Weinbauer selten mehr, als sie zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse und zur Bestreitung ihrer Abgaben brauchen, da hin-

gegen der walachische Viehökonom sich öfters zu einer beträchtlichen Stufe des Wohlstandes erhebt.

Zu Handwerken und städtischen Gewerben haben sie nicht viele Neigung, obwohl es ihnen keineswegs an den erforderlichen Fähigkeiten fehlt; selbst seine Eisengeräthschaften läßt sich der Walache gewöhnlich von den Zigeunern verfertigen. Die Hauptursache, daß man so wenige gewerbbetreibende Walachen findet, mag indessen wohl hauptsächlich darin liegen, daß ihnen vormahls der Eintritt in die Zünfte nicht gestattet war. Allein mittelst einer Gubernial-Verordnung vom 5. October 1802 wurde die Aufnahme der Walachen in die Zünfte ohne Unterschied der Religion erlaubet, und, wenn diese menschenfreundliche Verordnung in Vollzug gesetzt wird, läßt sich mit Grund hoffen, daß man unter der Zahl der Gewerbsleute auch bald mehrere Walachen finden werde. Dermahlen trifft man unter ihnen einige, welche sich mit Holz- und Töpferarbeiten beschäftigen, und unter den letztern werden besonders die von den Gränzern zu Borgo im Bezirke des zweyten walachischen Gränz-Infanterie-Regiments, verfertigten schwarzen irdenen Tabackspfeifen gesucht. Auch wohnen in dem Tallmascherbezirke einige walachische Familien, welche die Gärberey treiben; allein sie haben es in ihrer Kunst nicht weit gebracht, und kennen nur wenige der dabey anzuwendenden Vortheile.

Viele aus ihnen nehmen auch in Städten und Dörfern Dienste, wo sie zur Verrichtung der gröbe-

ren Arbeiten, oder als Taglöhner gebrauchet werden. Auch viele Fuhrleute findet man unter ihnen.

Die Weiber spinnen und verfertigen auch größten Theils die Bestandtheile ihrereigenen Kleidung und jener ihrer Familie. Wenn man eine Walachinn mit ihren Feilschaften auf dem Kopfe, und den Spinnrocken in der Hand spinnend zu Markte gehen sieht, bekömmt man einen vortheilhaften Begriff von dem Fleiße und der Arbeitsamkeit dieses Volkes, der sich aber bey einer nähern Ansicht der Sitten derselben, wenigstens in Rücksicht der Männer, wieder verliert.

Die Nahrung der Walachen ist sehr einfach; der Kukuruz macht, wie bereits oben bemerket worden ist, den größten Theil derselben aus. Sie bereiten aus dem Mehle desselben einen dicken Brey, die Polenta der Italiener, bey ihnen Mamaliga genannt, und aus eben diesem Mehle verfertigen sie auch ihr Brod oder vielmehr eine Art Kuchen (Malaj), welche frisch gebacken ganz gut schmecken, aber schnell hart, und für nicht walachische Gaumen ungenießbar werden. Außerdem nähren sie sich noch von Milch, Käse, Speck, Zwiebeln, Knoblauch, Obst, wie auch von Gemüsen und Hülsenfrüchten, welche letztere sehr einfach zubereitet werden. Fleisch essen sie wenig. Die in der griechischen Kirche vorgeschriebenen Fasttage beobachten sie sehr strenge, und enthalten sich während derselben aller animalischen Nahrungsmittel; sie bereiten dann ihre Speisen größten Theils nur mit Wasser und Salz. Wie oben schon bemerkt worden ist, sind sie dem Trunke sehr ergeben, und lieben den

Wein und Branntwein sehr; den letztern bereiten sie sowohl aus Getreide, als aus Pflaumen (Slibowizer, Szilva palinka) in großer Menge; die ungemein häufige Verwendung des Getreides zum Branntweinbrennen hat wiederhohlte Verbothe nöthig gemacht.

Die Kleidung der Walachen ist zwar in den verschiedenen Gegenden des Landes, ebenfalls in mancher Hinsicht verschieden, doch läßt sich im Allgemeinen ungefähr Folgendes darüber sagen. Die Sommerkleidung besteht bey den Männern aus einem kurzen, groben Hemde mit weiten Ärmeln, welches etwas über die Schenkel hinunterreicht, und gewöhnlich über die Beinkleider herausgezogen wird, die aus weißem, grobem Landtuche verfertigt, auch meistens ziemlich weit sind, und bis an die Knöchel reichen. Im Sommer tragen sie wohl auch, statt der tuchenen, leinene Beinkleider (Gattyen). Die Füsse umwickeln sie mit Lumpen, und binden über diese ein Stück rohes Leder, welches sie mit vielen Riemen umwickeln, und damit an dem Fuße und an dem Bein bis über die Knöchel befestigen. Diese Art Bindschuhe nennen sie Opintschen (ungarisch botskor) und sie werden, ohne weitere Zubereitung, aus den rohen Ochsenhäuten geschnitten. Wohlhabende tragen wohl auch, anstatt der Opintschen, eine Art kurzer Stiefel, welche bis an die Waden reichen. Um die Mitte des Leibes wird das Hemd mit einem ledernen Gürtel gegürtet, welcher häufig mit messingenen Knöpfen verziert ist, und in den sie

dann ein Messer, Feuerzeug und ihre Tabakspfeife stecken. Über das Hemd wird zuweilen eine Jacke von braunem Landtuche angezogen. Ihre Haare tragen sie kurz, und lassen selbe ungeflochten nach ihrem natürlichen Wuchse über den Kopf herunterhängen. Den Bart dürfen nur ältere Leute, oder solche wachsen lassen, welche durch ihren Stand oder ihr Amt dazu berechtiget sind, wie die Gemeinde- oder Dorfobrigkeiten. Unter den gemeinen Leuten geschieht dieß erst gewöhnlich nach dem vierzigsten Jahre, und ein solcher Mann wird von den übrigen gewöhnlich mit dem Nahmen Moschule (Großvater) begrüßt. Den Kopf bedeckt eine meistens weiße, tüchene oder wollene Mütze (Ketschula), oder ein runder, flacher Filzhut. Trauert der Walache über den Tod eines Anverwandten, so gebraucht er während der ganzen Trauerzeit, keine Kopfbedeckung, die Witterung mag wie immer beschaffen seyn. Auf dem Rücken tragen sie gewöhnlich einen Tornister (Straitza,) der an einem Riemen übergeschwenket wird, und in welchem sich ihr Proviant und andere Nothwendigkeiten befinden, dann in der Hand einen tüchtigen Stock.

Bey den Weibern ist das Hemd lang, reicht bis an die Knöchel, und an der Brust und den Armen sind mit farbiger Wolle Zierrathen darein genäht. Um dasselbe tragen sie an einem schmalen Gürtel zwey Schürzen (Krebinza), wovon die eine den Vorder-, die andere den Hinterleib bedeckt; diese sind etwas kürzer als das Hemd, gewöhnlich aus gestreiftem Wollenzeuge und unten mit Franzen besetzt.

Über dem Hemde ist die Brust öfters mit einem tuchenen oder ledernen Brustlatz bedeckt. Sie tragen auch, besonders im Winter, unter den Hemden lange weite Beinkleider, gleich den Männern, auch bedecken sie sich in den Gebirgsgegenden, wie diese, die Füße mit Opintschen; doch ist auf dem flachen Lande bey ihnen der Gebrauch der Stiefel häufiger. Die Mädchen haben keine Kopfbedeckung und tragen die Haare in Zöpfe geflochten, welche auf dem Kopfe in einen Kreis gelezt und mit Nadeln befestiget werden; die Weiber aber verhüllen den Kopf mit einem weißen, leinenen, oder, je nachdem sie wohlhabender sind, mit einem mousselinenen Tuche.

Gleich den Frauenzimmern aller Nationen haben die Walachinnen eine große Vorliebe für den Putz. Sie schminken sich roth, und diese Schminke ist selbst bey den ärmsten unter ihnen ein nothwendiger Bestandtheil ihrer Schönheit; auch färben sie sich oft die Augenbraunen schwarz. Sie tragen ferner Ohrgehänge von verschiedener Art. Aber ihr vorzüglichster Schmuck besteht bey den wohlhabenderen aus mehreren Schnüren von Silber-, auch wohl zuweilen von Goldmünzen, deren Stelle bey den ärmeren Blechmünzen und Glaskorallen vertreten, welche sie, an Fäden gefaßt, um den Hals und um die Brust tragen; die Anzahl derselben ist unbestimmt und sie reichen oft bis an den Gürtel hinab. Auch die Stickerey an ihren Hemden, und an ihren buntfarbigen Schürzen wird bey ihnen zu den Bestandtheilen des Schmuckes gerechnet.

Die kleinen Kinder sind im Sommer meistens bloß mit einem langen Hemde bedeckt, welches, wie bey den Weibern, bis an die Knöchel herabreicht, und zwar Knaben und Mädchen ohne Unterschied. Auch im Winter sind sie selten wärmer gekleidet, und man sieht sie im blanken Hemde sich balgen und im Schnee herumspringen. Wenn sie sechs bis sieben Jahre alt geworden sind, kleidet man sie eben so wie die Erwachsenen.

Im Winter bedeckt sich der Walache mit einem Schafpelze, dessen wollige Seite nach innen zugekehrt ist, und an welchem, statt der Kapuze, am Rücken gewöhnlich noch ein Stück Fell herunterhängt, oder er hüllt sich in einen weißen oder braunen tuchenen Mantel, der bis unter die Knie reichet und mit einer großen Kapuze versehen ist, welche man bey üblem Wetter über den Kopf zieht. Unter dem Pelze oder Mantel tragen sie ihre gewöhnliche Kleidung. Die Weiber bedienen sich ebenfalls eines Schafpelzes mit Ärmeln, der bis an die Knie reichet und ohne Kapuze ist. Die wollige Seite wird nach innen zu getragen, und auf der äußern sind diese Pelze meistens mit farbigen Schnüren verziert, oder mit bunter Wolle ausgenäht und vorne mit Schnüren oder Riemen zusammengebunden.

Den Krieg lernte Hunyad im Dienste des Csakyschen Geschlechts, er führte die Reisigen der Bischöfe von Csanad und Zachgrab und machte den Zug Sigismunds nach Bosnien (1406) und nach Pohlen mit. Jener sollte die ungarische Lehenshoheit sichern

und den Anhang des Gegenkönigs Ladislav von Neapel (eines Sohnes des Prinzen Carl von Durazzo) vernichten, dieser dem deutschen Orden Luft machen. Der pohlnische König Wladislav und sein Bruder Witold, Großfürst von Lithauen hatten (den 15. July 1410) bey Tannenberg gesiegt, und Marienburg, des Ordens wichtigste Festung, blokirt. Sigismunds unverbesserliche Fehler gegen die Eroberer des wichtigsten Theiles von Dalmatien und Albanien, gegen die Venezianer, und auch jene, welche die Schlacht bey Semendria für Musa entschieden, lehrten Hunyad, wie er Siege erkämpfen und sie fest halten könne. Hunyad machte die Reisen mit, welche Sigismund in der Absicht unternahm, um die Einigkeit der Kirche wieder herzustellen, welche die drey Gegenpäpste Gregor XII., Benedict XIII. und Johann XXIII., nicht wenig ungünstig für die Christenheit, außerordentlich verwirrt hatten. So lernte Hunyad Italien kennen, und die Lehre seines Vaterlandes ward immer mehr und mehr begründet bey ihm durch das Geheimnißreiche und durch die hohe Würde des katholischen Gottesdienstes, durch die Pracht der Tempel, die wie eben so viele Siegesbogen der Kirche über den Unglauben sich erhoben. Die eben dazumahl verunglückten Versuche zur Wiedervereinigung der lateinischen und griechischen Kirche, erregten Haß in ihm gegen die hartnäckigen Byzantiner. Einen steten Frühling bemerkte er in der Provence, im nördlichen Spanien ein rauhes, freyheitanmaßendes, in Taumel versunkenes Volk, das Europa von dem Joche

der Araber, wie die Ungarn von jenem der Türken befreyet hat; er sah in England innerliche Parteyung schauderhaft spielen, indeß brittische Fahnen in Paris, Rheims und an der Loire siegreich wehten.

Hunyad glich den Hussiten an Charakter nicht; er half als Freund dem Herzoge von Mayland, Philipp Maria, den er als Feind zu achten und zu lieben wähnte, und der von Sigismund nicht überwältiget werden konnte; er wurde von dem Gemahle der Erbtochter Sigismunds Elisabeth, Herzog Albrecht von Österreich, zum Ban von Szőreny erwählt, und später wurde er Comes von der Gränzvertheidigungsstation Temeswar.

Nach dem Tode Albrechts (27. October 1439 zu Langendorf) verließ Hunyad Ungarn, das uneins unter sich selbst, ohne Heer, ohne Vertrauen, ohne Kronerben war. Die Witwe Elisabeth sah ihrer Niederkunft erst in einigen Monathen entgegen.

Europa drohten damahls Gefahren, die wir hier näher betrachten wollen. Zwischen dem schwarzen und caspischen Meere, östlich des letzteren, nordwärts vom Caucasus und hinauf vom Irtisch hatten die wild herumstreifenden Stämme seit dritthalbhundert Jahren eine allgemein-geschichtliche Wichtigkeit durch den Geist ihres Osmann, durch das stets unbesiegbare System einer Nationalarmee, durch eine imposante Infanterie, die Janitscharen des ersten Amurath, bekommen. Das byzantische Reich, zerrissen durch entnervende, überkünstliche Religionsstreitigkeiten, hatte in Asien und Europa ein Feind umklammert und be-

droht, der mit aller Kraft eines, aus Feld und Wald, in die Welthändel neu hervortretenden Volkes, auch den Ehrgeitz eines werdenden und wachsenden Staates verband. Wie einst von den abendländischen Cäsarn die Gothen, so wurden die Türken von den Kaisern zu Constantinopel, zu Hülfe gerufen und gar bald konnte man ihrer nicht mehr los werden. Die Seemacht hörte ganz auf, seit Andronikus in der Zuversicht: »seine Krone stehe unter ganz besonderer Obhut Gottes und irdische Mittel zu ihrer Sicherheit, könnten den Zorn des Himmels reitzen,« die schöne Flotte verbrennen ließ. Johann Paläologus verstand sich dazu, jenem Amurath Tribut zu bezahlen. Unterworfen und zinsbar waren Rumelien, die Bulgarey, Servien, jenseits der Donau die Walachey, südwestlich und südlich, Bosnien, Albanien, Ragusa, Griechenland, Peloponnes, und geschreckt durch Bajazeth und seine unternehmenden Bassen, die in ihren Unternehmungen einander zu übertreffen sich beeiferten.

Die so nahe, Italien selbst bedrohende Gefahr weckte nun endlich den Papst und viele ritterliche Fürsten in Deutschland und Frankreich. Ein ansehnliches Heer unter dem Connetable von Frankreich, dem Grafen von Nevers und Marschall von Boucicaut, zog Sigismunden zu Hülfe; aber der Franzosen eitle Ruhmbegier verlor, den 27. September 1396, bey Nikopol die Hauptschlacht, nach welcher Sigismund sich nur von den zwey getreuen Brüdern Johann und Stephan von Canisa geleitet, mit vieler Mühe auf eine, in

die Donau eingelaufene venezianische Galeere rettete, und obgleich von den Türken unaufhörlich verfolgt und aufgesucht, durch das schwarze Meer und die Dardanellen, erst nach Lakroma, dann, den 21. December, nach Ragusa entkam, während gegen ihn Myrxa und Stephan Laskovics die Moldau, Walachey und Siebenbürgen in Aufruhr setzten.

Unglaublich wie das lichtscheue Gewebe von List und Treulosigkeit der Despoten der Moldau, der Walachey und Serviens, die unabhängige Zwischenstaaten zwischen Ungarn und den Türken zu seyn vermeinten, ist die Feigheit, mit welcher Byzant, Bajazeths ungeheure Niederlage durch Tamerlan, die Erbfolgestreite und innerlichen Kriege seiner Söhne unbenutzt ließ und sich schon durch diese armselige Frist seines Verderbens überglücklich wähnte. Hunyad und Skanderbeg nur stehen würdig so großen und glücklichen Eroberern, als Amurath II. und Muhamed II., gegenüber.

Große Männer schaffen mächtige Leiden, wie Donner und Sturm die ängstigende Sonne zeigt, wie im Reiche der Begebenheiten, im Reiche der Thier- und Pflanzenwelt ein verwüstendes Gift selten ohne ein wohlthätiges Gegengift gefunden zu haben sich zeigt. Die erhabene Tröstung ist so zu verstehen, daß ohne den Willen der Vorsicht keine Haarlocke vom Haupte falle.

Unglückliche Vorbedeutungen bewirkten bey Georg, dem Despoten von Servien (oder Raszien), daß er Belgrad zum Mißvergnügen seiner Nation, im J. 1436, an Ungarn übergab. Amurath darüber

aufgebracht, drang in Servien ein, und Georg, um seinem Grimme zu entgehen, brachte ihm Schätze dar, und mußte seine Tochter Maria ihm zur Gemahlinn und Dienerinn überlassen. Doch verlangte der Sultan schon im folgenden Jahre Semendria, Georgs Hauptstadt; aber der unweit davon von den Ungarn und mit ihnen von Hunyad erstrittene Sieg nöthigte ihn zum Rückzuge. Desto erbitterter griff er im J. 1438 Siebenbürgen an, drang durch den rothen Thurm, überfiel Schäßburg, wurde von Herrmannstadt zurückgetrieben, und nahm gegen 70,000 Unglückliche mit sich in die Sclaverey. Man hatte indeß bereits einer glücklichern Nebenbuhlerinn Platz machen müssen. Amurath fühlte nun gegen Georg gar keine Freundschaft mehr. Er verlangte zum zweyten Mahle Semendria und überschwemmte dasselbe mit seinem Heere. Georg sprach um so ernstlicher den ungarischen König Albrecht von Österreich um Hülfe an, welcher sogleich ein Banderial- oder Insurrections-Heer errichtete, an dessen Spitze bey Tyderew am eisernen Thor er selbst war. Kaum waren 24,000 Mann, sammt Haustruppen und Deutschen, versammelt, während Semendria fiel, da Amurath 150,000 streitbare Männer hatte, die Belagerten schrecklichen Hunger litten, und Thürme und Mauern der Stadt durch Amuraths Kriegsmaschinen zerstückelt wurden. Der Padischah rückte sofort heran. Albrecht, ungewohnt seine Feinde zu zählen, wohl aber gewohnt sie zu schlagen, gedachte sich mit ihm zu messen; obwohl sein Heer durch Krankheit immer mehr aufgerieben ward und miß-

vergnügte Magnaten Briefe mit den Ungläubigen wechselten. Da schickte der Sultan Gesandte an den König, durch welche er ihm bedeuten ließ: »Wie er immer gehört, sey Albrecht ein gar frommer, tapferer Fürst, er wolle sich freuen, wenn er die Früchte dessen noch lange genieße. Darum solle Albrecht nicht mit ihm, der acht gegen einen Mann ihm entgegen zu stellen vermag, streiten. Übrigens hätten seine Landesherren ihn verrathen und verkauft; daher er ihm ihre Briefe zusende.“ Nach dieser Bothschaft flohen sechs Magnaten aus dem königlichen Lager, es entstand ein Aufruhr und unter dem Geschrey: »Der Wolf, der Wolf!“ *) verließen die Truppen das Lager. Aus Unmuth schien der König selbst nun, von der Epidemie des Lagers behaftet, sich zu verschlim-

---

*) »Wolf schreyen« bedeutet in der ungarischen Sprache noch immer so viel als fliehen, welcher Ausdruck von der Niederlage, welche Kolman der ungarische König in Rothrußland im J. 1099 erlitten hatte, abgeleitet wird. Bonjak, der polowzkysche Feldherr, eilte nähmlich dem Fürsten von Luzk und Wladimir, David Igorowich zu Hülfe, und um seine Handvoll Leute mit Muth zu erfüllen, stellte er sich auf einem waldigen Hügel, heulte da wie ein Wolf, und in sein Geschrey stimmten mehrere Wölfe ein. Er prophezeyte nun seinen Wenigen den gewissen Sieg, wie einst Sertorius aus den Bewegungen seines zahmen Rehes, den Lusitaniern. Die Ungarn wurden angegriffen und so geschlagen, daß ihr König kaum der Gefangenschaft entkommen konnte.

mern, denn er soll unmäßig viel Wassermelonen genossen haben und starb im 41. Jahre. Von allen Edlen innig betrauert wurde er mit vieler Pracht in Stuhlweißenburg beygesetzt. In seinem letzten Willen beugte er zwar den möglichen Unruhen unter seinem geschätzten Volke vor und sandte dieses Testament den Ständen jedes Reiches zu; doch entstanden bald nach seinem Tode gewaltige Zwiste im Innern.

Hunyad fühlte gut die große Wichtigkeit Ungarns für die ganze gesittete Welt, und rieth daher mit dem Erzbischof von Gran, Dionys, der Königinn Witwe die Vermählung mit dem pohlnischen Könige Wladislav, — ihrem Vetter, durch seine Mutter Hedwig, Ludwigs des Großen Enkel und Neffe Mariens, die Ungarn Sigismunden zubrachte — um so beyder Reiche Macht gegen die Türken zu wenden. Die Königinn willigte zwar ungern aber doch ein, den sechzehnjährigen Wladislav als ihren Gemahl anzuerkennen; daher gingen die ungarischen Abgeordneten, den 18. Jänner 1440, von Ofen nach Krakau und das Resultat ihrer Sendung war am 9. März so ausgefallen: Wladislav willigt in die Vermählung mit Elisabethen, wird den 1. May nach Stuhlweißenburg zur Krönung kommen und verspricht die an Pohlen verpfändeten Zipser-Städte der Krone Ungarn ohne Entgelt wieder ausfolgen zu lassen. Elisabeth gebar während dem, den 22. Februar 1440, zu Komorn, bey geöffneten Thüren und bey der Anwesenheit einiger Magnaten den Prinzen Ladislaus Posthumus, der nebst einer ausgezeichneten Schönheit auch große Ähnlichkeit mit

seinem Ahnherrn Sigismund hatte, und dieß bewirkte, daß Elisabeth und mehrere Große des Reiches die Sendung nach Pohlen bereuten. Graf Ulrich von Cily, Oheim der Königinn, selbst nach der vormundschaftlichen Beherrschung des Reiches lüstern, drohte mit einem Kriege von Seite Kaiser Friedrichs. Der dem edlen Albrecht dargebrachte Eid, das Bewußtseyn des begangenen Unrechts, bewog eine zahlreiche Partey, den neugebornen Prinzen anzuerkennen und die Abgeordneten aus Pohlen zurückzurufen. Diese meinten ihre weit vorgerückten Unterhandlungen nicht abbrechen zu können, sie unterzeichneten am sechzehnten Tage nach Ladislavs Geburt jenen Vertrag und die Partey unter den Reichsbaronen bestätigte die Vergleichungsurkunde schon am vierten Tage nach der Ausfertigung mit ihren Unterschriften und Insiegeln. Elisabeth ließ die Gesandten nach ihrer Rückkehr als Gefangene behandeln. Hunyad blieb unerschütterlich bey seiner erst gefaßten Meinung.

In Lithauen wurde Wladislav aufgehalten. Elisabeth schrieb einen Landtag nach Stuhlweißenburg aus, wo sie durch Ladislav Gara die heilige Krone sich angeeignet hatte, das Kind Ladislav den 14. May d. J. durch den Cardinal Erzbischof gekrönt und von seinem Großoheim, dem Grafen Ulrich von Cilly, eine Capitulation oder Inaugurations-Acte beschworen wurde. Elisabeth, um das heilige Kleinod der Reichskrone nicht zu verlieren, begab sich nach Preßburg, damit sie dem Herzog Friedrich von Österreich näher

wäre, der für Albrecht zum König der Deutschen erwählt worden war.

Wladislav kam bald nachher aus Pohlen bis Käsmark, beschloß aber augenblicklich umzukehren, da er die Vorgänge in Stuhlweißenburg vernahm; Bischof Simon von Erlau beredete ihn aber, bis nach seiner Stadt und bis nach Ofen vorzugehen. Man suchte die Krone im Schlosse zu Wissegrad vergebens, und krönte sohin den pohlnischen König am 17. July mit der Krone, welche auf dem Haupte des heiligen apostolischen Königs Stephan im Grabe ruhte.

Es wurde ein neuer Reichstag ausgeschrieben, und auf die nebstbey durch Wladislav verheißene Amnestie für alle Anhänger Ladislavs stellten sich der Erzbischof von Gran und Gara, wurden aber mit Todesfurcht dann zu dem Huldigungseide für den pohlnischen König gezwungen; auch Graf von Cilly wurde auf seiner Reise von dem eingeschlossenen Raab nach Steyermark gefangen und in Pflicht genommen.

Sobald Gara seiner Haft ledig war, rüstete er Dalmatien und Kroatien für die, ihres väterlichen Erbtheils beraubte Waise, siegte mit vielem Vortheil, als Hunyad ihn bey Batta, nicht weit vom Kloster Szekfard, gewaltig schlug.

Cilly besiegte hingegen bey Sarwar den Banffy von Lindau und der tapfere Böhme, Georg Giskra von Brandeis, bekam von seinem Waffenplatze Kaschau aus fast ganz Oberungarn für Elisabeth. Die Wiener-Bürgerschaft, Ladislaven unverbrüchlich getreu, stärkte der Königinn unerschrockenes Volk in

der Stadt und dem Schlosse zu Preßburg, mit Lebensmitteln, Geld und neuer Mannschaft nach Bedarf.

Neue Gefahren kamen über das zerrüttete Ungarn von Außen her. Servien war überschwemmt, der Despot Georg flehte umsonst überall um Hülfe, floh verzweifelnd nach Antivari, von dannen nach Budua und Ragusa. Amurath forderte seine Auslieferung, versprach deswegen das ragusische Gebieth von Cattaro bis an die Drina zu erweitern, alle Schätze Georgs dem kleinen Freystaat zu überlassen, und Ragusa für die Zukunft den Tribut an die Pforte nachzusehen; aber er drohte zugleich im Verweigerungsfalle mit Feuer und Schwert.

Ragusa galt die Gastfreyheit mehr, als sie denjenigen fürchtete, von dem sie doch alles zu besorgen hatte; sie verweigerte die Auslieferung, rettete Georg nach Scardona in Dalmatien, von dannen nach Ungarn, und nach vier Jahren schickte ihm Ragusa alle seine indessen aufbewahrten Schätze, durch den Patricier Damian Giorgi zurück.

Amurath hatte inzwischen durch sechs Monathe dem von dem Ragusaner, Johann Zowann von Thalotz vertheidigten Belgrad heftig zugesetzt, durch mit ungeheuern Steinschleudern täglich erneuerte Stürme und auf der Donauseite durch mehr als hundert wohlgerüstete Schiffe. Als er des Zeitverlustes überdrüssig, seine Tausende unter Chalil, des Vernes Sohn, zu einem allgemeinen Sturme antrieb, und sie schon Wall und Graben zum Theil erstiegen hatten, wurden sie durch Minen in die Luft gesprengt, und kamen

im Dampfe um. Die Übriggebliebenen starben unter den Schwerthieben.

Amurath, an welchen Wladislav den Pohlen Lanzkiczky mit Friedensbothschaft abgeordnet hatte, war seines Sieges so gewiß, daß er ihn auf die Antwort bis nach dem Sturme warten ließ. Er sendete diesen aber nach mißlungenem Sturme und da er zum Rückzuge sich genöthiget sah, damit zurück an seinen König: »Belgrad müsse fallen, wann immer, wie immer! so fordere es die Dauer seiner Herrschaft, und wolle Wladislav nicht ewig kriegen mit ihm, so möge er es ihm nur sogleich abtreten.«

Hunyad, der schon bereit war, mit einem ungarisch-pohlnischen Heere zum Entsatze heran zu rücken, wurde i. J. 1441 zum Woywoden Siebenbürgens bestellt und überwand kurz nachher den Bascha von Semendria oder Sanderow, Isaak Bascha, der mehrmahls die Gegenden an der Theiß und zwischen der Drau und Sau erbärmlich verwüstet hatte.

Die zwey folgenden Jahre waren die merkwürdigsten seines Lebens, sie sind geschmückt durch eine ununterbrochene Reihe rascher Heerzüge, erstürmter Plätze, glücklicher Treffen, gewonnener Schlachten, und der kritische Scharfsinn Engels stellt diese an Heldenthaten überreichen Jahre so dar, daß aus selben sichtbar das hervorglänzt, was für Ungarn der Gegenstand des edelsten Stolzes und für jedes Gemüth, welches Siege für Freyheit und Recht mit empfindet, das schönste Beyspiel seyn und bleiben wird.

Hunyad befreyte im Jahre 1442 seine Woywod-

schaft Siebenbürgen. Mezeth Bascha stand mit einem zahlreichen Heere heiwärts vom eisernen Thore. Mit kleinem Volke, aber großem Muthe, wirft sich ihm Hunyad bey Szent Imreh entgegen. Das Treffen wendet sich für die Ungarn unglücklich, der Haufe des Bischofs Lepesch weicht, — er selbst stürzt und stirbt unter den Haufen der nachsetzenden türkischen Reiter. Hunyad vertauscht nun Rüstung und Helmzierden mit dem siebenbürgischen Edeln Simon von Kemeny und weicht zum Scheine aus der Schlacht. Kemeny hält den Andrang mit äußerster Tapferkeit auf, der um so wüthender ist, als die Türken in ihm Hunyaden vor sich wähnen und ihren Sieg durch seine Gefangenschaft krönen wollen. Auf einmahl fällt dieser ihnen aus dem nahen Walde unvermuthet und blitzesschnell in den Rücken; sie wanken, sie fliehen, den Bascha, seinen Sohn und 20,000 frißt das Schwert der Sieger, befreyt wird eine große Anzahl Christen-Sclaven, ungeheuer ist die Beute; — mit 3000 Siebenbürgern starb Kemeny den schönen Tod für's Vaterland.

Die nachgerückten Schwärme eines nicht minder gefürchteten Feldherrn Armurath's, des Schach Abbedin, an 80,000 stark, schlug Hunyad mit nicht mehr als 15,000 in der Gegend des eisernen Thores selbst und versprengte sie gänzlich. Erschreckt unterwarf sich Drakul, der Woywode der Walachen. — Wie vor zwey Jahren vor Belgrad der Sultan den Bothschafter Wladislavs, so hielt jetzt Wladislavs die türkischen Gesandten zurück, die mit schamlosem Übermu-

the Belgrad forderten, oder von der Krone Ungarn selbst eine ungeheure Summe als jährlichen Tribut. Der König zeigte ihnen die unermeßliche Beute, die eroberten Roßschweife, auf den ungarischen Lanzen die Köpfe ihrer Baschen und Beys; mit dieser Antwort hieß er sie von hinnen ziehen.

Auf diese Siege folgte die noch weit schönere Morgenröthe inneren Friedens im Reiche. Elisabeth war von ihren meisten Anhängern verlassen, oder doch nicht gehörig unterstützt, ja selbst mit ihrem Vetter Kaiser Friedrich zerfallen, weil dieser als Vormund ausschließend regieren, und ihr weder die Krone noch den Prinzen herausgeben wollte, wovon sie sich gleichwohl noch wichtige Vortheile versprach. Der Cardinallegat Eugens IV., Julian, wollte zwischen beyden Parteyen einen Vergleich vermitteln, dem zufolge Elisabeth ihre ältere Tochter Anna Wladislav, die jüngere Elisabeth an seinen Bruder, den böhmischen Titular-König Casimir vermählen, Wladislav Ungarn, doch ohne Königstitel, bis zu Ladislavs, Großjährigkeit beherrschen, und ihm (falls er noch während der Vormundschaft stürbe) nachfolgen sollte. Zugleich sollten alle Ansprüche Ungarns auf Podolien und die Walachey unwiderruflich an Pohlen abgetreten werden, und Wladislav überdieß den ganzen Zipser-District zum Ersatz der aufgewendeten Kriegskosten eigenthümlich erhalten. Hunyad in seiner Brust und Faust die Mittel findend, jede Handarbeit ungarischen Bodens zu schützen und zu erhalten, widersetzte sich diesem Vergleiche so ernstlich, daß

er zurück ging. — Wladislav gab gleichwohl die Hoffnung zum friedlichen Vereine nicht auf. Er besuchte die Königinn in Raab, brachte mehrere Tage in geheimen Unterredungen mit ihr zu, endlich schieden sie als Freunde am 16. December und am 19. darauf starb Elisabeth plötzlich, nicht ohne Verdacht beygebrachten Giftes; — eine That, die doch niemahls dem ritterlichen Wladislav angeschüldiget werden kann.

Obgleich der folgende Feldzug in sehr kurzer Zeit geendiget wurde, bekam er doch den Beynahmen der Lange, weil eine solche Reihe der Thaten in so kurzer Zeit, den weniger Unterrichteten ganz unglaublich schien.

Den Rücken zu sichern, wurde mit Kaiser Friedrich (Wladislavs Gegner, als Vormund des vierjährigen Ladislaus und als Pfandherr wichtiger Schlösser und Plätze in Oberungarn) ein Stillstand auf zwey Jahre geschlossen. Besonders durch das Geld des Despoten Georg, sammelte Hunyad 25,000 Mann, worunter 12,000 auserlesene Reiter; aus Eigenem verwendete er überdieß 32,000 Goldgulden zur Ausrüstung derselben.

Die am 22. Junius 1443 auf dem eben versammelt gewesenen Landtage zusammengebrachte Reichsarmee brach mit der Schaar Hunyads, und den von dem Cardinallegaten Julian Cesarini gesammelten Kreuzfahrern, von Ofen auf, und fielen über die Donau in Servien ein. Isaak Bascha zog alle seine zerstreuten Gränzposten an dem Flüßchen Zlatnitza zusammen,

Hunyad schlug ihn, 2000 Türken blieben auf dem Schlachtfelde, 4000 wurden gefangen.

Wladislav blieb nun mit der Reichsarmee hinter der Morawa stehen. Hunyad mit seiner Mannschaft und mit jener seiner Mitwoywoden, Niclas von Ujlak, überschwemmte die Bulgarey, eroberte Nissa, welches zur Vergeltung dessen, was in Siebenbürgen geschehen, geplündert und den Flammen zur Beute wurde. Drey von verschiedenen Seiten zur Hülfe herbeyeilende türkische Armeecorps unter Czegh Bey, Turhany Bey von Thessalien und einem furchtbaren Bassa, (man glaubt Thesetes, Vrenes Sohn) wurden von Hunyad völlig überwunden. Er drang bis an den Hämus und nur die von den Türken eilig aufgethürmten undurchdringlichen Verhaue hinderten ihn, den Schrecken seines Nahmens, jenseits desselben, bis in das innerste Griechenland und an die ägeischen Gewässer hinzutragen. Er verfolgte sofort die Fliehenden bis nach Sophia, welches kein besseres Schicksal erfuhr, als Nissa getroffen hatte. Die schwere Beute wurde versenkt, gleichwohl murrten die Truppen nicht.

Hunyad drang, nach einer augenblicklichen Ruhe zu Islati, durch die Pforte Trajans nach Philippopol, auf daß Amurath in seiner stolzen Residenz zu Adrianopel vor den ungarischen Säbeln erzitterte. Allein schon kam dieser mit zahlloser Heeresmacht Hunyaden entgegen. Er hatte die geschlagenen Heere gesammelt, mehrere ihrer Anführer hinrichten lassen und mit zwölf kriegberühmten Beys sendete er den fürchterlichen Chazanes wider die Hauptarmee unter Wla-

dislav an der Morawa. Der Sultan selbst und der Kern seiner Truppen sollten den Vortrab vernichten, an dessen Spitze Hunyad, der Schrecken der Ungläubigen stand. Dieser zog sich, nach seines Kriegsraths einstimmiger, aber gegen seine eigene Meinung, langsam auf die königliche Armee zurück und wendete sich rechts, als er im Marsch auf Chazanes stieß. Die zahllose Menge, der schreckliche rohe Grimm der von ihrem Sultan um der öfteren Niederlagen Willen grausam mißhandelten Feinde, beengte den Helden einen Augenblick, aber auch nicht länger als einen Augenblick. Das Terrain war seiner trefflich geübten, wenn schon kleinen Reiterey günstig, — ihm im Rücken brach Turhany Bey hervor, nur drey Märsche war Amurath noch entfernt. Hunyad stürmte über die zehnfache Überzahl her, wenige Beys entrannen dem schrecklichen Würger, unter ihnen Chazanes selbst, Karam Bey wurde mit mehreren Tausenden gefangen, siebzehn Roßschweife und unermeßliche Beute erobert.

Nun war der Weg zu Wladislav auf eine glorreiche Weise geöffnet und die Vereinigung geschah am Ende Octobers bey Skarona. Zahlreiche Haufen von Bulgaren, Bosniern, Arnauten und Serviern vereinigten sich mit den Ungarn, nach langer Furcht und unwilligem Gehorsam, durch Hunyads reißenden Siegeslauf, zum Kampfe auf Tod und Leben wider den schrecklichen Unterdrücker begeistert.

Nichts desto weniger befahl Amurath seinem Schwager Hassan Bey, Bascha von Natolien, die Ungarn zu schlagen. Hunyad, obgleich sein kleiner

Heldenhaufe sehr geschmolzen war, und der Sultan alle Kräfte in Bewegung setzte, war dessen hoch erfreut und lud den kranken Ujlak, in einem Schreiben vom 9. November 1443, ein, sich gewaltsam aufzuraffen und den schönen Kampf mitzukämpfen und schloß: »Ich sehe keine andere Möglichkeit vor mir, als mit Amurath zu schlagen. Werde was Gott will! — Wer kann ewig leben und da es einmahl gestorben seyn muß, wie kann man schöner sterben, als für den heiligen Glauben!«

Um besserer Kundschaft willen, ließ Hunyad seine Feldwachen dicht an dem Feind — und sie nur Schritt vor Schritt auf Wladislavs Heer zurückziehen. Auf dem verlassenen ungarischen Lagerplatze blieben einige Kranke und Verwundete zurück, bey ihrem Anblick sprach Hassan Bey, mit dem ächten Übermuth eines Neulings zum Sultan: »Was für ein armseliges Volk sich doch unterfängt, der Osmannen herrliches Reich zu erschüttern!« Ihm erwiederte Amurath: »Der Gott der einige, lasse dich vorerst nur wieder glücklich hervortreten aus dem Kampfe, der dir jetzt so leicht scheint. Dann bin ich begierig zu hören, was du denkest von den Männern, vor welchen ich selber geflohen bin.«

Bey Kunowitza, auf der Ebene Jalowetz, standen beyde Heere einander so nahe, daß sie wechselseitig ihre Feldmusik hörten. Hunyad sprach wenig zu den Seinigen: »Des erworbenen Ruhmes sollten sie gedenken und auf Gott vertrauen. Der Türke sehe, wenn er falle, das Paradies offen und die Arme der

Houris ihn zu empfangen, — sie, die eben jetzt mit ihren Brüdern gegessen, würden, wenn sie das Leben hingeben im heiligen Streit, das Nachtmahl mit Christus einnehmen."

Hassan Bey vermied den ganzen Tag über das Treffen bis an den späten Abend, um im Fall eines unglücklichen Ausganges, seine Schamröthe und seine Flucht im Dunkel der Nacht zu verbergen. Hunyad mit den Seinen zog seitwärts, die Türken zu umgehen und von einem Angriff auf des Königs Lager abzuhalten. Kaum hatte er die Schlacht angefangen, brach auch schon das Heer aus dem Lager. Niemand vermochte es zurückzuhalten, mit stürmischer Hitze und lautem Geschrey in die Linie des Feindes, Wladislav mit, ein Pfeil fuhr ihm durch den Finger, — die feindliche Ordnung wurde gar bald gebrochen; aber die Nacht wollte die allgemeine Flucht der Türken begünstigen. Da trat — als wäre auch der Himmel auf der Seite der Ungarn, der Mond hellschimmernd aus den Wolken hervor, die Osmanen wurden ohne Unterlaß verfolgt, mehrere Heeresfürsten und Hassan Bey selbst, von Georg Marnavich gefangen, über 18,000 Türken lagen entseelt auf der Wahlstätte. Die Kirche der heiligen Jungfrau zu Ofen ward mit Roßschweifen, Fahnen und anderen Siegeszeichen angefüllt, die der fromme Hunyad dahin überbrachte.

Der mit Ende November hereinbrechende strenge Winter nur, eine im Lager ausgebrochene Pferdeseuche, drückender Mangel an Lebensmitteln und das gänzliche Verderbniß der Wege bestimmten Hunya-

den, einen Feldzug zu endigen, in welchem er, vom Ende des Junius bis Ende Novembers, in zwey Hauptschlachten, vier entscheidenden Treffen und unzähligen kleinern Gefechten ununterbrochen siegreich gewesen war.

Große Thaten bleiben überhaupt selten unfruchtbar und auch Hunyads Siege erzeugten seinem Vaterlande und Italien eine neue Vormauer, an den unwirthlichen Felsküsten des adriatischen Meerbusens. Georg Castriota, jüngster Sohn Johanns, eines abgetheilten Fürsten in Albanien (Epirus), von Ältern und Heimath und den unvertilgbaren Erinnerungen der Kindheit losgerissen, in der traurigen Bestimmung einer Geisel für seines Vaters Treue, jeden Augenblick ungewiß, wann der Sultan Ursache habe, ihn zu schlachten, an Amuraths Hofe erzogen (wie einst zu Rom der Cheruskenführer Hermann), seiner Ahnherren Glauben nur dunkel erkennend, zu den widersprechenden Lehren Mahumeds gezwungen und beschnitten, — war nach Rache, nach dem Blute des Unterdrückers längst lüstern gewesen. Nun ließ dieser noch Georgs Brüder durch Gift aus dem Wege räumen, ihn verschont er nur, weil er den verschlossenen Jüngling für unbedeutend hielt und zu seiner einnehmenden Schönheit eine Liebe trug, die mit manchen andern Lastern von den überwundenen Griechen auf ihn übergegangen war. Der alte Castriota starb, — statt Georgen in sein Erbe einzusetzen, ordnete Amurath einen seiner Beys nach der Hauptstadt Croja ab. Georg, seinen Groll vorsichtig verbergend,

machte die unglücklichen Feldzüge Amurathś wider Ungarn mit, von welchen so eben Erwähnung geschah. Als Karan Bey geschlagen war, lockt Castriota seinen Geheimschreiber an einen einsamen Ort, zwingt ihn, den Säbel auf der Brust, einen Ferman an den Bey zu Croja mit dem Befehle auszufertigen, diese Stadt Castriota zu übergeben — dann stieß er den Effendi gleichwohl nieder. Der Betrug gelang, Georg wurde mit einer Schaar verschworner Albaneser (Arnauten) in Croja eingelassen. In wenig Tagen war der Bey und alle türkischen Befehlshaber und Besatzungen in ganz Epirus niedergemacht, Castriota als Befreyer und Herr seines Vaterlandes gegrüßt. Geld gab Frankreich, Neapel, der Papst, Schiffe Venedig, Anhang im Lande seine Heirath und das herrliche Geschenk der Freyheit.

Vergeblich wendete der erzürnte Amurath, vergebens Mahumed sein Sohn, Übermacht, Gold, Kriegskunst, Verführung an, diesen furchtbaren Bundesgenossen zu bändigen. — Ihre Heereszüge waren eben so viele Niederlagen und die dreymahlige Belagerung von Croja und jene von Sfetigrade sind an gegenseitiger Erbitterung und an Beyspielen der Unerschrockenheit, jener von Sagunt im hohen Alterthume nur darin unähnlich, daß dort Selbstvertrauen und Muth zum Schutz angeborner Freyheit wider Fremdlingsjoch — einen bessern Ausgang nahmen, als in Sagunt durch des zaudernden Roms, nicht durch eigene Schuld. Skanderbeg befolgte immer das gleiche System, — denn nur ei-

nes kann das beste seyn, — Weiber, Kinder und Greise schickte er bey der Annäherung der Türken in das venezianische Dalmatien, das flache Land ward verwüstet, von ihm selbst, Vieh und aller Lebensvorrath in den festen Plätzen zusammengehäuft. Er mit seinen leichten Reitern und wohlgeübtem Fußvolke, worunter viele Scharfschützen und Schleuderer, zog sich in die tiefsten Wälder auf das höchste Gebirg. So klug und nicht minder glücklich, als einst gegen den großen Hannibal der Dictator Fabius, vermied er es, ein Haupttreffen zu liefern, bis die Türken durch unaufhörlichen kleinen Krieg ermüdet, unmuthig, geschmolzen waren. Auf diese Weise konnte er angreifen, wann, wie und wo er wollte. — In zwanzigjährigen Fehden hat er mit eigener Hand zwey tausend Osmanen erlegt, in mehr als vier hundert Gefechten ein einziges Mahl eine leichte Wunde erhalten; — als er einst Amurath aufzusuchen, mit seiner geringzähligen Leibwache mitten ins türkische Lager hineindrang, von seinem Heere abgeschnitten, von seinem Feldherrn Moses schon für verloren gegeben war, hieb er sich gleichwohl durch, und stieß wieder zu ihm, der sich schon längst zurückgezogen hatte. Gegen Amuraths Hunderttausende hatte er nie mehr als 6000 Mann treffliches Fußvolk und bey 4000 auserlesene Reiter, von denen er jeden mit Vor- und Zunahmen zu nennen wußte. »Mehr, pflegte zu sagen, würde ihn nur hindern in seinen Bergen.« Wirklich zeiget ein einziger Blick in den Spiegel der Erfahrung, daß die siegreichsten Heere immer da eine Gränze ihres

reißenden Laufes fanden, wo sich ihnen auf wildem Gebirg, im tiefen Walde, ein Völklein, arm und frey, stolz auf beydes, einen über sich, einige unter sich, entgegenstellte. Also Perser und Parther, die arabischen Beduinen und Pelayos Begleiter in den asturischen Berghöhlen, die Bergschotten, Darlekarlier und Camisarden, Schweizer und Tyroler, Mainotten, Drusen und (eben wo einst Castriota) die Montenegriner.

Ein überschauender Feldherrnblick, ein Schlag, — wobey oftmahls mehr Glück als Recht, — mag hinreichen, die flachen Länder, wo die Wasser sanft, die Erde willig, Lüfte und Menschen weich sind, zu unterwerfen; — aber das Joch den harten Gebirgsrücken aufzuzwingen, ist etwas ganz Anderes. Wo Regen und Sonnenblick, Stürme und Unwetter, wo die Elemente Jahr aus, Jahr ein, den Richtungen folgen müssen, die ihnen jene Grundfesten der Erde allväterlich vorschreiben, da verschwindet auch der launenhafte Wille der Eroberer, wie ein Sonnenstäubchen, im unermessenen Luftmeer. — Ohnmächtig brach sich der schäumende Zorn Amuraths an Epirus, wie an seinen Felsenrissen die empörte adriatische See.

Anspielend auf Macedoniens alten Kriegsruhm und auf seiner Könige Größten, nannte sich Castriota Iskienderbegh (Skanderberg, das ist Alexander).

Erst im Februar 1444 kam Wladislav mit Hunyaden nach Ofen zurück. Der Despote Georg von Servien wurde wieder eingesetzt, Amurath durch den bedenklichen Aufstand, welchen seine Strenge in Ca-

ramanien hervorgebracht hatte, im Rücken bedroht. Hunyad warb von Neuem, both zum Verderben der Türken alles auf, was nur die Waffen tragen konnte, und verpfändete seine Besitzungen, um die wichtige Beysteuer von 63,000 Ducaten zu den großen Auslagen des bevorstehenden Zuges leisten zu können. Georg übertrug ihm am 3. July 1444 zu Ofen in seinem, Helenens seiner Gattinn, seines Sohnes Lazar und in seiner übrigen Kinder und Enkel Nahmen, das herrliche Schloß Villagosvar, sammt der Herrschaft und vielen Städten, Schlössern und Flecken, für sich und seine beyden Söhne Ladislaus und Mathias Hunyady, zu einem schwachen Zeichen unbegränzter Dankbarkeit, daß Georg und sein Geschlecht ihr Eigenthum und Erbe, durch seine Heldenthaten, wider die Übermacht der Feinde ruhmwürdig behauptet haben. Zugleich versprach Georg, bey den künftigen Unterhandlungen zu bewirken, daß der Großherr Hunyaden 40,000 Ducaten als Lösegeld für den gefangenen Karam Bey bezahle.

Hunyad, — der sich seit 1442 Siebenbürgens Woywoden und des Königs Wladislav Generalissimus, supremus capitaneus armorum nennt — schuf seinem Vaterlande auch in Bosnien eine neue Vormauer. Der König Stephan Thomas gelobte (zu Bobowatz am 3. Juny 1444 — unverbrüchliche Treue der Krone, ewige Freundschaft dem Hunyad, seine Völker zum Dienste Wladislavs bereit, seine Vesten den Ungarn stets offen zu halten. So war Bosnien zugleich dem, Hunyaden so feindseligen,

ewig unruhigen Cilleyischen Geschlechte für immer verschlossen.

Amurath nicht gesinnt, zugleich in Asien und Europa wider mehrere Feinde zu steiten, hatte schon im Anbeginne dieses Jahres voraus Emissarien an seinen Schwiegervater Georg gesendet, — um dessen und Ungarns Gesinnungen über Krieg und Frieden vorerst zu erforschen. Er versprach ihm die Hälfte des jährlichen Schutzgeldes nachzulassen und schickte ihm seine beyden Söhne, Georg und Stephan zurück, denen er (1440) zu Amastris, auf den Rath des wüthenden Eiferers Phadulach, die Augen hatte ausstechen lassen.

Georg, des vielleicht nicht sobald wiederkehrenden günstigen Augenblickes froh, in seinem hohen Alter, der Ruhe zu genießen, unterhandelte rastlos mit dem Könige Wladislav und allen Männern von Einfluß und Ruhm, für den Frieden. Er stellte ihnen vor, die Byzantiner hätten schon sich selbst verlassen, für sie werde also keine Hülfe groß und stark genug seyn; die Flotte Herzogs Philipp des Guten von Burgund, von seinen und päpstlichen Söldnern besetzt, die den Türken die Verbindung mit Asien sperren sollten, wäre nur auf dem Papier und in dem vielversprechenden Munde des Legaten Julian; noch seyen allzuviele feste Plätze in Servien und in Bulgarien vom Feinde besetzt. Man solle sich daher zuerst den Rücken sichern, und überhaupt habe ein fernerer Krieg keinen eigentlichen Zweck, da der Sultan erböthig sey, diese Provinzen freywillig ab-

zutreten. — Die oberwähnte Schenkung Georgs an Hunyaden, war minder Dankbarkeit als vielmehr Arglist, um den Helden unvermerkt für den Frieden, und den Genuß der Früchte desselben geneigter zu machen.

Wirklich begannen seine Künste über das Kriegsgeschrey des Legaten zu siegen. Georg lud den Sultan ein, förmliche Unterhandlungen zu eröffnen. Amurath, mitten unter seinen ungeheuren Entwürfen immerdar von hypochondrischen Anfällen, vom tiefen Gefühle der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen gepeiniget, — war so eben im Begriffe nach Asien überzuschiffen, um erst den aufrührerischen Karaman Oglu in Ikonium zu züchtigen, dann das Reich seinem hoffnungsvollen 10jährigen Sohne, Muhammed, abzutreten, und sein Leben zu Magnesia in der Einsamkeit zu beschließen. Vorher sendete er noch — Anfangs July 1444 — mit stattlichem Gefolge einen griechischen Renegaten als Bothschafter nach Ungarn, um von Frieden zu handeln. Dieser kam auf seiner Reise zuerst zu Hunyad, und erklärte, (sey es aus Arglist, seys aus dem Wahne, der, dessen Kraft den Sieg gefesselt, habe auch die Macht, den Überwundenen den Frieden zu schenken,) nur mit ihm unterhandeln und abschließen zu wollen. Kalt und befremdet, erwiederte dieser: „Ich herrsche nicht, ich werde beherrscht. Gehet hin zum König; vor ihn und das Reich, nicht vor mich, den Feldherrn, gehört euer Anbringen.“

Sofort rieth Hunyad dem Könige, sogleich einen Reichstag nach Szegedin zu berufen, aber auch eben dahin das Heer zu versammeln, um dem türkischen Gesandten Ungarns Stärke desto sichtbarer zu machen, und auf den Fall des Bruches der Unterhandlungen, augenblicklich losschlagen zu können. Wirklich — und vorzüglich darum, weil Kaiser Friedrich noch immer feindselige Absichten wider Wladislav zeigte, der seinem Neffen und Mündel Ladislav die Krone vorenthielt — kam — am 4. August — mit den Türken ein zehnjähriger Stillstand zu Stande. Die Hoheit über die Walachey sollte zwischen dem Großherrn und Ungarn gemeinschaftlich seyn, ganz Servien, das dazu gehörige Gebieth von Chulm, der Herzegowina und Albanien sollte von den Türken geräumt, und 70,000 Ducaten, als Lösegeld für den gefangenen Bascha von Natolien, Hassan Bey, bezahlt werden. — Bey der bald darauf wirklich erfolgten Einsetzung Georgs, sorgte Hunyad vorzüglich für die Sicherheit Ungarns, daß er Kutschewo und Branitschew und die übrigen Zugehörden des Banats von Machow, so wie jene des Banates oder Gränz-Commandos von Szöreny (Sewerin) nur ungarischen Truppen anvertraute, den Oberbefehl in ersterem dem tapferen Emerich von Marczal übertrug, in letzterem sich selbst vorbehielt.

Aber der Szegediner Friede war eben so schnell gebrochen als geschlossen. Der Papst eiferte mit der größten Heftigkeit und in den unsanftesten

Ausdrücken dagegen. Der griechische Kaiser Johann Paläologus (der bloß um den Beystand des heiligen Stuhles und des Abendlandes zu erhalten, kurz bevor mit Eifer an der Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche gearbeitet und sich dadurch den Haß und Fluch seiner Unterthanen zugezogen hatte), machte Wladislaven die bittersten Vorwürfe; nicht minder Castriota, den der König noch vor wenigen Monathen, in einem schmeichelhaften Handschreiben zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges aufgemuntert hatte; und eine Flotte von 125 Galeeren und bewaffneten Fahrzeugen mit einer großen Zahl Landungstruppen legte sich, von dem Cardinal Franz von Florenz befehliget, vor Gallipoli und am Eingange des Bosphors vor Anker, um der Osmanen Macht in Asien, von ihren Besitzungen in Europa abzuschneiden.

Scham und Reue erfüllten nun die Ungarn, daß sie, obgleich Sieger, doch mit solcher Übereilung einen Separatfrieden abgeschlossen hätten, bey welchem das große Interesse der Christenheit und jenes ihrer Alliirten auf eine, fast unanständige Weise außer Acht gelassen worden; daß sie sich zugleich dadurch in einem Moment die Hände gebunden hätten, der zur Vertreibung der Türken aus Europa unstreitig der günstigste war.

Darüber, daß man die Feindseligkeiten ohne Zeitverlust erneuern müsse, war man bald einig; — nur das Wie? verursachte noch einige Verlegenheit, da der Friede vom König und den Baronen feyerlich

beschworen worden war, und die Türken, — die es sonst mit Verträgen und Eiden gegen die Christen so genau nicht nähmen — dieß Mahl nicht die mindeste Ursache zur Beschwerde über Verzögerung oder Verletzung der Friedensbedingnisse gaben. Den bequemsten Ausweg öffnete endlich der Cardinallegat Julian, der sich schon in den Hussitenkriegen den Nahmen gemacht hatte, daß er immer der Erste zu Krieg und Schlacht aneifere und eben so auch immer der Erste auf der Flucht gewesen sey. — „Da der Friede Ungarns mit den Ungläubigen eine Angelegenheit sey, die die gesammte Christenheit betreffe, so habe darüber ohne Einwilligung des heiligen Vaters Nichts gültig beschlossen werden können. Der Szegediner Vertrag sey somit nicht nur unkräftig und nichtig, sondern seine Beobachtung ein Verbrechen gegen den Glauben.“

Diese Ansicht verfehlte ihre Wirkung nicht; — Wladislav, der vor wenigen Wochen den Frieden mit Amurath beschworen, legte nun einen neuen Eid in die Hände des Cardinallegaten ab, ohngeachtet der schon vorgerückten Jahreszeit, noch in diesem Jahre die Osmanen anzugreifen.

Hunyad mißbilligte diesen Bruch der Treue am meisten; — sein Thatendurst, seine bis zum Aberglauben und Verfolgungsgeist verirrte hohe Verehrung der rechtgläubigen Kirche, übertäubten gleichwohl nicht die Stimme seines Ehrgefühls und Gewissens. Er, sonst der Erste im Felde, mit Streit, rüstet nun langsam, bedenklich, nicht ohne böse Ahnung.

Der König und der Legat gewannen ihn endlich durch das allerdings verführerische Versprechen: — es sollte zuvörderst Bulgarien erobert und daselbst ein Reich für ihn gestiftet werden. Ihm, dem Helden Ungarns und seinem Geschlechte, in dem sein Nahme und seiner Thaten Gedächtniß fortleben werde, den Feinden zum Schrecken, zur erhebenden Erinnerung den Freunden, — sollte die Krone dieses Reiches, mit ihr der Ruhm verbleiben, die Vormauer Ungarns und der ganzen gesitteten Welt zu seyn. Ein nicht minder heftiger Gegner des Friedensbruches, Robert Thury, schwieg, als ihn der König schon im voraus zum Ban von Macedonien ernannte; ähnliche ganz vom Ausschlag des bevorstehenden Feldzuges abhängende Expectanzen wurden Anderen zu Theil.

Niemand war über diese Wendung der Dinge mehr betroffen, als der rascische Despote Georg und Drakul, Hospodar der Walachey. Beyde mußten in ihrer Lage zwischen den Türken, Pohlen und Ungarn keinen sehnlicheren Wunsch hegen, als die Fortdauer des Friedens, — beyde, da er einmahl gebrochen war, in der äußersten Verlegenheit seyn, welcher Partey sie betreten wollten. Der Zug begann, — jener Wladislavs über Orsowa, wo ihm Drakul mit einem zahlreichen Gefolge die heuchlerische Versicherung seiner Ergebenheit darbrachte, — Hunyad durch Siebenbürgen nach der Walachey, in der er aus gegründetem, aber unzeitigem Haß wider Drakul schlechte Mannszucht hielt. Beyde trafen bey Nikopol zusammen. Servien lag außer dem Plane des

Feldzuges; — dadurch bekam Georg die Freyheit, das zu beobachten, was Ungarn das Schädlichste war, eine bewaffnete Neutralität.

In diesem Geiste warnte Georg den ungarischen König: „Mit so viel Leuten, als er jetzt zum ernsten Kriege führe, — Wladislav hatte nicht viel über 19,000 Mann — pflege der Sultan auf die Jagd zu ziehen.“ — Amurath gab er von dem Marsch des Königes Nachricht, und hielt Skanderbegen, durch ungeheure Verhaue bey Biele Zarkwe, und durch zahlreiche Gefechte im Gebirge ab, zur rechten Zeit in der Bulgarey einzutreffen, wohin der König bereits vorgedrungen war.

Die Ungarn, durch einige Haufen Kreuzfahrer verstärkt, befahlen den Türken in den festen Plätzen Sumen, Petrecz, Mahoratz, Gallatz und Varna mit freyem Geleite nach Asien hinüberzuschiffen. Nur Sumen und Petrecz wagten es Widerstand zu leisten. Die Besatzung wurde deßhalb sammt den Einwohnern niedergemacht. Aufgemuntert durch die leichtfertigen Versicherungen des Fürsten Thersitz von Börrhöa, drang die ganze ungarische Macht bis ans schwarze Meer vor, und lagerte sich in und um Varna. Als in Asien der Heerzug der Ungarn und der Bund kund geworden, welchen die christlichen Fürsten gemacht, wider die Kinder des großen Propheten, versammelten sich die Feldherren und obersten Staatsbeamten zu Magnesia, und verlangten ungestüm, Amurath sollte die Zügel der Herrschaft wieder aus der ungewissen Hand des Jüng-

kings Mahumed übernehmen. Es geschah: Amurath zog sogleich ans Meer. Durch übergroßen Lohn bewog er die genuesischen Schiffer, sein Heer über den Bosphor zu setzen. Die große christliche Flotte merkte, trotz der verhältnißmäßig geringen Entfernung, diese Überfahrt nicht, und der Sultan landete ungehindert, oberhalb Varna, zur nicht geringen Bestürzung seiner Feinde.

Sogleich versammelte Wladislav einen Kriegsrath. Einige, mitunter auch der zweydeutige Drakul trugen auf einen schnellen Rückzug an, — Andere riethen, sich in die festen Plätze der Bulgarey zu werfen, und die Hülfe dort abzuwarten. Dieses verwarf mit stolzer Hitze Hunyad, und rieth, den Drakul des Verraths beschuldigend, sogleich zum Treffen. Drakul zog auf Hunyad und hätte ihn mitten im Kriegsrath ermordet, wäre er nicht zurückgewiesen, zur Bürgschaft für sein Betragen verhalten, und zur Vermeidung noch ärgerer Auftritte von der Armee entfernt worden, bey der er 8000 Walachen, unter seines Sohnes Befehlen zurückließ. Hunyads Meinung, des Königs falscher Ehrgeitz und die sprudelnde Hitze des Cardinallegaten Julian, entschieden wirklich für das Letztere, und auf diese Art erfolgte am 10. November 1444 die Schlacht bey Varna.

Im Rücken eine unersteigliche, gleichwohl zureichend besetzte Felsenhöhe, lehnte sich ein Flügel des Christenheeres an einen Morast und das Schloß. Die schwächsten Zugänge stärkte Hunyad durch Kriegsmaschinen und Wagenburgen. Den König umgab seine

prächtige und streitbegierige pohlnische Leibwache. Hunyad stellte sich an die Spitze eines auserlesenen Reiterhaufens, um überall gegenwärtig zu seyn, wo die Gefahr es fordern würde.

Amurath, wüthend über den Friedensbruch, entfaltete nun dieser Schlachtordnung gegenüber, sein fast zehnfach übermächtiges Heer. Von Rachedurst hingerissen, stellte er sich selbst — was nicht mehr geschehen war, seit sein Vater Mahumed den Sieg über seine Brüder und nach ihm Amurath das Reich erhalten — an die Spitze von 15,000 der tapfersten Reiter, und that damit einen wüthenden Anfall auf seine Feinde, ohne daß ihn das Fußvolk oder die übrige Reiterey auf den Flügeln, im gleichen Augenblick hätte unterstützen können. Hunyad sprengte ihm entgegen, schlug diesen stürmischen Haufen in eine unordentliche Flucht, und es gewann ganz das Ansehen, als sollten die Türken eine Hauptniederlage erleiden. Amurath, von Wuth und Scham zerfleischt, kaum mehr der Besinnung mächtig, ordnete schon den Rückzug an. Das Gerücht hiervon sammelte alle seine Bassen und Heeresführer in einen furchtbaren Kreis um ihn. Sie droheten ihn selbst nieder zu machen, wenn er, der sie in diese Bedrängniß geführt, sie nicht mit gleicher Kühnheit wieder herausführe. Er wagte demnach mit 6000 ausgeruhten Spahis einen zweyten Anfall, nicht glücklicher. Der ihn rastlos verfolgende Hunyad bittet im Vorüberreiten erst den Bischof von Großwardein, dann den König, ja nicht zu schnell ihre feste Stellung zu verlassen. „

sonst könne Alles wieder verloren gehen; er werde den Ungläubigen inzwischen keine Zeit lassen, sich von ihrer Verwirrung zu erhohlen. Doch dieses Bitten half wenig. Der Bischof, von der lachenden Morgenröthe des Sieges verführt, verfolgte die Geschlagenen bis an das Hintertreffen, durch dessen Übermacht seine Rotte zu weichen gezwungen und in den Morast gejagt wurde. Hunyads zahlreiche Feinde redeten dem jungen heftigen König unaufhörlich zu, Hunyad habe jenen Rath nur gegeben, um dieß Mahl ganz allein Ehre und Nutzen des Sieges zu ernten. Seine pohlnische Leibwache schalt und fluchte, daß sie den Sieg und die reiche Beute den Fremdlingen überlassen müsse, der König vermochte sich nicht länger zu halten, und rückte sehr schnell vor. Die Walachen, statt die Türken durch unaufhörliches Plänkeln in Athem zu halten, warfen sich vielmehr in ihrem Rücken auf das Lager, das Serail, und die schwer beladenen Kamele; sofort verschwanden sie mit der reichen Beute.

Amurath zieht in diesem entscheidenden Augenblicke die Urkunde des gebrochenen Friedens aus dem Busen, läßt sie auf einem Spieße hoch emporhalten, daß beyde Heere sie sehen möchten, und mit lauter Stimme rief er die Rache des ewigen Gottes auf die Eidbrüchigen herab, und den Muth der Söhne des Propheten an: „Diese Schlacht müsse ihren Ruhm und ihre Herrschaft in Europa entweder befestigen oder vernichten. Der Tod im heiligen Krieg sey besser noch, als das fünfmahlige Gebeth, als Wachen und Fa-

sten, und als Wallfahrten nach Mecca, der heiligen Stadt!“

Die Urkunde wanderte von Schaar zu Schaar, und der Geist erwachte wieder, durch welchen die Jünger Mahomeds, von Ostindien bis an die Gränzen Frankreichs, siegreich gewesen, — zugleich drang des Königs Haufen unklug in die ihn umklammernde Mitte der zahllosen Türken. Wladislav voran, Alles vor sich niederstoßend, ruft den Sultan zum Kampfe heraus. Er ersieht ihn und spornt hitzig das Pferd in die Rotte hinein, die den Großherrn umgibt. Dieser, gleichfalls nur mit Mühe zurückgehalten, schleudert des Königs Roß einen Wurfspieß in den Leib, es stürzt rücklings und begräbt den König in seinem Falle. Mit hundert Wunden tödten die Janitscharen den allzumuthigen 22jährigen Fürsten, hauen ihm den Kopf ab, und zeigen ihn auf eine Lanze gesteckt mit gellendem Freudengeschrey den bestürzten Ungarn. Im gleichen Augenblick kömmt Hunyad von der Verfolgung des geschlagenen Theils der feindlichen Armee zurück. Von dem Wagestücke und der Gefahr des Königs unterrichtet, bahnte er sich über Leichen einen Weg dahin, wo er ihn zu finden glaubt. Entsetzt bey dem Anblick, muß er gleichwohl darauf denken, den Rückzug zu ordnen. Bey einbrechender Nacht flohen beyde Theile, ungewiß, wer den andern überwunden? Amurath, eine Hinterlist vermuthend, nahm erst am zweyten Morgen nach der Schlacht, Besitz von der verlassenen ungarischen Wagenburg: „Seinen Feinden wünsche er solche Siege,“

sprach er. Über 30,000 Türken, aber auch bey 9000 Ungarn deckten das Schlachtfeld, unter ihnen sehr viele Edle und Prälaten. Julian wurde auf der Flucht von den Walachen erschlagen und ins Wasser geworfen. Ein Theil der Ungarn floh durch die Bulgarey, ein anderer auf Abwegen nach Macedonien, wo ihnen Skanderbeg nach besiegten unzähligen Hindernissen gleichwohl zu spät entgegen kam. Mit dem dritten zog Hunyad durch die Walachey gegen Siebenbürgen; — Drakul bemächtigte sich seiner, und warf ihn ins Gefängniß. Da sendeten die ungarischen Bischöfe, Prälaten und Reichsbaronen Bothschaft an Drakul: „Des Reiches ganze Macht und unversöhnlicher Zorn würden über ihn herfallen, wofern er Hunyaden nicht augenblicklich der Gefangenschaft entließe.“ Drakul that es, wiewohl sehr wider seinen Willen. Er begleitete ihn sogar ehrerbiethig bis an die Gränzen seiner Woywodschaft nach Kronstadt.

Mehr noch als die erlittene Niederlage, verwirrte Ungarn der Tod seines Königs. Venedig riß einen wichtigen Theil des Küstenlandes, die Pohlen einen Theil der Walachey und des nordöstlichen Ungarns an sich. Das Nordwestlichste war theils in der Gewalt Kaiser Friedrichs, theils der Böhmen, von Ladislavs Partey. — Katholiken, Hussiten und Schismatiker, unirte Griechen und Dissidenten und die Häupter der verschiedenen Parteyen befehdeten einander öffentlich. Kaiser Friedrich bestand gegen den an ihn abgesendeten Erzbischof von Gran fest darauf, weder Ladislav, noch die Reichskrone auszuliefern, außer in das, von

ihm selbst besetzte Preßburg. Gleichwohl setzten diese Unterhandlungen dem kurzsichtigen Ehrgeitz des Palatinus, Lorenz von Hedervara, ein Ziel, welcher Ungarn in einen Freystaat umzuwandeln, oder ihm aus seinem eigenen Adel einen König vorzusetzen dachte. Hunyad erklärte sich bestimmt für den rechtmäßigen Thronerben Ladislav. Durch rastlose Thätigkeit bewirkte er auf dem Landtage zu Pesth im May 1445 die Errichtung eines neuen Heeres und vom Papste den Befehl an die christliche Flotte im Bosphor, in die Donau einzulaufen. Zugleich drang Hunyad in die Walachey, verjagte Drakul und setzte den jüngern Dan wieder ein, dessen Vater im J. 1430 von eben dem Wlad Drakul ermordet worden war. Zu Nikopol kam er mit dem Admiral und Cardinallegaten Franz zum Kriegsrathe zusammen; — der Einfall des Grafen von Cilly in Croatien, zwang Hunyaden gleichwohl rückzukehren und diesen alten Feind zu demüthigen, obgleich die bald darauf gefolgte, weit aussehende Rebellion der Janitscharen, die Amurath zum zweyten Mahle aus seiner Einsamkeit hervorzutreten zwang, neuerdings eine Blöße darboth, den Tag von Varna zu rächen.

Im folgenden Jahre versammelten sich die Reichsstände, erst zu Stuhlweißenburg, dann auf dem Felde Rakos bey Pesth. Daselbst wurde — am 13. Juny 1446 — Hunyad einmüthig zum Gubernator während der Minderjährigkeit des Königs erwählt und ferners geordnet, daß alle im Laufe der bisherigen Unruhen geschlossenen Privatbündnisse nichtig seyen,

die usurpirten Besitzungen, Ämter und Würden resignirt, die neu erbauten Vesten — mit Ausnahme der Gränz- und solcher Festungen, die zur Vertheidigung ganzer Gespannschaften dienen — niedergerissen werden sollen. Auch erhielt der neue Gubernator Vollmacht, einen Gulden von jeder Feuerstätte, als außerordentliche Türkensteuer einzutreiben.

Im July eilte Hunyad wieder in die Walachey gegen Drakul, der den Dan mit Hülfe einer türkischen Armee vertrieben hatte. Drakul wurde geschlagen, verlassen, und starb auf öffentlichem Markte zu Tergowics durchs Schwert.

Neuerdings entglühte bey Ladislav das Mißvergnügen, daß er noch immer nicht in seinem angebornen Reiche, sondern unbekannt mit der Verfassung, mit den Sitten und mit der Sprache desselben, bey seinem, gegen Ungarn feindselig gesinnten Vetter Friedrich, zu Neustadt erzogen werde. — Auf wiederhohlte Weigerung, fehdete Hunyad den Kaiser, und mahnte vorzüglich die Bürger von Wien und die übrigen Unterthanen Ladislavs wider den Kaiser auf. Letzteren räumte er — am 10. September 1447 zu Ofen — alle jene Handelsbegünstigungen ein, welche sie auf den ungarischen Märkten und Dreyßigstämtern seit König Sigismunds Zeiten genossen. Wirklich wurde die ganze Gegend zwischen Neustadt, Haimburg und Oedenburg hart mitgenommen. Die dringenden Ermahnungen Papst Niclas V., und der herannahende Winter bewirkten endlich den Stillstand zu Radkersburg.

Das kommende Jahr war für Hunyad das unglücklichste. Er warb in allen Reichen der Christenheit um Beystand, fast alle Fürsten lehnten ihn ab. Carl VII. von Frankreich verhieß Beystand, sobald mit den Engländern ein dauerhafter Friede geschlossen seyn würde. Alphons von Aragonien und Sicilien gelobte Hülfe, Hunyad verließ sich darauf, aber sie blieb aus. Der Papst sendete ihm ein Fürsten-Diplom, aber weder Mannschaft noch Geld.

Hunyad war nun wieder seiner eigenen Kraft ganz allein überlassen. Amurath belagerte Skanderbegs Hauptstadt Croja. Der Gubernator, durch die falsche Nachricht, die von Alphons zugesicherte Landungsflotte beschäftigte den Sultan von der einen Seite, getäuscht, — wollte auf der andern gleichfalls eine mächtige Diversion machen, setzte am 10. September bey Kevo über die Donau, und überschwemmte mit etwas mehr als 30,000 Mann Servien. Der Despote Georg erklärte, als ein Abkömmling servischer Kaiser könne er nicht unter Hunyads Befehlen stehen, auch hätten es die Ungarn durch ihre neueste Begegnung nicht verdient, daß er gemeine Sache mit ihnen mache. Auf einmahl stand Amurath mit seinen 150,000 vor Hunyad. Dieses Mißverhältniß schreckte ihn nicht, der kurz zuvor in einem Briefe an den Papst sich im Eifer für sein Lieblings-System, die Offensive geäußert hatte: „Wie der Angreifende an Hoffnung und Muth eine unzuberechnende Überlegenheit über den besitze, der sich bloß darauf beschränkt, sich zu vertheidigen.“

Amurath, der die Hitze des Helden kannte, schickte mit dem Anscheine der Furcht acht Friedensbothen an ihn ab, und ließ sein Heer über die Sitnitza zurückziehen. Hunyad drang sogleich nach und am 17. October 1448 erfolgte eine zweytägige Schlacht, auf der durch den Tod Amuraths berühmten Ebene Kossowo *). Hier hatte Amurath II. nicht wie bey Varna, sein Heer in dicht gedrängten Colonnen hinter einander aufgestellt, deren eine nach der andern zum Treffen vorrückte, und wenn sie geschlagen wurde, immer auch die übrigen in Unordnung brachte. Er entfaltete vielmehr seine ganze Übermacht auf einer unabsehlichen, mit den gehörigen Zwischenräumen versehenen Linie. Die asiatische Reiterey stand auf den Flügeln, der Sultan selbst, mit dem Kern der Janitscharen und des groben Geschützes im zweyten Treffen. Hunyad that den Angriff; den ersten Tag war die Schlacht unentschieden, der Verlust der Türken ungleich größer. Sie zogen sich in ihr Lager, die Ungarn nach ihrer Wagenburg zurück, der Kampf hörte erst auf, als bey einbrechender Nacht kein Theil mehr den andern sah. Am 18. October erneuerte der Sultan das Treffen durch ganz frische Truppen; bey dem kleinen Haufen der tapferen Ungarn war eine solche Ablösung unmöglich. Sie unterlagen. Die Ersten des ungarischen Adels, die Banderien der vornehmsten Gespannschaften bezeichneten dieses berühmte Schlacht-

*) Das Amselfeld.

feld insgesammt mit ihrem Blute! Raub- und mordsüchtige Servier, die in allen Winkeln auf den Ausgang lauerten, tödteten und plünderten alles. Hunyad ließ in der Wagenburg die wenigen deutschen und böhmischen Hülfsvölker zurück, welche sich noch am dritten Tage — den 20. October — verzweifelt wehrten, und insgesammt durch die Säbel der Ungläubigen, oder in der Sclaverey umgekommen sind. Neun tausend Ungarn, über 34,000 Türken waren geblieben. Der Gubernator rettete sich mit wenigen Getreuen durch die Flucht. Das Erste, was ihm in dieser, seiner so unwürdigen Lage aufstieß, war ein ehrwürdiger alter Mann, mit langem silberweißem Haar und Bart. Mit überströmendem Herzen brach Hunyad in laute Klagen seines Unglücks aus. Da erwiederte ihm der Greis mit dem feyerlichen Ernste eines Sehers: „Das Maß der Unglücksfälle von dir und deinem Vaterlande ist noch nicht erfüllt. Mein Sohn! So lerne denn von mir, daß dieses Unglück nicht eher endigen, der Glücksstern der Christen nicht eher aufgehen wird, als bis von den Zinnen Constantinopels die Roßschweife der Türken wehen.“ — Auf Hunyads starkes, aber rohes, darum dem Aberglauben offenes Gemüth, machte diese träumerische, vielleicht boshafte Weissagung solchen Eindruck, daß er den im J. 1453 erfolgten Fall Constantinopels nicht nur nicht hinderte, sondern sogar heimlich wünschte.

Hunyad war kaum auf servischem Boden, als er erfuhr, der Despote Georg habe schnell durchs ganze Land kund thun lassen: Jeder flüchtige Ungar sollte

angehalten, genau ausgefragt, und falls Hunyad sich darunter fände, derselbe ihm sogleich vorgeführt werden. Reicher Lohn sollte dem werden, der den wichtigen Flüchtling ergreifen würde; die grausamsten Todesmartern hingegen sollten den treffen, der ihn entwischen ließe. Deßhalb trennte Hunyad sich sogleich von seinen Begleitern, dann von seinen kostbar geschmückten Waffen. Am dritten Tage, als er ohne einen Bissen Nahrung oder Tropfen Wassers in der verlassenen Öde umher irrte, fiel sein Pferd vor Mattigkeit unter ihm zusammen. Bey Swetschau verfolgte ein Türke lebhaft seine Spur, Hunyad barg sich in das Schilf eines Morastes; später stieß er auf zwey servische Räuber, die er durch Versprechungen bewog, ihm zu Wegweisern zu dienen; aber sie beschlossen heimlich, ihn auszuplündern und zu morden. Hunyad war verloren, als die zwey Räuber über das goldene schimmernde Kreuz, das er am Halse trug, unter sich selbst in einen heftigen Zank geriethen. Der eine wirft den Säbel weg, um den andern mit beyden Armen zu Boden zu werfen; behend faßt Hunyad ihn auf, haut den einen Räuber nieder, der andere flieht, aber er ereilt ihn und tödtet ihn gleichfalls. Gleichwohl irrte er noch einen ganzen ewig langen Tag, vom Hunger hart gepeinigt, herum. In der Gegend von Kladowa traf er einen Hirten, der ihn mitleidig in seine Hütte führte, und ihm Brot und Zwiebeln vorsetzte. Er entdeckte sich ihm mit dem Versprechen übergroßen Lohnes, wenn er ihn nach Belgrad brächte. Der Landmann verbarg ihn in seine Scheue, aber

seine nicht gleichgesinnten Brüder zeigten den Vorfall dem Ortsvorsteher an, Hunyad wurde am andern Morgen nach Semendria abgeführt und dem Despoten Georg ausgeliefert. Dieser schickte sogleich mit der überaus frohen Nachricht, Eilbothen an Amurath. In einigen Tagen hatte Hunyad schon einen sichern Plan zu seiner Befreyung. Der Hauptmann seiner Wache und die Wache selbst wurden von ihm bestochen; nur Waffen, Waffen sollten sie ihm geben, dann wollte er mit ihnen den servischen Civilbefehlshaber gleichfalls überfallen, und sich den Weg zur Flucht nach Belgrad öffnen. — Allein eines Soldaten unbedachtsame Rede verrieth das Ganze und der Gubernator wurde von nun an desto enger verwahrt.

So viele Feinde und zahllose Neider Hunyad auch hatte, fühlte gleichwohl ganz Ungarn, die Niederlage bey Kossowo wäre leicht zu verschmerzen, wenn nur Hunyad gerettet sey. Die Versammlung der Stände zu Szegedin forderte den Gubernator mit Verheißungen und Drohungen von dem Despoten zurück. Georg Marnavich, Hunyads alter Freund, der bey Kunowitza den gewaltigen Hassan Bey gefangen, erschien mit einem kühnen Heerhaufen vor Semendria und forderte den Helden zurück. Der listige Georg, — der ohnedieß über die Bedingnisse der Auslieferung Hunyads mit dem Sultan nicht hatte einig werden können, — stellte sich dessen höchlich erfreut, und schwur hoch und theuer, er habe Hunyad nur deßhalb anhalten lassen, um ihn vor den Nachstellungen der Türken desto gewisser zu verwah-

ren. Georg gab nun den Gubernator unter der Bedingung frey, daß ihm die in Ungarn besessenen und entrissenen Güter wieder zurückgegeben, Hunyads älterer Sohn Ladislav, als Geisel zu Semendria bleiben, der jüngere, Mathias, sich mit Elisabeth, des Grafen Ulrich von Cilly Tochter vermählen sollte, deren Mutter Katharina Georgs Tochter war.

Den 24. December traf Hunyad bey der Versammlung zu Szegedin ein. Im May des folgenden Jahres kam ein siebenjähriger Stillstand mit den Türken zu Stande, den Georg vermittelte, und von Seite des Reiches, der Palatinus Ladislaus von Gara und Niclas von Ujlak, der zweyte Woywode Siebenbürgens, abschlossen. Hunyad bereitete nun die Rache an Georg vor, welche dadurch begann, daß alle Versprechungen, welche Hunyad an Georg machte, von dem versammelten Reichsrath im J. 1450 als erzwungen und ungültig erklärt, seine ungarischen Besitzungen eingezogen, und größtentheils dem Hunyadischen Geschlechte eingeräumt, Servien selbst von dem Gubernator verheert wurde. Endlich demüthigte sich der Despot, und schickte vor allen den jungen Ladislav reich beschenkt seinem Vater zurück. Die Reichsräthe, auf Hunyads Fortschritte eifersüchtig, arbeiteten an dieser Versöhnung mit dem größten Eifer.

Blitzesschnell hatte sich Hunyad nach Preßburg zu Kaiser Friedrich begeben und daselbst am 20. October 1450 einen Vertrag abgeschlossen, in welchem der Kaiser ihn als Gubernator und dagegen Hunyad Friedrichen als König Ladislavs Vormund, und De-

sitzer und Pfandherr der in Ungarn inne habenden Plätze anerkannte.

Im Jahre 1451 endigte Hunyad den bisher unaufhörlich und mit abwechslendem Glücke geführten Krieg in Oberungarn mit dem Böhmen Giskra, mit Pankraz von Thurocz und dem Zipser Hauptmann Armith. Der Mündel Ladislav begleitete seinen Vetter Friedrich nach Italien, wo dieser zum Kaiser gekrönt wurde, und mit Eleonora von Portugal vermählte. Als der Kaiser zu Neapel war, beredete den jungen Prinzen sein Erzieher Niclas von Krottendorf, — der von einigen österreichischen, ungarischen und böhmischen Großen bestochen war, — zur heimlichen Flucht, allein der Anschlag wurde entdeckt, und an Niclas hart bestraft.

Mittlerweile hatte auch der walachische Hospodar Dan, Sohn dessen, welchen Hunyad wider Drakul eingesetzt, Anlaß zu vollwichtigem Verdacht hochverrätherischen Einverständnisses mit den Türken gegeben. Hunyad fiel im J. 1452 in die Walachey, ließ den gefangenen Dan blenden, und setzte seinen Oheim Wlad an seine Stelle.

Im nähmlichen Jahre, genährt durch die fortdauernde Abwesenheit des Kaisers in Italien, brach das Mißvergnügen der Ungarn, Böhmen und Österreicher über die Entfernung ihres angebornen Königs und Herzogs Ladislaus, in helle Flammen aus. Der Kaiser kam zurück, Hunyad sammelte ein Heer, vereinigte sich mit den Wienern, und zog im August 1452 vor Neustadt. Einige kaiserliche Haufen hatten sich

auf der Haide zum Widerstand aufgestellt, aber zwey große Donnerbüchsen der Wiener richteten unter ihnen solche Verheerung an, daß sie unordentlich nach der Stadt flohen und nur die übermenschliche Tapferkeit eines einzigen Mannes Andreas Baumkirchen, — der im J. 1471 als Aufrührer zu Grätz enthauptet wurde, — hielt die Ungarn und Wiener ab, zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen durch das offene Thor in Neustadt einzudringen; glücklich wurde noch das Schutzgitter herabgelassen, und eine förmliche Belagerung hob sich an.

Friedrich bekam zwar Hülfe aus Schwaben, von seinem sonst feindselig gesinnten Bruder Albrecht, aus Steyermark und Kärnthen. — Georg Podiebrad, Statthalter in Böhmen, kam mit einigem Volk heran, wiewohl zu spät, denn Herzog Albrecht von Bayern, und der Markgraf von Brandenburg Albrecht hatten bereits einen Stillstand vermittelt.

Mächtig war der Bund, der wider Friedrich zusammen gekommen, aus Ungarn der Gubernator Hunyad, der Palatinus Gara, der siebenbürgische Woywode Ujlak, der Judex Curiä Palocz, Johann von Perény, Oberrichter der Freystädte, Reinold von Rozgon, Obergespann der Szekler und viele andere Abgeordnete des Adels und der Städte, die Grafen Friedrich und Ulrich von Cilly, die Bannerherren von Slavonien und ihre Vasallen, der österreichische Landeshauptmann Ulrich Eyzinger, — der von Friedrich verbannt war, — die Äbte von Mölk, Göttweih, Herzogenburg, St. Pölten, Zwettel, Neu-

burg, Mauerbach, St. Andre und Waldhausen, die Edlen von Schaumburg, Waldsee, Lichtenstein, Pottendorf, Kahlenberg, Schreckenstein, Sausenegg, Stockhammer, Richolf Bürgermeister, und die Geschwornen von Wien, Krems, Stein, Klosterneuburg, Tuln, Zwettel, Korneuburg und viele andere.

Während Friedrich in Neustadt geängstigt wurde, und der am 5. März 1452 zu Wien geschlossene Bund den Kaiser aufs Äußerste bringen sollte, bedrohte Papst Niclas V. am 4. April 1452 alle diejenigen mit dem Bannfluche, welche nicht binnen 40 Tagen zur Treue gegen Friedrich zurückkehren würden. Vergeblich waren alle Bemühungen, den Aufrührern keinen Beystand zu leisten, vergeblich die Schreiben des Mündels Ladislav an Hunyad und die Ungarn, aber auch vergeblich die Appellation der excommunicirten Stände Österreichs von dem Papste auf ein allgemeines Concilium. Rudiger von Stahrenberg ängstigte zugleich die Wiener so, daß sie schon zur Unterwerfung an Friedrich geneigt waren. Endlich mußte der Kaiser doch auch den Mündel Ladislav — am 10. September 1452 — dem Grafen von Cilly, von Neustadt nach Berchtoldsdorf überliefern. Bald zog der König zu Wien ein. Am Wienerberg empfingen ihn der Landeshauptmann Eyzinger, 4000 weißgekleidete Knaben und Mädchen, die Universität, die Geistlichkeit und die Wiener Bürgerschaft. Am 10. November versammelte sich der Landtag zu Wien. Es erschienen als Gäste und Mittler, der Cardinallegat Niclas, die Bischöfe von Freysingen und Regenspurg,

die Herzoge von Sachsen und Bayern, und der weit gefürchtete Markgraf Albrecht von Brandenburg. Der Kaiser sendete als seine Abgeordnete, den Markgrafen Carl von Baden, den Äneas Sylvius Piccolomini, Hannsen von Stubenberg und Hannsen von Ungnad von Weißenwolf mit mehreren anderen. Von Ungarn überglänzte alle der Gubernator Hunyad. Er hielt auf diesem Landtag folgende öffentliche Rede an seinen König: „Endlich hat es der Vorsicht gefallen, nach langer Verwirrung, dem edlen Königreich Ungarn einen Herrn zu schenken, der seiner würdig ist. Hoch und lange lebe Ladislaus, unser gnädigster König, von Geburt, und Herkunft mit Gaben also geschmückt, daß seinen getreuen Ungarn nichts mehr zu wünschen, geschweige denn zu verlangen übrig bleibt. Ladislav stammt von zwey Häusern ab, aus deren jedem bereits vier, die höchste Würde der Christenheit ruhmwürdig bekleidet haben. Die gesammte Christenheit nennet euch, König, ihren Verfechter und Vorfechter, kommt also bald in dieses überaus edle, getreue Reich. Was mich betrifft, habe ich seit acht Jahren Alles gethan, was menschliche Kräfte können, die Erbfeinde der Christenheit von dem Reiche abzuhalten. Ihre Vertilgung bleibet euch, glorwürdiger Jüngling, vorbehalten. Gerne lege ich zu diesem großen Endzwecke die mir anvertraute Statthalterwürde zu euren Füßen. Gebe euch Gott noch mehr so treue Diener, die, wie ich, keinen höhern Ehrgeitz kennen, als in euren Diensten und für das Heil der Christenheit, freudig Gut und Blut aufzusetzen!“

Hunyad war nun seiner schweren Amtsbürde ledig. Redlicher, freudiger hat wohl noch Niemand eine solche Gewalt niedergelegt. Es war ein außerordentlicher Lohn für außerordentliche Verdienste, daß der König ihn zum Erbgrafen der Sachsen in dem Bistriczer Bezirke ernannte, welche nach ihrer Grundverfassung keinen Herrn als den König haben sollten. Sie vergessen zu machen auf diesen Vorzug, bestätigte Hunyad am 22. July 1453 alle ihre von den Zeiten der Könige Geysa und Andreas herrührende Freyheiten. In demselben Jahre fiel Constantinopel am 28. May unter Constantin, wie Rom unter einem August.

Wurfgeschütz ängstigte die Stadt, Muhammed, des vor zwey Jahren verstorbenen Amuraths Sohn, brachte seine Flotte zu Lande aus dem Hellespont in den Hafen von Constantinopel, indeß die Griechen und Lateiner kein größeres Anliegen hatten, als sich über die Vereinigung ihrer Kirchen auf das bitterste zu zanken. — Muhammed, heftig, wollüstig, und leicht hingerissen, richtete den Großherzog und Großadmiral Notaras und seine eigene Geliebte, die reitzende Irene mit eigener Hand hin, um seinen schon murrenden Truppen zu zeigen, er besitze eben so viel Gefühl für das wahrhaft Schöne und Große, als Stärke des Geistes, sich davon augenblicklich loszureißen.

Die Erzählung der Schlacht von Kossowo erklärt es zur Genüge, warum Hunyad keine ernstlicheren Anstalten gemacht, dem geängstigten Constantinopel

zu Hülfe zu eilen. Als Hunyad vernommen, Muhammed rüste sich von Adrianopel zu einem Einfall in Servien, brach er indessen in Bulgarien ein, drang verheerend bis nach Ternowa, und zog sich sodann wieder unangegriffen über die Donau zurück. Muhammed belagerte zu gleicher Zeit Ostrovitza und Semendria und umschloß Belgrad. Seine Spahis durchstreiften das gesammte flache Land, bey 50,000 Unglückliche geriethen in die Sclaverey. Ostrovitza fiel durch eine Capitulation, welche die Türken eben so schnell brachen, als sie geschlossen ward. Beharrlicher widerstand Semendria, und die Nachricht langte an, Hunyad und Despot Georg nahten mit ihren Völkern zum Entsatz. Erschreckt von diesem Ruf, floh der Bezwinger Constantinopels in Eile nach Sophia und Adrianopel, nur 32,000 unter Feris Bey blieben zurück, um von dem zerstörten, aber neu befestigten Kruschewatz aus, Rascien zu erobern; aber von panischem Schrecken ergriffen, floh Feris Bey und sein Heer, als es die fürchterliche Fahne Hunyads flattern sah. Feris Bey selbst wurde gefangen, wenige entkamen dem Schwerte der Sieger. Hunyad eroberte und verbrannte Widdin und Pirotha, und drang bis gegen Sophia vor. Glorwürdig kehrte er über Belgrad nach Ungarn zurück.

Seine großen Offensiv-Plane für das kommende Jahr scheiterten an der Uneinigkeit der christlichen Fürsten, an Kaiser Friedrichs Zaghaftigkeit, an der lendenlahmen Verfassung des deutschen Reiches, an seiner Feindschaft mit dem Grafen von Cilly, ge-

fürchtet von Friedrich, allzubereitwillig angehört von Ladislav; sonst hätte Hunyad ohne allen Zweifel, die Türken wieder nach Asien zurückgejagt.

Schon im J. 1451 hatte Niclas V. den Franciscaner-Mönch, Johann Kapistran, einen Schwärmer von den größten Eigenschaften, nach Bayern und Österreich geschickt, um einen Kreuzzug gegen die Türken zu verkünden. Noch sieht man zu Wien am Stephansfreythof seinen Predigtstuhl. Er fand ungemein großen Anhang und gewährte der Christenheit in der That weit größeren Nutzen, als alle die glänzenden Verheißungen der christlichen Mächte an Hunyad.

Im Anbeginne des Junius 1455 fiel Muhammed in Servien ein, nahm die alte Residenz Prisren, Bichor in Zagorien, und Novobrdo mit seinen berühmten Bergwerken weg. Der neunzigjährige Despot Georg Brankowitsch floh nach Ofen, dann nach Wien, um erst bey Hunyad, dann bey dem König und Kapistran Hülfe zu suchen. Kapistran hielt mit ihm ein langes Gespräch, über die Gefahr von den Türken und die Mittel ihnen zu begegnen. Alles versprach er ihm, auf den Fall, daß Georg sich von der nicht unirten griechischen Kirche zur lateinischen wenden würde. „Wie, erwiederte Georg, — mit dem ehrwürdigen Anstande, der ihm eigen war — ich selber soll meinem bedrängten Lande zeigen, daß ich wirklich wieder ins Kindesalter zurückgetreten sey, indem ich das abschwöre, was meine Altvordern seit so langer Zeit, ich selbst beynahe seit 100 Jahren glaube und verehre? Nein, lieber mag der Sultan mich erdrosseln lassen,

besser ist's, mein Volk nenne mich einen unglücklichen Fürsten, als einen alten, blödsinnigen Mann." — Und wirklich ging er trostlos nach Semendria zurück, und überlieferte sich Muhammed auf Gnade und Ungnade.

Die große Gefahr des Vaterlandes unterdrückte in Hunyad auch den gerechten Haß gegen seine alten bittersten Feinde. Am 1. August 1455 schloß Hunyad ein Bündniß mit Ulrich Grafen von Cilly, Ortenburg und Zagoria, Banus der Reiche Dalmatien, Croatien und des ganzen Slavoniens; die Reichsarmee wurde eiligst aufgebothen; aber vom ganzen ungarischen Adel erschienen nur sehr wenige, unter welchen Hunyads Schwager Michael Szilagyi und der Ban von Machow, Graf von Orban und Posega, Johann Korögh. Die Ehre des entscheidenden Sieges hatte also Hunyad vollkommen ganz allein, mit dem Mönch Kapistran und der mit dem Kreuze bezeichneten Menge von Bürgern und Bauern. Schon zu Anfang Aprils erfuhr man bestimmt, es gelte vor Allem Belgrad. Durch die schnelle Bezwingung dieser furchtbaren Vormauer, wollte Muhammed, den Ruhm seines Vaters Amurath verdunkeln, welcher zwey Mahl davon abgetrieben war. — „Ein Gott sey nur, nur ein Prophet, so sollte die Erde künftig auch nur einen Herrn haben. In acht Wochen wolle er über die Trümmer von Belgrad hinweg nach Ofen ziehen und in der alten Burg der ungarischen Könige sein Nachtmahl halten." — Sein Heer zählte über 160,000 Mann und mehr als 300 Bombarden,

22 waren 22 Fuß lang; aus sieben ungeheuern Mörsern wurden große steinerne Kugeln geschleudert. Bis in das 20 Meilen entfernte Szegedin brüllte ihr Donner. Zu Kruschewatz wurde eine Stückgießerey angelegt.

Alle diese Rüstungen zeigte Hunyad dem König an. Erschreckt ritt Ladislav mit seinem Oheime, dem Grafen von Cilly zur Stadt hinaus, als ginge er auf die Jagd, floh aber eiligst von Ofen nach Wien, und verließ auf diese Weise sein Reich auf eine schimpfliche Art. Doch Hunyad verlor den Muth nicht, sondern als Johann von S. Angelo, Cardinallegat, mit einem kleinen Schwarm Kreuzfahrer nach Szegedin kam, um, wie er sagte, die Palme des Martherthumes zu erringen, bath ihn Hunyad vielmehr umzukehren, damit die Seinigen — die noch immer zuversichtlich auf die Erscheinung einer Reichs- und einer Kreuzarmee hofften — durch den Anblick einer so kleinen Schaar den Muth nichts vollends verlören. Er warf sofort den Kern seiner Mannschaft unter seinem wackeren Kampfgenossen Michael Orszag nach Belgrad, und ließ zu Salankemen eine Flottille und eine Galeere zur Vertheidigung der kleinen Fahrzeuge bauen. Am 14. July 1456 langte er damit vor Belgrad an, schlug und zerstörte die ungleich zahlreichere türkische Flottille durch sein wohlangebrachtes Feuer, noch mehr durch schnelles Entern. Dann übernahm er den Oberbefehl der neuverstärkten Besatzung. Muhammed, seinen Schwur zu halten: „binnen 15 Tagen müsse Belgrad in seinen Händen seyn," und

von der Ankunft einer aragonisch-päpstlichen Flotte in seinem Rücken unterrichtet, ließ am 21. July einen Hauptsturm auf die untere Stadt anlegen, deren Mauern schon ganz im Schutte lagen. Er theilte sein Heer dergestalt ein, daß alle drey Stunden eine frische Schaar stürmen, und die Lücken wieder ausfüllen konnte, die Hunyad durch Muth und die Verzweiflung der Kreuzfahrer in seine Glieder riß. Bey Sonnenuntergang befand sich wirklich die untere Stadt und die äußere Festung ganz in der Türken Gewalt, räsend stürmten sie die Brücke zum obersten Schloß. Die einbrechende Finsterniß zwang die Türken in den Wallgräben zu übernachten, um mit der ersten Morgendämmerung ihr Werk zu vollenden.

Alles schien verloren, alle menschliche Hülfe zu schwach oder zu spät, schon sendete Hunyad einen Theil der Besatzung über die Sau, den Rückzug nach Semlin zu sichern; aber in ihm, und in Kapistran — erwachte jener unwiderstehliche Muth der Verzweiflung, der schon so manchen vorschnellen Siegesjubel zu Schanden gemacht hat. Sie ließen die in den Gräben befindlichen Türken durch in Schwefel getauchte Reisbündel ersticken, siedendes Wasser, Harz, Pech und andere brennbare Materialien auf sie herabströmen. Die Faschinen, Spießschäfte und Kleidungen verbreiteten das Feuer mit unglaublicher Geschwindigkeit, allgemeine Verwirrung entstand. Eine große Zahl Türken kam durchs Feuer und im Gedränge um, als die ganze Menge auf einmahl über die hohen Außenwälle zurück, und auf die schmalen Brü-

cken zuſtrömte, ſich vor dem grauſamen Flammentode zu retten. Augenblicklich kehrte der nach Semlin abgerückte Theil der Beſatzung zurück: Hunyad, jede Blöße des Feindes erſpähend und nützend, Kapiſtran, in der Linken das hoch empor gehobene Kreuz, das Schwert in der Rechten, den Seinigen den Sieg im Nahmen Jeſu verheißend, ſchlugen die Türken auch aus der äußern Stadt wieder hinaus. Die Überlegenheit der Feinde war jedoch allzugroß, um nicht zurückhaltende Vorſicht als die heiligſte Pflicht anzuſehen. Hunyad befahl bey Lebensſtrafe, ſich geſammelt zu halten, und auf jede Bewegung des vor ſeinem Lager aufmarſchirten Feindes aufmerkſam zu ſeyn. Kapiſtran aber zog mit den Kreuzfahrern zur Stadt hinaus, ließ die Kreuzfahne in die Lüfte flattern, alle Glocken läuten, alle Trommeln und Trompeten ertönen, nicht mehr als 3000 Mann griffen das türkiſche Lager mit wildem Geſchrey an. Hunyad, die hohe Begeiſterung erkennend, gab nach, fiel mit ſeinem Volke gleichfalls aus der Stadt und griff die Türken von zwey andern Seiten an. Drey Redouten, obgleich vom Sultan ſelbſt mit dem Kern der Janitſcharen vertheidigt, wurden erſtürmt, Muhammed ſelbſt unter der linken Bruſt ſchwer verwundet; endlich zwangen 6000 türkiſche Reiter, die bisher die Bewegungen der chriſtlichen Schiffe auf der Donau beobachtet hatten, die Ungarn und Kreuzfahrer, vom Würgen abzulaſſen, und ſich in guter Ordnung nach der Stadt zurückzuziehen. 24,000 Türken waren erſchlagen. Bey einbrechender Nacht floh der

Sultan in Verwirrung nach Sophia. Selbst dort noch konnte er nur durch die Hinrichtung einer grossen Zahl Muthloser sein Heer wieder zur Gesinnung bringen. Sein ganzes Lager mit allen Kriegsgeräthschaften wurde den Belagerten zur Beute. Hunyad verfolgte ihn mit der gewohnten Schnelligkeit und sendete dringende Bothschaft an den König nach Wien, er möchte eilig die Reichsarmee aufbiethen; denn bey dieser Verwirrung der Türken, wäre es ein Leichtes, sie nicht nur aus ganz Europa zu vertreiben, sondern ihnen auch das gelobte Land, und das Grab des Erlösers wieder zu entreißen; — aber auch dieser Sieg wurde nicht besser benützt, als alle die vorigen; erst in einigen Monathen kam Ladislaus mit einer deutschen Kreuzarmee an.

Im christlichen Lager war inzwischen eine pestartige Epidemie ausgebrochen, die mit Geschwüren im Halse begann und am 11. August 1456 zu Semlin das Leben Hunyads endigte. Er ruhet im Dom zu Carlsburg, in seinem geliebten Siebenbürgen.

Die

Wiener-Neustadt

und

Andreas Baumkircher.

Drum mein Volk, magst du den Aufruf hören,
Östreich! deine Todten sollst du ehren!
Wer zum deutschen Stamme sich bekennt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe,
Und so baue sich auf ihrem Grabe
Ihrer Heldengröße Monument;
Daß es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Mitwelt in den Strudel sank:
„Diese Schlacht hat deutsches Volk geschlagen,
„Dieser Stein ist deutschen Volkes Dank."

Körner.

Wiener Neustadt und Andreas Baumkircher.

Nicht leicht ist auf der österreichischen Erde ein classischerer Boden, als: Neustadt, die allzeit getreue.

Sie that unter Friedrich dem Streitbaren, Kaiser und Reich Gegenwehre, wie Locros für Dyonisos gegen Dion, oder Syrakus und Metullum, oder wie Briel durch die Wassergeusen wider Albas und somit wider Spaniens ganze Macht, Kriegskunst und Glück. Wie merkwürdig nach dieser Catastrophe Andreas Baumkircher am Wiener Thor wider die Haufen des großen Gubernators, Johann Hunyady Corvin, und wie dessen Sohn Mathias den Neustädtern seine Waffen schenkte, als hätte nicht er sie, sondern ihre muthige Treue ihn überwunden, dann Neustadts heldenmüthiger Widerstand gegen Suleyman und Kara Mustapha, und gegen alle Lockungen der böhmisch-mährisch-österreichischen Conföderirten, der oberennsischen Bauern, der ungarischen Malcontenten.

So hat denn Neustadt wohl verdient, daß Ma-

ximilian I. (unser Henri quatre) dort geboren ward! *)

Nicht bloß die Weihstätte der Vaterlandsliebe unserer Altvordern in unseren Zeiten des ruhmvoll beendigten Kampfes und der wiederkehrenden Ruhe genau und umständlich kennen zu lernen, mitzuführen auch das Hochgefühl des Patriotismus in den letzten drey Decennien, beginnen wir mit einer getreuen Schilderung dieser merkwürdigen Stadt im neunzehnten Jahrhunderte, und gehen dann zu den Großthaten ihrer Bürger über. Neustadt (auch gemeiniglich Wienerisch-Neustadt) (Neostadium sive Neapolis Austriae, vor Zeiten nova civitas), eine landesfürstliche Stadt, liegt südwärts von Wien unter dem 33° 53′ 17″ Länge, und 47° 48′ 28″ Breite. Diese Stadt liegt an der kleinen Fischa, und an dem mit ihr sich vereinigenden Kehrbach auf dem Steinfelde zwischen dem Markte Neunkirchen und Theresienfeld, und ist 6 Meilen von Wien entfernt.

Sie ist mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben, und im Viereck angelegt, hat vier Thore, und wird durch zwey gerade laufende Gassen von einem Thore zu dem andern, die sich auf dem Hauptplatze durchkreuzen, in vier Theile getheilt; diese Theile nennt man: das deutsche Viertel, das Frauenviertel, St. Jakob oder das Klosterviertel, und das Kreuz-

*) Eigene Worte des berühmtesten der österreichischen Geschichtschreiber.

herrenviertel. Diese Nahmen leiten sich von dem deutschen Haus, von der Dom- und Pfarrkirche, von dem Kloster der heiligen Dreyfaltigkeit, und von den Georgsrittern her.

In der Stadt selbst zählt man über dreyßig Gassen und Gäßchen, drey Plätze, als den Hauptplatz, den Burgplatz und den Kirchenplatz, und 484 Häuser.

Der Hauptplatz und die ganze Stadt sind gepflastert, und an den Häusern sind für die Fußgeher breite Steine angebracht. Die Gassen werden, wenn kein Mondenlicht ist, mit Laternen beleuchtet; vorzüglich verschönern den Hauptplatz die an den Häusern angebrachten hohen und weiten Laubengänge, die mitten auf dem Platze stehende steinerne Säule, die Hauptwache und das neue Rathhaus, ferner die gerade Aussicht auf jedes Stadtthor.

Die Stadt hat zwey Pfarren; das ehemahls hier bestandene Bisthum wurde im Jahre 1784 nach St. Pölten übersetzt, die verschiedenen religiösen Stiftungen und Klöster schon früher aufgehoben.

Noch befindet sich in Neustadt ein kaiserliches Siegel-, ein Forst- und ein Salzamt, ein Tabakhauptverlag, ein Mauthinspectorat mit den Cordonisten; dann ein Dreyßigstamt, und bey den Thoren eine Wegmauth.

Die Armenpflege und Gesundheitsanstalten bestehen in einem schon im vierzehnten Jahrhunderte bekannten Lazareth, in einem Bürgerspitale, in einem ständischen Kreis- und in einem Stadtarzte, in drey Wundärzten, in einem geprüften Geburtshelfer und

4 Wehmüttern. Außer diesen befinden sich immer 6 Civilärzte und einige militärische Wundärzte hier. Zur Unterstützung der Armen bestehet das, wie an allen Orten Österreichs eingeführte Armeninstitut, welches sich hier durch Sammlung des Almosens von Haus zu Haus ergiebig erhält.

Im Jahre 1776 wurde hier eine deutsche Normalschule eingeführt, endlich kamen zu dieser die ehemahls hier bestandenen lateinischen Classen wieder, und wurden im Jahr 1804 zu einem Gymnasium erhoben. Die Stadt besitzt auch einige Stiftungen für Erziehung der Jugend. Endlich besteht auch in Neustadt in einem Theile des ehemahligen Carmeliter-Nonnenklosters eine Erziehungsanstalt für die Kinder des deutschmeisterischen Regiments, welche im Jahre 1782 Kaiser Joseph II. gestiftet hatte.

Die Hauptnahrungszweige hat der Bürger und Einwohner von seinem eigenen Gewerbe, oder vom Handel, welcher nicht nur durch die durchlaufende Post- und Commerzialstraße nach Steyermark, Kärnthen, nach Ungarn und Italien erhalten, sondern noch mehr gegenwärtig durch den von da bis Wien geführten Canal erhoben wird. Die ärmste Menschenclasse erhält sich vom Spinnen in Kotzen-, Tuch- und Seidenfabriken. Man findet in Neustadt über 160 Polizey- und gegen 100 Commerzialgewerbe, alle Gattungen Stühle u. s. w. An der Fischa zählt man acht Mühlen, ferner befinden sich an diesem Flusse eine kaiserliche Rohrschmiede, eine Schleif- und Poliermühle, eine Hammerschmiede und Pulverstampfe,

eine Knöpf- und Fingerhutfabrik eine Weißgärber- walke und zwey Kotzenwalken.

Der vorzüglichste Handel war ehemahls mit Eisen, seitdem aber die Hämmer das Eisen hier nicht mehr ablegen, sondern selbst verkaufen, ist er nicht mehr so beträchtlich. Doch sind noch fünf Eisenhändler in der Stadt, welche unmittelbar ihre Waaren aus Steyermark und Österreich hohlen, und hiermit den größten Absatz nach Ungarn machen.

Der Bau- und Brennholzhandel ist für Neustadt sehr vortheilhaft, es wird aus den benachbarten umliegenden Waldungen von den Herrschaften (und selbst aus dem der Stadt gehörigen Föhrenwalde) auf die Legstätte gebracht, und das meiste hiervon nach Ungarn geführt. Für die Weinstöcke besteht eine eigene Niederlage.

Der Wein ist einer von den wichtigsten Handlungszweigen, es ist meistens eigenes Baugut in Ungarn von den besten Gegenden, zu St. Georgen, Oggau, Groisbach, St. Margarethen, Oedenburg, Holling und Rust. Der Handel mit demselben wird nach Bayern, Böhmen, Mähren und Schlesien getrieben.

Der Lederhandel geschieht nach Italien, Mähren, Böhmen und Schlesien; das hier zubereitete Leder ist von guter Qualität, und zügiger als in andern Gegenden, woran der Fleiß der Arbeiter und das Wasser Ursache sind. Von dem hier erzeugten Tuche, dem Boy und den Kotzen wird ein starker Absatz in Österreich und Mähren gemacht.

B S B
MÜNCHEN

Von der hier ansäßigen Kaufmannschaft treiben die Materialisten ihren Handel im Großen nach Ungarn.

Die beträchtlichsten Fabriken arbeiten in Seidenzeug, Sammt und Tuch und beschäftigen außerordentlich viele Leute.

Die Marktgerechtigkeit in Neustadt ist sehr alt; sie schreibt sich von ihrem Erbauer Herzog Leopold dem Glorreichen, vom Jahre 1210 her, und hat mit ihrer Gerichtsbarkeit gleichen Anfang.

Heut zu Tage fangen die zwey Jahrmärkte, einer am ersten Montag nach Maria-Himmelfahrt, der zweyte am Montag nach dem Mathiastage an; außer diesen wird in jeder Woche am Samstag ein Wochenmarkt gehalten.

Unter die Vergnügungsörter von Neustadt gehören vorzüglich der Schlögelgarten, die Schießstätte in der Stadt, die Haus- und Obstgärten in der Vorstadt und die Mühle an der Leytha. Im Winter sind diese das Theater, der Redoutensaal, die Kaffehhäuser und die häuslichen Gesellschaften. Mehr bedürfen auch die Neustädter nicht, da ihnen Handel und Wandel, Fabriks- und Manufactursbeschäftigungen, Acker- und Weinbau, Ruhe und Zerstreuung nur an Sonn- und Feyertagen gewähren; eben dieses ist auch die Ursache, daß man hier weder kleinstädtische Lebensart in Langeweile und Sorglichkeit über das Thun und Handeln eines jeden Einwohners findet, noch öffentliche Zänkereyen sieht und Lärmen hört. Die meisten Häuser sind auch bey Tage geschlossen, und selten locket die

Neugierde die Mädchen und Frauen an die Fenster. Wenn man in ein Haus tritt, glaubt man in Sachsen zu seyn, denn von der Stiege bis in die Zimmer herrscht außerordentliche Reinlichkeit.

In der Stadt selbst zählt man 1247 Familien oder 5355 Seelen, worunter 3106 weibliche begriffen sind. Schlägt man zu dieser Bevölkerung die Vorstadt mit 827 Menschen hinzu, so ergibt sich ein Populationsstand von 6182 Menschen, unter welchen die Militärakademie, und die Militärcasernen nicht gerechnet worden sind. Die Sterblichkeit verhält sich wie 1 zu 22, die Geburtslisten hingegen wie 1 zu 15 *).

Von den Vorstädten ist nur noch die Leopoldstadt außer dem Wienerthore übrig, diese erhielt ihren Nahmen von den ehemahligen Jesuiten, ad St. Leopoldum, und ihrer Residenz, welche jetzt zu einem Militärspital verwendet worden ist.

Diese Vorstadt macht eine gerade Gasse auf das Wienerthor zu, sie ist zu beyden Seiten mit 35 schönen Häusern besetzt, unter welchen die Einkehrwirthshäuser die vorzüglichsten sind; außer dieser Vorstadt ist Neustadt mit noch mehreren Häusern, Städeln, Magazinen und Gärten umgeben; man zählt von diesen, die Vorstadt St. Leopold mitgerechnet, 91, welche von 107 Familien oder von 549 männlichen und 278 weiblichen, zusammen von 827 Menschen bewohnt werden.

---

*) Gleich (Edler von Gergenstamm) Geschichte von Wienerisch-Neustadt. Wien 1808. S. 141.

In Neustadt ist ein Postenwechsel; die Post geht hier durch von Wien nach Steyermark, Kärnthen und in die angränzenden Länder. Alle Wochen geht der Postwagen über Bruck und Leoben, und von da nach Klagenfurt. Alle 14 Tage geht der Postwagen über Neustadt, Bruck, Leoben, Klagenfurt nach Brixen und Roveredo. Mittwoch alle Wochen geht der Postwagen über Neustadt, Grätz, Laibach nach Triest.

Die durchlaufende Post- und Commerzstraße macht allein die Nachtzeit unruhig, das Anhalten der Reisenden bey dem Posthause zum Pferdewechsel bringt alle Neuheiten vom Aus- und Inlande unaufhörlich hierher, worin auch die Ursache liegen mag, daß man sich hier wenig um Journale und Zeitungen, und so zu sagen um Lectüre bekümmert. Es würde kaum der hier befindliche Kunst- und Buchhändler Holzschuh, vom Verkaufe seiner Bücherwaare sich ernähren können, wenn er nicht nebenbey Wirthschaft und ein anderes Gewerbe betriebe.

Die vorzüglichste Merkwürdigkeit von Neustadt ist wohl die vormahlige kaiserliche Burg. Herzog Leopold der Tugendhafte, der Stifter der Veste zu Neustadt, war auch der Erbauer der Burg, und sein Sohn Leopold der Ruhmwürdige der erste Bewohner. Während seines Aufenthaltes sammelte er die von seinem Vater der Veste geschenkten Freyheiten, vermehrte sie, fügte neue Gesetze hinzu und führte Ordnung und Sicherheit für das Eigenthum ein. Diese beglückten die Bürger und lockten neue Ankömmlinge herbey, von denen die Vorstädte erbaut worden sind.

Im Jahre 1236 kam Herzog Friedrich in die Burg nach Neustadt, und hatte sich in dieser mit seinen Getreuen bis in das Jahr 1239 gegen seine Feinde vertheidiget, und von dieser Zeit an seine Feinde zerstreut und seine Erbländer ihnen aus den Händen gerissen. Endlich wurde die Burg in Neustadt im Jahre 1379 selbst die Residenz der österreichisch-steyerischen Linie, und Herzog Leopold III., der Stifter dieser Linie, zugleich der zweyte Stifter von Neustadt. Er soll die Burg um das Jahr 1379 neu hergestellet und mit einer Kapelle geziert haben. Im Jahre 1752 ging in dem Burggebäude die größte Veränderung vor sich. Es hatte nähmlich die Kaiserinn Maria Theresia sich selbst ein zweytes permanentes Denkmahl hier in der Kaiserburg mit einer Akademie oder mit einer Erziehungsanstalt zur Bildung der Jünglinge für den Staat, zu seiner Vertheidigung gegen die Feinde, unter der Aufsicht des Feldmarschalls Grafen Leopold von Daun gestiftet. Anfangs wurden die Jünglinge von 8 bis 12 Jahren in einem Hause auf der Laimgrube in Wien, in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der lateinischen und französischen Sprache, und in den Anfangsgründen der Mathesis vorbereitet, und dann mit den in diesen Fächern erhaltenen Kenntnissen ausgerüstet, nach Neustadt in die Akademie zu noch mehrerer Ausbildung übersetzet. Im Jahre 1771 wurde aber diese Erziehungs-Anstalt in dem Hause zu Wien aufgelassen und die Jünglinge gleich der Oberdirection in Neustadt zur Erziehung und Bildung übergeben. Die hier für den Militärstand gebildet

werdenden Jünglinge genießen von der Akademie unentgeltlich Kost, Kleidung, Bedienung, Krankheitspflege, mit einem monathlichen Gelde auf die Hand, und werden nach Endigung der Erziehungszeit, vorzüglich, wenn sie den Unterrichtscurs durch zehn Classen mit Fleiß zurückgeleget hatten, standesmäßig ausgestattet, und als Officiere unter die Regimenter, nur selten zur Strafe als Gemeine angestellet, mit einer Summe Geldes zur Anschaffung der Feldequipirung versehen, und auf Kosten der Akademie bis an ihren Bestimmungsort gebracht. Die Direction und Aufsicht der kaiserlichen Militärakademie besteht gegenwärtig aus einem Oberdirector, zu welchem Se. Majestät der Kaiser aus höchster Wohlgewogenheit zu dieser militärischen Pflanzschule Se. kais. Hoheit den Erzherzog Johann ernannt hatten, dann aus einem Localdirector, dem Obersten Philipp von Faber, zwey Obrist-Lieutenants und drey Obristwachtmeistern. Die Kleidung der Zöglinge besteht dermahl aus einem grauen Beinkleide, Weste und Rock mit pompadourrothen Aufschlägen und Kragen, die mit seidenen oder goldenen Litzen nach der Vorrückung in die Classen gesticket sind, schwarzer Halsbinde und leichtem Czako.

Otachar VI., Markgraf und der erste Herzog von Steyer, starb im Anfange des Monathes May im Jahre 1192 ohne Erben und sein Herzogthum kam zu Folge eines im Jahre 1186 auf dem Georgenberge an der Enns unweit Alt-Lorch vor einer zahlreichen Versammlung von steyerischen Landleuten öffentlich bekannt gemachten Erbvermächtnisses, an den Her-

zog von Österreich, Leopold den Tugendhaften, seinen nahen Anverwandten. Noch in diesem Jahre empfing Leopold vom Kaiser Heinrich VI. zu Worms die Belehnung über Steyermark. Gleich nach seiner Zurückkehr war seine erste Sorge, das ererbte Herzogthum mittels einer Veste gegen die anhaltenden Einfälle der Ungarn zu sichern: in dieser Absicht hielt Leopold mit seinen Dienstherren bey der Fischa eine Zusammenkunft, und berathschlagte sich mit ihnen nicht nur über den Platz, wo er diese Veste anlegen, sondern auch über die Mittel, durch welche man die Landleute herbeylocken könnte, sich in dem angetragenen Bezirke nieder zu lassen. Bey dieser Zusammenkunft wurde beschlossen, auf den äußersten Gränzen des karner- und steyrischen Gemarchs unweit der Schwarza eine Veste zu bauen, von dem Kloster Varnbach oder Formbachischen Ort Neukirchen, die Marktfreyheit auf die neue Veste zu übertragen, das Kloster dafür mit Herzogenburch, Gruspach und Ocinstorf zu entschädigen, den Ansiedlern noch andere vorzügliche Freyheiten zuzugestehen, ihnen zur Sicherheit des Eigenthums einen Burgfrieden, einen Gerichts- oder Burgbann auszumessen, und alles dieses mit Briefen und Handvesten zu bekräftigen; und so brachte die Sicherheit und der Schutz für Österreich und Steyermark gegen die feindlichen Einfälle der Ungarn zwischen den Jahren 1192 und 1194 eine neue Gränzveste, nähmlich Neustadt hervor. Hier fand der Herzog zwar ein kleines, aber vor Liebe und Treue gegen jeden Angriff seiner Feinde brennendes

Corps, das durch einige von Albert von Bogen zugeführte Truppen verstärket, und durch die eingelangten Nachrichten, daß die Verbündeten des Kaisers, nähmlich Wenzeslaus, der König von Böhmen, der Herzog Otto von Bayern und die Bischöfe von Passau und von Bamberg mit dem Patriarchen zu Aquileja, statt die Unruhen zu stillen, durch Verwüstungen und Raub, diese noch mehr angefeuert und die Länder selbst an sich gerissen hatten, so sehr in Verbitterung gesetzet wurde, daß Friedrich mit aller angewandten Beredsamkeit Mühe hatte, den Muth seiner kleinen Truppen bis auf den Augenblick, als die Feinde selbst einen Angriff gegen sie wagen würden, aufzuhalten. Dieser Augenblick ergab sich im Monath April 1237; es mußte sich nähmlich der Kaiser Geschäfte halber nach Regensburg begeben, und hatte den Eckbert, Bischof von Bamberg, als Statthalter, mit dem Burggrafen von Nürnberg als Befehlshaber der Reichsarmee, und den Bischöfen von Passau und Freysingen mit dem Auftrage zurückgelassen, den Herzog aus seiner Veste Neustadt zu verdrängen. Kaum mochte der Kaiser die Gränzen Bayerns erreicht haben, so vereinigte der Burggraf sein Heer mit jenem der Bischöfe (Eckbert war inzwischen gestorben), auf der Fläche zwischen Neustadt und Neunkirchen, um die Veste Neustadt mit Macht zu überfallen; Friedrich aber erwartete ihren Angriff nicht, rückte ihnen mit einem zehn Mahl geringern, nur von Fürstentreue und Vaterlandsliebe beseelten Heere entgegen, und focht mit solchem Muth und Tapferkeit, daß er den Burggrafen in die Flucht trieb, und

beyde Bischöfe mit vielen vom Adel gefangen zurück führte. Einen gleichen herrlichen Sieg erfocht der Herzog mit seinen Getreuen im Jahre 1238 gegen den von dem Kaiser an die Stelle des verstorbenen Bischofes Eckbert mit einem Heere nach Österreich geschickten Grafen von Eberstein, den er bey Tuln antraf und zurück schlug. Mitten unter diesen Kriegszeiten feyerte unser Herzog Friedrich ruhig und prächtig zu Neustadt die Hochzeit seiner Schwester Gertraud, mit dem Landgrafen Heinrich von Thüringen. Endlich verließ er im Jahre 1239 Neustadt, um das Land ob der Enns und Steyer, und die durch Verheißungen verführten und treubrüchigen Unterthanen zu ihren Pflichten zurück zu bringen; nach glücklicher Beendigung dieses Eroberungsgeschäftes seiner eigenen Länder, war sein erstes Geschäft, die ihm im Unglücke anhänglich und treu Gebliebenen, unter welche Neustadt vorzüglich gehörte, zu belohnen, und dadurch erhielt sie im Jahre 1242 zum Lohne ihrer Anhänglichkeit und Treue den schon von Leopold erhaltenen freyen Kauf und Verkauf, und die freye Einfuhr aller Waaren, mit der freyen Verehelichung ihrer Witwen und Töchter, die Steuerfreyheit und einen jährlichen Markt, durch 3 Wochen von Maria Geburt anfangend, mit dem rühmlichen Zusatze bestätigt, daß Neustadt, wenn gleich die ganze Welt von Feinden überfallen würde, dennoch ihrem Fürsten zugethan bleiben würde ꝛc. Nach diesem an die Stadt Neustadt rückgelassenen Denkmahle zog Friedrich mit seinem Heldenheere nach Unterösterreich.

Das Merkwürdigste, was sich unter dem österreichischen Interregnum für Neustadt ereignet hatte, war nach einer Erzählung des Anonymus Leobiensis und der Chronik von Garsten, daß zwischen den Jahren 1253 und 1254, sich die Könige von Ungarn, Bela und Otachar vertragen hatten, daß dieser jenem Steyermark außer dem, was dießseits der Berge Semmering und Hartberg gelegen ist, abgetreten hatte, und durch dieses Neustadt auf immer nach Österreich unter der Enns gefallen ist.

Herzog Friedrich V., der Friedfertige genannt, hatte, sobald er im Jahre 1435 die Volljährigkeit erreicht hatte, sich Neustadt zu seinem Aufenthalte erwählt, und diese Wahl führte für Neustadt eine Reihe merkwürdiger Begebenheiten herzu, die sie durch 56 Jahre in ganz Europa berühmt gemacht hatten. Neustadt war zu dieser Zeit eine wichtige Festung, sie war mit tiefen, breiten, drey Mahl die Stadt umlaufenden Gräben umgeben, sie hatte hohe von Quadersteinen erbaute Mauern, über die keine Pfeilschüsse langten, viele mit Schuß- und Brennzeuge versehene Thürme, vier Stadtthöre mit Aufzugbrücken; ihre Vorstädte waren besonders mit einem weiten, immer mit Wasser gefüllten Graben gegen Anfälle geschützet. Am Ende der Stadt stand die herzogliche Burg mit vier hohen Steinthürmen, um welche ein Wassergraben geführt war. Am Ende der Burg lag ein großer Thiergarten, welcher ebenfalls mit einer hohen Mauer verwahret war.

Kaiser Friedrich III. kam von der Kaiserkrönung

von Rom in die treue Stadt Neustadt zurück, die während des im Lande entstandenen Aufruhrs, ruhig und anhänglich dem Kaiser geblieben ist, und dafür von ihm mit einer goldenen Bulle, gegeben zu Rom, Montag nach dem Sonntag nach der Mittfasten 1452, mit der Bestätigung aller Stadtfreyheiten und ihrer Kaufmannschaft belohnt wurde. Der angekommene Kaiser, unterstützt von seinen getreuen Räthen Ungnaden, Sternberg, Lobkowitz, Collowrath, Stahrenberg, Zebinger und andern mehr, versuchte zwar auf dem gelindesten Wege die in Wien und im Lande erhitzten Gemüther zu besänftigen, aber es war schon alles Volk durch ausgebreitete bittere Schriften gegen den friedfertigen und gut gesinnten Kaiser, und gegen den Papst Nicolaus V. so sehr aufgehetzt, daß Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn, der Sohn gegen den Vater, der Gatte gegen die Gattinn, Mütter gegen die Kinder, und diese gegen sie als Feinde standen, und sie unter Anführung des Eyzinger, des Cilly, des von Schaumburg und Walsee, unterstützt von Heinrich von Rosenberg mit 800 böhmischen Fußknechten und 200 Reitern zur Verwüstung der Städte, Märkte und Schlösser herumzogen, und nach Verwüstung der Schlösser Orth und Haimburg, gerade vor Neustadt sich sammelten, um dem Kaiser den Ladislaus mit Macht und Gewalt zu entreißen. In dieser Verwirrung trugen der Herzog von Bayern und der Churfürst von Brandenburg ihre Hülfe und Vermittlung dem Kaiser an. Podiebrad, der Statthalter von Böhmen, rückte ihm mit seinen Truppen zu Hülfe und

die gutgesinnten Inländer suchten unter Anführung des Rudiger v. Stahrenberg und Georg Buchhaim ihre Widersacher in allen österreichischen Gegenden mit bewaffneter Hand auf, und besetzten die Schanze an der Donau, die Brücke gegen Wien, heute Brigittenau. In diesem Augenblick langte auch der päpstliche Legat und Erzbischof von Salzburg, Sigismund von Wolkersdorf, mit den Bischöfen von Freysing, Johann von Dallbeck, und von Regensburg, Friedrich von Blankenfels, in Neustadt als Vermittler an, wo, wie in Wien die Treuen des Kaisers zitterten, die Weiber heulten, Alles von seinen vergrabenen Schätzen, bald in die Kirchen, bald in das Rathhaus, und zur Burg lief und um Hülfe gegen das vor der Stadt stehende feindliche Heer schrie. Der Empfang des päpstlichen Legaten am 24. August war einer der feltensten. Ein Theil des Volkes mit der Geistlichkeit im Ornate, mit Fahnen und allen Heiligthümern zog ihm entgegen, und ein anderer bewaffnet, zog neben diesem mit Kriegsfahnen versehen, um dem Feinde das Anschließen am ersten zu verwehren. Es waren kaum nach diesem Einzuge die Thore geschlossen, so fingen auch schon die Mißvergnügten die Stadt bey dem Wienerthor zu belagern an, täglich ereignete sich durch Stürme und Ausfälle unter den Streitenden ein gräßliches Blutbad; das Empfindlichste dabey war, daß der Bruder den Bruder; der Vater den Sohn und dieser seinen Vater in blinder Wuth ermorden sah. Diese Gräuelthaten machten nicht nur jede Versöhnung und jeden Vergleich unmöglich, sondern feuerten

alles zu noch größerer Rache an, die bald mit einem Ausfalle, bey welchem die Österreicher mit den Kaiserlichen bis in die Vorstadt der Stadt eindrangen, durch ein allgemeines Blutbad abgekühlet worden wäre, wenn nicht Andreas Baumkircher, ein Ritter von Steyer, sich allein den feindlichen Schwertern Preis gegeben, durch seinen Kampf mit den Feinden, den Rückzug für die Fliehenden gedeckt und für die Kaiserlichen hierdurch Zeit gewonnen hätte, die Brücken aufzuziehen und das Wienerthor zu schließen. Ungeachtet dessen beschossen die Feinde die Stadt unaufhörlich, schnitten ihr alle Zufuhr und selbst das Wasser ab. Hunger und Durst brachten den Ruf von Übergabe hervor, und dieser zwang den Kaiser, den Erzbischof von Salzburg (er hatte sich bey dem Feinde Vertrauen erworben, weil er die päpstliche Bann-Bulle gegen die Wiener nicht verkündigen ließ) zu freundschaftlichen Unterredungen in das feindliche Lager abzuschicken, welcher einen Waffenstillstand, und eine Unterredung des Kaisers mit dem feindlichen Anführer, Ulrich Grafen von Cilly bewirkte; dem bald darauf die Aufhebung der Belagerung, die Übergabe des zwölfjährigen Königs Ladislaus und der innere Friede folgte. Am 4. Sept. 1452 wurde Ladislaus um 9 Uhr früh seinem Vetter Ulrich, Grafen von Cilly, von den kaiserlichen Räthen Äneas Sylvius und Neidberg außer dem Wienerthor bey dem steinernen Kreuze im Angesichte des feindlichen Heeres übergeben, und von diesem im Triumphe nach Bertholdsdorf, und dann nach Wien geführt.

Nach hergestellter Ruhe erhielt Neustadt in diesem Jahre am Dienstag vor St. Margarethen, von dem Kaiser vorzüglich wegen der steten Redlichkeit und Treue gegen ihn, und gegen seine Vorfahren, wie er die Bürger von Neustadt jederzeit gefunden hatte, neben ihren Grundbuchssiegel, ein eigenes Wappen, mit einem schwarzen doppelten Adler, im goldenen Felde. Endlich haben wir noch, ehe der Kaiser seinen Sitz in Neustadt wegen neuer Mißverständnisse mit seinem Bruder, und wegen der Einfälle des Mathias, Königs von Ungarn, welcher nach Ladislaus Tode am 24. Januar 1458 von den Gegnern des Kaisers zum Könige von Ungarn erwählt worden ist, verlassen, und seinen Sitz bald in Krems und Steyer, bald in Linz und Wien aufschlagen mußte, noch zwey frohe Tage des Kaisers in Neustadt zu bemerken. Es war der Sonntag Lätare in der Fasten 1459, an welchem ihm die Gesandten die Nachricht von den ihm noch treuen Magnaten und Ständen in Ungarn, seine von ihnen am 17. Hornung 1459 wider Mathias geschehene Wahl zum König von Ungarn betreffend überbrachten, ihn mit allen königlichen Paramenten und Insignien angethan, von der Burg in die Kirche geführet und zum Könige von Ungarn ausgerufen hatten. Und der am Tage des St. Magdalena-Festes 1463 zu Neustadt mit dem Könige Mathias geschlossene Vertrag, in welchem dem Kaiser und seinem Sohne gegen Zurückstellung der ungarischen Krone an den König Mathias, Frieden, der Genuß von Forchenstein, Kolbstorf, der Nahmen eines Königs von Ungarn und wenn Mathias ohne Erben

sterben würde, ihm und seinem Sohne die Nachfolge auf dem ungarischen Thron zugesichert wurden. Im Jahre 1477 brach ein neuer Krieg mit Mathias, Könnig von Ungarn, aus. In diesem Kriege, der sich nach der im Jahre 1485 am 1. Juny geschehenen Übergabe Wiens noch bis in das Jahr 1487 hinaus zog, ging auch die Neustadt verloren. Schon im Jahre 1486 fing ihre Belagerung von Seite des Wienerthores an, aber ungeachtet, daß gleich zu Anfang die Vorstädte, so wie auch die Kirche St. Ulrich und die Kapelle St. Marcus zu Grunde gegangen waren, ward doch Neustadt durch ihre innere Ordnung und den Gemeingeist der Bürger noch lange unbezwingbar erhalten, und machte selbst die Belagerer durch manche glückliche Ausfälle, bey welchen der kaiserliche Hauptmann Grafenecker sein Leben eingebüßt hatte, muthlos, bis endlich durch den Fall des Markts Schottwien in feindliche Hände ihr der Rücken unsicher gemacht, ihr alle Zufuhr abgeschnitten und sie durch Hunger, Krankheiten und Noth gezwungen ward, am St. Peter- und Paulstage mit dem Könige Mathias einen Waffenstillstand einzugehen. Endlich starb König Mathias am 5. April 1490 zu Wien, und kaum hatte Neustadt seinen Tod vernommen, so war auch die ungarische Besatzung in ihren Mauern nicht mehr sicher und mußte, um nicht ganz aufgerieben zu werden, eilends und vermuthlich nach Wien abziehen, um dort die ungarische Garnison zu verstärken. Die zuerst aus Feindeshänden befreyte Stadt Neustadt schickte eilends Gesandte mit der Nachricht von ihrem

freyen Stande zu dem Kaiser nach Linz, und zu dem schon mit einem Heere gegen Österreich anrückenden römischen Könige Maximilian. Am 3. August langte von dem Könige Maximilian in Neustadt ein Abgeordneter an, welcher die Bürger in Gegenwart des Bischofs Mathias von Seggau und des Bischofs Peter von Neustadt, des Hugo von Werdenberg und mehrerer von Adel, von dem ihnen von dem ungrischen Könige abgezwungenen Eide, lossprach. Auch von dem Kaiser Friedrich wurde Neustadt, ungeachtet daß er in Linz seinen Sitz aufgeschlagen hatte, nicht vergessen, und im Jahre 1491 und 1492 in seinem vorletzten Lebensjahre mit brieflichen Bestätigungen ihrer Freyheiten begnadiget, welche in Abschrift als Denkmähler seiner Wohlthaten aufbewahrt und verehret werden. Vom Jahre 1562 läuft noch eine seltene Sage von einer in Neustadt eingerissenen Sterblichkeit unter uns. Es soll nähmlich der städtische Todtengräber, Ruep Schleimer, von dem durch vielfältige Beerdigung wohlhabend gewordenen Todtengräber zu Baden, ein Mittel erhalten haben, auch die Sterblichkeit den Einwohnern zu Neustadt einzuimpfen und er hatte mit dem Gebrauche dieses Mittels wirklich die Gottesäcker in der Stadt so sehr angefüllet, daß man zur Beerdigung seiner Lieferungen den alten Freythof zu St. Ulrich vor der Stadt zu Hülfe nehmen mußte, und sein Gewerb so sehr in Flor gebracht, daß man bemüssiget wurde, ihm dieses durch Abnahme seines Kopfes nieder zu legen. Zwischen den Jahren 1615 und 1620, als sich der Adel

und die Städte, unterstützet von den böhmischen Aufrührern verbunden hatten, alle Ordnung der Dinge zur Behauptung der freyen Religionsausübung umzuwerfen, fand nicht nur bey den Bürgern keine Aufforderung, dem Bunde beyzutreten Gehör, sondern sie stellten sich unter ihrem Hauptmann, Christoph Praitenacher, gegen sie öffentlich zur Wehre und bathen den Kaiser, ihre unter Kaiser Mathias gethane Erklärung zu bestärken, daß sie Niemanden zu ewigen Zeiten in ihre Bürgerschaft aufnehmen und dulden dürfen, welcher nicht der römisch-katholischen Religion treu und zugethan ist, welches auch ihnen Kaiser Ferdinand II. am 13. April 1622 wegen ihrer erwiesenen Treue bey der im vorigen Jahre entstandenen landesverderblichen Rebellion nicht nur bewilliget, sondern auch zur Belohnung ihnen die Einhebung der Pfennigmauth und Gefälle, so weit sich ihre Stadt-Jurisdiction erstrecket, zur Erhaltung der Kirchengebäude, des Stadtpflasters, der Ringmauer und ihrer Stadtdiener zugestanden hatte. Dieses Ansuchen der Bürger von Neustadt ist um so mehr als eine Perle in ihre Bürgerkrone zu setzen, als dieses eben in den Zeiten geschah, in welchen die Feinde der katholischen Religion in anderen Städten und Ländern die bereitwilligste Aufnahme fanden. Im Jahre 1638 hatte Kaiser Ferdinand II. am 20. Januar zu Preßburg der Stadt Neustadt alle vorhin angeführten Freyheits- und Gnadenbriefe vollen Inhalts aus dem Beweggrunde bestätiget, weil sie ihre Treue bey den entstandenen landesverderblichen Rebellionen und Kriegsbe-

ängstigungen, unverbrüchlich erhalten und durch die Feuersbrünste und andere Ungelegenheiten in Handel und Wandel vieles erlitten hatte, und daher sie zu ihrer Wiedererhebung die Aufrechthaltung ihrer Freyheiten höchst nothwendig habe. Das schreckendste und warnendsle Beyspiel wurde für untreue Unterthanen in Neustadt im Jahre 1671 aufgestellet. Es wurde nähmlich schon im Jahre 1670 entdeckt, daß Peter Graf Zriny, Franz Graf Frangipani, Franz Graf Nadasti und Erasmus Graf von Tattenbach das Königreich Ungarn dem Hause Österreich zu entziehen, und unter den türkischen Schutz zu bringen gesucht hatten, hierwegen geheime Zusammenkünfte mit anderen gehalten und den Türken die Mittel an die Hand gegeben hatten, wie der Einfall in Ungarn leicht vorzunehmen wäre, daß sie der Post die Briefe des Kaisers entwenden ließen, und hiervon Gebrauch für sich und ihre Anhänger gemacht, endlich sich der Geldfuhren von den Bergstädten und des kaiserlichen Proviants bemächtiget hatten. Nach dieser Entdeckung wurden diese Herren unvermuthet eingezogen, Nadasti nach Wien, Zriny und Frangipani nach Neustadt und Tattenbach nach Grätz geführet, und ersterer in dem Landhause in Wien, und die zwey anderen in der Burg zu Neustadt bis zum Ausschlag des wider sie angefangenen Criminalprocesses gefänglich verwahret. Da nun beyde Gefangene selbst das Crimen laesae Majestatis und Perduellionis eingestanden hatten, so wurde über sie zur Strafe erkannt, daß sie aller Ehren, Würden und Güter verlustiget und ihnen

der Kopf und die rechte Hand (deren Abschlagung Seine Majestät allergnädigst wieder nachgesehen hatte) abgehauen werden sollte. Am 30. April 1671 wurde dieses Urtheil zu Wien mit dem Nadasti in dem bürgerlichen Rathhause, und an eben diesem Tage an den zwey Grafen in der Neustadt in dem bürgerlichen Zeughause im zweyten Hofe ausgeführet.

Ihre entseelten Körper wurden sohin in der Michaelskirche, unweit der Domkirche, unter einem marmornen Grabsteine, (worauf folgende Inschrift zu lesen ist) zur Erde bestattet:

„In diesem Grabe liegen, Graf Peter Zrinyi, „Banus von Croatien, und Markgraf Franz Frangi„pany, der letzte seiner Familie, welche, weil ein „Blinder den andern führte, beyde in eine Grube „gefallen sind.“

Einen vorzüglichen Ruhm erwarb sich Neustadt in ihrer Zeitgeschichte im Jahre 1683, als der Türk zum dritten Mahl Österreich überfiel, Wien einschränkte und belagerte. Sein Durst sich in Christenblut zu dämpfen, lockte ihn zu allen um Wien liegenden Dörfern, Märkten und Städten, und auch nach Neustadt, aber noch ehe sie vor diese Stadt kamen, hatte schon der vorsichtige k. k. Oberst und Stadt-Commandant Friedrich Graf von Castell und der Stadtrichter Leopold Schraingheimer die Festungswerke ausbessern lassen, und seine Soldaten mit den Bürgern zur Vertheidigung aufgestellet, von der sich keiner, ohne Strafe von 30 Eimer Wein zu verwirken, los

machen konnte. Diesem wehrvollen Zustande näherte sich ein feindlicher Haufe der Stadt, der das Land mit Plündern und Morden durchzogen hatte; er führte ein ungeheuer großes Stück, von 40 Büffel-Ochsen gezogen, mit sich, und ihr Anführer schickte vorläufig folgendes Schreiben an die Besatzung:

„Dem hohen und niederen, und allem darin befindlichen Volke, wird im Nahmen des Sultans erinnert: daß uns dieser glückselige Chan, und Se. „Hoheit der glückselige Großvezier zu euch geschickt „habe, um euch zu befehlen, daß, wenn ihr euch nicht „rebellisch, sondern gehorsam gegen sie bezeugen wolet, ihr Sr. Majestät dem Chan 1000 Thaler, „einen Zobelpelz und 50 Pferde schicken, und uns „selbsten 500 Thaler, einen Zobelpelz und 10 Pferde geben sollet, wo wir euch sodann eine Salva-Quardia ertheilen, und Niemanden, sogar euren Hahnen einen Schaden zufügen werden; wofern ihr „euch aber widerspenstig betragen, und die Befriedigung unserer Forderung mit der Ausrede, daß, „so lange Raab, Komorn und Wien nicht erobert „seyen, Niemand euch beleidigen könnte, abzulehnen „trachten werdet, so werden wir euch mit ganzer „Macht, welche die Erde nicht ertragen mag, überziehen, und alles bis auf den Grund verderben.“

„Dieses wisset ihr nun, und schicket daher eure „Geistliche und andere gute Leute mit diesen Sachen „zu uns.“

Nachschrift. „Diese Nacht thut euch alle an

„einem Ort hierwegen überreden, und schickt den „Morgen den Überbringer unsers Schreibens mit 1500 „Thalern und 60 Pferden zurück, damit wir diese „Gabe Sr. Majestät dem Chan übergeben können, „und er euch eure Schuld nachsehe, auch sohin be„schütze, und in Ruhestand leben lasse.“

Die Besatzung schickte hierüber ihre Antwort dem Aufforderer und seinem Herrn, statt durch einen Abgesandten, durch eine volle Ladung von dem Blockhause aus allen Gattungen Geschütz zurück; diese war für sie so unerwartet, so schreckend, daß auf ein Mahl der ganze Haufe zerstreut wurde, und alles sich mit der Flucht zu retten suchte, auf der sie dem kaiserlichen General Häusler in die Hände fielen, uud bey 1000 Mann erschlagen und ganz aufgerieben wurden.

Im Jahre 1689 am 19. December erhielt hierauf Neustadt auch vom Kaiser Leopold eine Bestätigung ihrer alten Freyheiten. Endlich schließt das siebenzehnte Jahrhundert mit einer Feuersbrunst, in welcher der größte Theil der Stadt ein Raub der Flammen ward; vorzüglich hatte sich hierbey ihr Bischof Buchheim gegen die Verunglückten ausgezeichnet, unter die er durch einige Tage Korn, und Leibstücke unentgeltlich austheilen ließ.

Das achtzehnte Jahrhundert fängt gleich mit neuen Unruhen in Ungarn an, von denen die Triebfeder Ragozzi, Fürst von Siebenbürgen gewesen war. Diese setzten Neustadt um so mehr in Gefahr eines Überfalles, da am 29. März 1701 das Haupt der Mißvergnügten, der zu Tokay gefangene Fürst

Ragozzi mit seinem Mithelfer Sirmay nach Neustadt in die Burg zur Verwahrung überbracht wurden, und die Mißvergnügten ihren Anführer aller Orten schon aufgesucht hatten. Am 19. Juny langten die zur Aufnahme des Verhörs mit dem Fürsten ernannten kaiserlichen Commissärs, der Cardinal und Primas von Ungarn Leopold Graf von Kollonitsch, der Reichs-Hofrath- Präsident Graf von Öttingen, der österreischе Statthalter Graf v. Jäger, der n. öst. Landmarschall Graf von Traun, und der Hofkanzler Graf v. Bucellini an. Sie fingen ihr Geschäft am 21. Juny an, und hatten es am 9. November schon so weit gebracht, daß sie ehestens dieses zu schließen vorhatten, als auf ein Mahl der Fürst es selbst geendiget hatte, und am 9. November Abends verkleidet als gemeiner Dragoner, durch Hülfe des bey ihm Wache habenden Hauptmanns vom Castellischen Dragoner-Regimente, Gottfried Lehmann, aus der Burg entwich, und zu Pferde von Neustadt zu den Seinigen geflohen ist, wo dann die Unruhen und Streifereyen nach Österreich von neuem angefangen, und wüthender als bisher fortgesetzt wurden.

Im Jahre 1704 wagten sich die Mißvergnügten über die Schwechat und das Neugebäude, wo sie in dem Thiergarten den Tieger und Leoparden erschlugen, und sich mit ihren Häuten, um fürchterlich zu scheinen, geziert hatten, und dann bis vor die gegen sie aufgeworfenen Linien bey Wien streiften. Um nun diesen Streifereyen Einhalt zu thun, wurden gegen sie in demselben Jahre im Viertel U. W. W. und U.

M. B. an den Gränzen Dämme und Schanzen errichtet, zu ihrer Vertheidigung Alles im Lande zu den Waffen aufgefordert, und zu Neustadt der Sammelplatz für das Viertel U. W. W. bestimmet.

Im Jahre 1790 am 14. April wurden der Bürgermeister und Rath zu Neustadt zur Huldigungs-Feyerlichkeit Kaisers Leopold des II. nach Wien gerufen, von ihnen mit allen 4 Ständen die Huldigung in der kaiserlichen Burg geleistet, und sie sohin zur Tafel der landesfürstlichen Städte gezogen; im Jahre 1792 am 25. April, waren sie zwar nicht zur Huldigung Kaisers Franz II. vorgefordert, aber sie zeichneten sich mit ihren Bürgern durch eine andere Handlung aus, die den Beweis ihrer Treue und Anhänglichkeit gegen unsern Monarchen, welcher sich die Liebe und die Verehrung von der ganzen Welt erworben hatte, an den Tag legte.

Sie hoben nähmlich unter sich 3001 Gulden 30 kr. in Gold ein, und übergaben diesen Betrag am 18. December 1792 Sr. Majestät durch ihren Bürgermeister von Roy als einen freywilligen Beytrag zu dem Kriege mit Frankreich, welcher zur Erhaltung der Religion, des Thrones, des Vaterlandes und eines jeden Eigenthumes geführet werden mußte, welche rühmliche Handlung alle Erbländer, Stände und 100,000 Bürger und Einwohner von allen k. k. Erbstaaten aneiferte, ein Gleiches zu thun.

Als im Jahre 1797 die feindliche Gefahr dem Herzen der Monarchie näher kam, und sich Alles in Niederösterreich zur Wehre setzte, auch wirklich be-

waffnet an die Gränze rückte, schloß sich auch die Bürgerschaft von Neustadt dem großen, zum Kampfe eilenden Haufen, 400 Köpfe stark an, und schwur, mit ihm nicht eher zurückzukehren, als bis Fürst und Vaterland gerettet seyn würden, welches nach dem am 18. April eingetretenen Waffenstillstande zu Göß bey Leoben, mit Rückkehr der ganzen Aufgebots-Mannschaft geschah.

Mit gleichem Eifer für den Fürsten und das Vaterland zu streiten, zeichnete sich Neustadt im Jahre 1800 aus, da sie ihre Söhne zu dem österreichischen Schützen-Frey-Corps stellte, und mit allen Leib- und Nahrungserfordernissen ausgestattet.

Der erste July 1804 ist für Neustadt darum merkwürdig, weil der Blitz in den ersten Thurm links vom Wiener-Thore, in welchem Pulver aufbewahret war, eingeschlagen, nichts entzunden, und lediglich ohne Verletzung des hölzernen Dachstuhles alle Ziegel des Daches abgeworfen hatte.

Endlich schließen wir die Stadtgeschichte mit den Jahren 1805 und 1806.

Die erste Nachricht, daß der Feind schon in Österreich von Linz her am 3. November 1805 um 5 Uhr Nachmittags nach Enns vorgedrungen sey, und zu Ensegg aus der alten Dürnberger-Schanze die Russen bey Mitternacht verdränget und über den Engelberg, nach Kloster Erla gedränget hatte, setzte Neustadt noch nicht in banges Schrecken; aber durch eine zweyte Nachricht, daß ein Theil der französischen Armee am 5. November, 27000 Mann stark, unter Anführung

des Marschalls Davouſt von Steyermark her gegen Österreich eindringe, am 8. die Kaiſerlichen im Gebirge bey Mariazell verſprengt, und am 10. Mürzzuſchlag beſetzt hatte, dann, daß am 11. November franzöſiſche Chaſſeurs zu Neudorf geſehen worden ſind, würde den Muth aller Bürger zu Boden geſchlagen haben, wenn nicht ihre durch 600 Jahre erprobte Treue und Fürſtenliebe ſie aufrecht erhalten hätte. Unerſchrocken und mit ganzem Bewußtſeyn verſammelte der Bürgermeiſter Troſt die Räthe, und die ganze Bürgerſchaft, weckte in ihnen durch eine Rede den Muth ihrer Vorfahren auf, und überredete ſie, dem Beyſpiele der Wiener zu folgen, die in ſtrengſter Beobachtung ihrer Pflichten die Ankunft des Feindes in dem Augenblicke ruhig erwarteten.

Dieſes wirkte ſo ſehr, daß man von allen Seiten den ſtädtiſchen Vorrathskammern neue Vorräthe zugeführet, die überflüßigen Stücke in den Wohnungen zur Einquartirung des Feindes beſtimmt, die bürgerlichen Corps ſich zur Erhaltung der innern Sicherheit und Ordnung angebothen, dieſe die Hauptwache, und die vier Stadtthöre zur Bewachung übernommen, und alles übrige Erforderliche zur Aufnahme des Feindes, und zur Verpflegung desſelben in Ruhe veranſtaltet hatte.

Den 13. November früh um 3 Uhr rückten dann die erſten Franzoſen, ein Rittmeiſter und 13 Jäger zu Pferd ein, und beſetzten das Wiener-Thor, ſie verließen aber um 6 Uhr Neuſtadt wieder; am nähmlichen Tage erhielt Neuſtadt von dem in Solenau ge-

standenen französischen Commandirenden, Obristlieutenant Deschamps, vom zwölften Jägerregiment zu Pferd zwey Sauve-Garden zugeschickt, mit der Nachricht, daß einige Truppen nach Neunkirchen durchziehen würden.

Um 11 Uhr Mittags zog das 21. Linienregiment von dem Corps des Marschalls Davoust durch Neustadt nach Neunkirchen, das 12. und 25. Linienregiment unter Anführung des General Gudin folgten selbem und blieben in Neustadt, die Mannschaft wurde zu den Bürgern und in die Wirthshäuser einquartirt, der Herr General wählte sich zur Wohnung die Prälatur in dem Cistercienserkloster, bald darauf wurden auch die Bürgerwachen auf der Hauptwache, und bey den Stadtthören eingezogen, und diese von der französischen Mannschaft besetzt.

Alles dieses ging ohne Widersetzen in größter Ruhe und Ordnung für sich. Am 17. rückte der Herr General mit dem 25. Regiment Vormittag um 10 Uhr nach Wien, und an seine Stelle kam das 21. Regiment von Neunkirchen zurück, welches die Stadt auch am 18. früh wieder verließ und ebenfalls nach Wien gezogen ist. Kaum waren diese durch das Wienerthor abgezogen, so rückte der Herr Oberst Gujon mit 360 Jägern zu Pferd, durch das Neunkirchnerthor ein, der Herr Oberst nahm sein Quartier in dem Propstenhofe, und seine Mannschaft wurde in den Wirthshäusern versorgt; ein in diesen von seinen Leuten gemachter Lärm, wurde ihnen augenblicklich von ihm verwiesen, und damit künftig die in der Stadt von den

Bürgern und Einwohrern so sehr beobachtete Ordnung nicht mehr muthwillig unterbrochen würde, verordnete er, daß alle Gasthäuser um 8 Uhr Abends geschlossen werden, und um 10 Uhr sich jedermann zu Hause befinden solle. Am 28. November zog auch das 12. Regiment ab, und nahm seinen Weg nach Preßburg.

Am 29. November rückte der Herr Divisions-General Dümorceu mit dem 2. und 6. batavischen Linien-Infanterie-Regiment und einem Jäger-Regiment ein, und verweilte bis am 30. Nachmittag, wo sie dann mit klingendem Spiele nach Wien aufbrachen, ihr Herr General, welcher in der Prälatur einquartirt war, folgte ihnen am 1. December nach.

Am dritten December früh erhielt Neustadt den Herrn Kriegs-Commissär Germien als Platz-Commandanten, er schützte die Ordnung und Ruhe, wie der Oberst Gujon, und Niemand durfte ohne sein Wissen einquartirt oder umquartirt, noch Jemanden ohne seinen Willen etwas abgereichet werden.

Vom 30. November bis 6. December hatte Neustadt keine neue Einquartirung getragen, am 7. December ward aber eine in diesem Kriege seltene Einquartirung von 400 österreichischen Köpfen vom Regiment Klebeck, welche von 400 Bayern escortirt wurden, angesagt, sie zogen mit ihren Waffen ein, und kamen von der Festung Kuefstein, wo ihnen bey der Capitulation der Abzug mit allen Kriegs-Honneurs zugestanden worden ist. Beyde wurden hier bis zu dem Abzug am 10. December nach der Leytha, wo

sie den Vorposten der k. k. Truppen übergeben wurden, mit Freuden bewirthet.

Zu gleicher Zeit, als Neustadt diese angenehmen Gäste hatte, kam auch am 8. December früh um 3 Uhr, ein k. k. Ober-Lieutenant von Kaiser Cuirassier mit 20 Mann in die Stadt, und besetzte die vier Stadtthöre, da aber bereits der am 4. December zwischen beyden Kaisern abgeschlossene Waffenstillstand bekannt wurde, so zog er sich mit seiner Mannschaft wieder zurück.

Von dieser Zeit an hatte Neustadt bis auf den 14. Jänner meistens Durchmärsche, nur das 6. Husaren-Regiment blieb bis 21. December stabil, für welches der Herr Oberste Pajol und Herr Kriegs-Commissär Garnier, der Stadt die Verpflegung dadurch zu erleichtern suchten, daß ersterer öffentlich bekannt machen ließ, was die Wirthe den Soldaten Mittags und Abends abreichen dürfen, zweyter, daß er von dem Garde-Magazin-Commissär Challiet, das Heu- und Hafer-Magazin besorgen ließ, welche er nach Abzug aller Franzosen gegen ordentliche Verrechnung an die Stadt mit vielem Vortheil wieder zurückgestellet hatte.

Am 28. December erhielt Neustadt die frohe Nachricht, daß am 27. December zu Preßburg Frieden geschlossen, und Freunde und Feinde in Wien bereits hierüber dem Allerhöchsten in der Domkirche bey St. Stephan den schuldigsten Dank abgestattet hatten. Ein gleicher Ruf zur Kirche erscholl auch hier, Alles folgte demselben, und Alles vergaß, daß sie un-

ter Feinden gelebt hatten, wovon am folgenden Tage ein prächtiger Ball in dem Redouten-Saal das Zeugniß gab, auf dem man in Wonne des Friedens, sich im Kreise herumwirbelte.

Es trafen zwar Neustadt noch nach dem geschlossenen Frieden am 29. und 31. die Durchmärsche von sechs Regimentern, zwey Bataillons Grenadiers Bataver, und einem Bataillon Jäger von der Division des Generals Oudinot nach Steyermark, man verachtete aber die Beschwerniße ihrer Einquartirung und ihrer Verpflegung, um sich nicht die ersten Tage der Erlösung zu verbittern. Nur eines hätte die Bürger und Einwohner Neustadts aus ihrer Ordnung und von dem ruhigen Betragen nach den erlittenen Drangsalen abbringen können, daß sie nähmlich am 5. Jänner, die von Wien, aus dem kaiserlichen Zeughause hergeführten, und auf dem Platze aufgestellten hundert Stück zwölfpfündige Kanonen mit eigenen Pferden, deren sie wenige mehr hatten, bis an den Fuß des Semmerings abführen sollten, wenn nicht der Kriegs-Commissär Charnier die Unmöglichkeit eingesehen, und den größten Theil davon mit holländischen Artillerie-Pferden fortzubringen angeordnet hätte.

Obgleich alles dieses Erzählte, die äußerste Schonung des Feindes, die Einquartirungs- und Verpflegungskosten abgerechnet, darstellet, so verdienen doch diese Tage in Neustadt als Beweise aufbewahret zu werden, daß man auch durch Ordnung und Ruhe, durch Gemeingeist und Zusammenwirken das Beste

des Landesfürsten und des Vaterlandes unverletzt in Feindeshänden erhalten könne.

Am denkwürdigsten für Neustadt bleibt immer die Großthat des berühmten Andreas Baumkircher, der eine Vormauer gegen den wüthend eindringenden Feind, den Kaiser, seinen Hofstaat, sein Heer, und die Neustadt selbst mit ungeheurer Kraftanstrengung und römischem Heldenmuthe rettete. Doch zurück zur Veranlassung dieses Kampfes.

Die Vormundschaft Ladislaus Posthumus war, schon bevor der schöne unglückliche Prinz den Mutterschooß verlassen, der Anlaß bitteren Zwiespalts zwischen Kaiser Friedrich, Erzherzog Albrecht und den Ständen Ungarns, Böhmens und der Lande an der Enns gewesen. In Ungarn hatte wirklich der Pohlenkönig Wladislav die Krone an sich gerissen, bis er nach vier Jahren bey Varna gegen Amurath Sieg und Leben verlor. Die Böhmen trugen ihre Krone Friedrichen und Herzog Albrechten von Bayern-München an, alle forderten Ladislav, als er kaum dreyzehn Jahre zählte, seinem Vetter und Vormund, dem Kaiser, mit den härtesten Drohungen ab. Friedrich verweigerte es standhaft. Auf seinem Zuge nach Rom zur Empfangung der Kaiserkrone nahm er den erlauchten Mündel mit sich. Niclas von Krottendorf, sein Lehrer, von den ungarischen und böhmischen Großen bestochen, wollte von Neapel mit dem Prinzen in seine angebornen Reiche entfliehen. Der Anschlag ward entdeckt, Ladislav desto sorgfältiger beobachtet, und der Lehrer in enges

Gefängniß geworfen. In des Kaisers Abwesenheit hatten die Mißvergnügten Kräfte und Mittel gewonnen. Friedrich, der wehrlos zurück kam, ließ sie — eitles Beginnen! — durch einen Herold zur Unterthanstreue zurückfordern. Deß lachten die Wiener, beschenkten den guten Ehrenhold mit seidenen Kleidern und Geld, und gaben ihm noch eine höhnische Dankespost mit auf den Weg, daß Friedrich, von dem sie ein Anderes erwartet, mit solchen Waffen gegen sie auftrete. Dann vermeinte er sie mit dem päpstlichen Bannfluche zu schrecken. Der verkündende Notar ward in den Kerker geworfen, die Bischöfe selber verweigerten die Publication. Am hohen Münster bey St. Stephan zu Wien hing die Appellation an einen besser zu unterrichtenden Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Nun schien Friedrichen wieder solch eine Wallung von Energie befallen zu haben, wie zu Villach. Er that den harten Griff in seine Schätze, warb 4000 Reiter und bey 6000 Reisige zu Fuß. Der Statthalter Podiebrad verhieß ihm mächtige Hülfe, die Folge wird aber zeigen, daß es ihm eben so wenig gegeben war, zu rechter Zeit die Fehde zu beginnen, als Friede zu schließen.

Die Österreicher waren noch unvorbereitet, ihre Häupter, der verworfene Graf Ulrich von Cilly und der Landeshauptmann Eyzinger, ein ehr- und habsüchtiger Emporkömmling aus Bayern, hatten eine starke Partey gegen sich. Der große Gubernator Hunyad, durch päpstliche Ermahnung bewegt, mehr

noch durch den Wunsch, die Zügel der Herrschaft noch länger in den Händen zu haben, Ladislaven noch länger in Friedrichs Vormundschaft zu halten, versagte den Österreichern alle offene Theilnahme und verlangte sogar, der Kaiser möchte Äneas Sylvius zu geheimen Negotiationen an ihn nach Ofen senden. Vergeblich drang Äneas, vergeblich einige ihm gleich gesinnte Männer darauf, jetzt rasch auf die Österreicher los zu stürmen, aber Friedrich machte keinen Gebrauch von Hunyads Geleitsbriefen für Äneas, mit Podiebrad wurde über den Sold seiner Hülfstruppen gezankt und Zeit verloren, noch obendrein das kleine Heer getheilt. Nur 800 Reiter und eben so viel Fußvolk behielt man in Neustadt, viel wurde zur Besatzung der Schlösser auf beyden Seiten der Donau verwendet. Mit einem starken Heerhaufen zog Rüdiger von Starhemberg verwüstend auf das linke Ufer. Daß er nach vielen, aber unentscheidenden Vortheilen, auf der Donaubrücke, wiewohl mit genauer Noth war zurückgewiesen worden, daß die gleichzeitige Schreckenspost, der Kaiser sey mit ganzer Macht über den Wienerberg her im Anzuge (Einige wollten schon die große Reichssturmfahne gesehen haben), sich unwahr erwies, mehrte des Pöbels zügellosen Trotz.

Eyzinger, nachdem er die Seinen im kleinen Kriege geübt, und durch die Eroberung des Schlosses Ort (Aspan und Mittendorfer hielten es mit 60 Mann wider Tausend, als die Hauptmauer schon acht Tage ein Schutthaufen war) angefeuert hatte, zog ge-

gen Neustadt mit nicht weniger, als 24000 M., der Graf von Cilly mit ihm, den Kaiser mit Gewalt zur Herausgabe Ladislavs, ihres angebornen Erbherrn, zu zwingen.

Die Aussöhnungsversuche einer bayerischen und brandenburgischen Gesandtschaft scheiterten an dem aufgeblasenen Starrsinn der Österreicher. Neustadt, die allezeit getreue, war zu keiner Belagerung bereit. In der Nacht des 28. August 1452 hatte sich das feindliche Heer auf der Heide, bis hart an die Stadtmauern ausgebreitet; neue Friedensbothen, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freysing und Regensburg konnten mit genauer Noth noch in die Stadt.

Am Morgen drangen die Österreicher, in hellen Haufen, mit furchtbarem kriegerischen Getöse und mit dem Feldgeschrey der Rache in die Vorstädte, und liefen wüthend an die Mauern; vorzüglich galt es dem Wienerthor. Da berief der Kaiser seinen Rath. Äneas mahnend, man solle ja freywillig und in gefälliger Einkleidung heute thun, wozu man doch morgen würde gezwungen werden, die Zeit sey verloren, man müsse jetzt durch Nachgeben wieder gewinnen, wurde überstimmt; und indeß gestritten ward, ob man nicht den königlichen Mündel Ladislav auf die Ringmauer bringen, und den Pfeilen und Schwertern seiner Unterthanen entgegenstellen solle? hörte man helles Siegesjauchzen der Österreicher, die die Vorstadt den Kaiserlichen bereits abgerannt und gewonnen hatten; in den Straßen Geheul, Verwirrung, Flucht, ein besinnungsloses Rennen und Reiten, Weiber mit Kindern, Prie-

ſter mit dem Kreuz auf der Mauer, tapfern Widerſtand predigend; doch die frechen Feinde ſtanden ſchon am Wienerthor, auf der Zugbrücke, der Kaiſer wahrſcheinlich in wenig Augenblicken ihr Gefangener; am Thor, ihnen entgegen, nur mehr ein dünnes Häuflein Muthiger, faſt jede Minute vermindert, jetzt nur mehr Drey gegen die Tauſende, und nun gar nur ein einziger Mann, aber — welch ein Mann!

Porſenna, von den vertriebenen Tarquiniern zur Rache gerufen, umlagerte Rom, allerwärts Flüchtlinge, ſein, unwiderſtehlich, die Übermacht. Der Feind war ſchnell, ſchon das Janiculum verloren, haufenweis wälzte ſich Alles der ſubliziſchen Brücke zu — aber die Götter wachten für das Wohl der Stadt. — Horatius Cocles, neben ihm Titus Herminius und Spurius Lartius, bald aber Horatius ganz allein ſtelite ſich am Eingang der Brücke wider das Heer, zurufend: „Wie „ſchmählich ſie, Sclaven ſtolzer Könige, der eigenen „Freyheit vergeſſend, und ihrer auch nimmer würdig, „jetzt noch herankämen, die kaum errungene Freyheit „eines fremden, edlen Volkes zu tödten“ — ihre Heerführer zum Zweykampfe fordernd. So ward die Zeit gewonnen, die Brücke rückwärts abzuwerfen. Einen Hagel von Pfeilen fing er auf ſeinem Schilde, ſprang dann ſchwer gerüſtet, wie er war, in die Tiber, kam glücklich zu den Seinen. Rom war gerettet!

Wie Horatius Cocles an der ſubliziſchen Brücke, wie der Spartaner Braſidas in Methone, Scäva

für Cäsar wider Pompejus in Dyrrachiums Burg, der Meister Peter Daubusson an Rhodos gefährlichstem Thurm, wie Harald's norwegischer Trabant an der Derwentbrücke wider ganze Rotten Engländer: so jetzt ein steyerischer Edelmann aus altem Geschlechte, Andreas Baumkircher, unter dem Wienerthor der schwer geängstigten Neustadt, mit seiner schönen, furchtbaren, hohen Riesengestalt wider der Feinde tausendarmigen, tausendstimmigen Grimm, auf jeden Streich einen Haufen von Leichnamen um sich her fällend, von Staub, Schweiß und Blut bedeckt und ganz unkenntlich, gleichwohl nicht eher ruhend noch rastend, keine Zeit findend, an seine Wunden, an den Rückzug, ans Leben zu denken, bis hinter ihm die Brücke abgeworfen, das Schutzgitter, das er durch einen kühnen Sprung seines Streitrosses kümmerlich noch erreicht, herabgelassen ist, bis die Feinde von dem unerhörten Schauspiel überrascht, betäubt, geschreckt und tief beschämt, die Früchte der erhaltenen Vortheile an einem Einzigen verloren zu haben, knirschend zurück weichen.

Dreyzehn Wunden decken des Helden Leib, aber keine hat es gewagt, bis an die Quellen seines Lebens zu dringen. Der Kaiser schlägt ihn das zweyte Mahl zum Ritter, macht ihn hernach mit reicher Schenkung zum Landeshauptmann der Steyermark; sammt seinen Nachkommen auf ewige Weltzeiten zum Freyherrn von Baumkirchen.

Wenige Tage darauf, nach vielen vergeblichen Unterhandlungen im Felde vor Neustadt, die Friedrich

einige Mahl persönlich geführt, und wobey Cilly und Eyzinger, und die übrigen Häupter der Empörung vor ihm jedes Mahl die Knie, aber nicht ihren stareren Sinn gebeugt hatten, kam vornähmlich durch die Bemühungen des Markgrafen Carl von Baden der Friede zu Stande. Am 10. September 1452 wurde in Folge dessen beym steinernen Kreuz außer dem Wienerthor zu Neustadt, Ladislav dem Grafen von Cilly überantwortet. Der führte ihn von dannen nach Bertholdsdorf. Der Landeshauptmann Eyzinger, die hohe Schule, die Geistlichkeit, 4000 weißgekleidete Knaben und Mädchen empfingen ihn jubelnd. — Der Kaiser hatte diesen Frieden geschlossen, als eben Podiebrad, 6000 Steyermärker und selbst Völker seines sonst so feindselig gesinnten Bruders Albrecht aus Schwaben zu seiner Hülfe heraneilten.

Acht Jahre nach diesem denkwürdigen Auftritt erhielt Baumkircher von dem Kaiser die Cillysche Erbschaft, welche von Johann Grafen von Görz mit heimlichem und offenem Beystand der Ungarn angefochten wurde. Schon war ein für diesen günstiger Vergleich im Werke, aber Baumkircher für seinen Kaiser bedacht und der Kraft sich bewußt, ein Mehreres erzwingen zu können, verwarf ihn mit glühendem Unwillen, hob in der Steyermark den dreyßigsten Mann, vereinigte seine und die tapferen Schaaren Niclasens von Lichtenstein, Hannsens Ungnad, Georgs von Gera und Johanns von Witowitz mit 2000 Söldnern aus der Neustadt unter Sigismunden, Gra-

sen von Pösing, und zwang den Grafen von Görz, um Frieden zu bitten, und seinen Anspruch völlig aufzugeben.

Noch ein Mahl half Baumkircher den Kaiser aus großer Gefahr erretten. Als dieser in der Burg zu Wien belagert wurde, Eleonore und der dreyjährige Maximilian keinen sichern Ort mehr hatten vor den Donnerbüchsen, Pfeil- und Kugelschüssen des Bruders Albrecht und ihrer eigenen Unterthanen, als die Hungersnoth den kaiserlichen Kindern rührende Thränen auspreßte, war Baumkircher der Erste, der mit dem böhmischen Condottiere Hinko (am 20. October 1462) erschien, der Stadt einen Fehdebrief zusendete, die aufrührerischen Bürger durch Mord und Brand ängstigte, dem Kaiser aber neuen Muth gab, schmachvolle Friedensbedingungen zu verwerfen. — Bald zog der Böhmenkönig Georg über Krems heran, der Vortrab unter seinem Sohne Victorin setzte bey Ort über die Donau, vereinigte sich bey Fischament mit Baumkircher, und den ihm nachgefolgten steyerisch-kärnthnerischen Hülfsvölkern unter Stubenberg, Herberstein, Scherffenberg, Sebriach, Witowitz, Puchheim, Emmerberg ꝛc. So ward der Friedensvertrag von Korneuburg erzwungen, und am 4. December der Kaiser aus der Burg entlassen.

Jenes, unsern eiteln Wahn, unsere stolzeste Zuversicht so tief demüthigende: „Man soll den Tag nie vor dem Abend loben,“ hat sich von Crösus Scheiterhaufen, bis auf unsere umwälzungsreiche Zeit schon oft geoffenbart, warnend den, durch

unverdientes Glück aufgeblasenen Übermuth; schreck-lich, wenn ein rühmliches Leben und Wirken unwürdigen Hindernissen erlag; manchmahl auch wohlthätig, wenn es die Bahn irgend einer Geissel der Menschheit, Lavinen gleich verschüttete, zu zeigen, wie schmählich es sey, zu verzweifeln, wenn das Übel nur auf zwey Augen beruht.

Vis Consilii expers, mole ruit sua:
Vim temperatam dii quoque provehunt
In majus: iidem odere vires,
Omne nefas animo moventes!

So auch Baumkircher, als er der überschäumenden Kraft, durch die er Unglaubliches für seinen Kaiser gethan, auch zur Selbsthülfe, zur Empörung vertraute.

Für sich sowohl, als für seine Fehdegesellen, Hannsen und Friedrich von Stubenberg, Johann von Pösing, Niclas von Lichtenstein und Andreas Greiffenecker, hatte Baumkircher große Soldrückstände an des Kaisers Kammer zu fordern. Er selbst hatte dafür seine ganze Habe verschuldet oder verbürgschaft. Die Gläubiger drängten ihn hart. Fruchtlos wartete er Jahre lang zu, bath, mahnte, drohte endlich. Als er dessen ungeachtet nicht befriedigt ward, spann er (im Sommer 1469) Aufruhr und meuterisches Verständniß mit des Kaisers gefährlichstem Feinde, dem ungarischen Könige Mathias. Den Zeitpunct wählte er, als Friedrich eben ein altes Gelübde zu lösen, noch mehr vom Papste die Krone Böhmens zu erhalten, (deren Podiebrad wegen utraquistischen Ketzer-

thums verlustig erklärt worden) zu Paul II. nach Rom gereiset war. Zwar legten Lichtenstein und Johann von Stubenberg die Waffen nieder und erhielten Gnade vom Kaiser. Das erschütterte jedoch Baumkirchers Zuversicht nicht im geringsten. Er bewog den Gemahl seiner Tochter Martha, Hannsen von Stubenberg und Friedrich seinen Bruder, mehrere ihrer Schlösser den Ungarn zu öffnen. Er selbst bestach Christophen Hammer, Stadtrichter zu Leibnitz und einige der angesehensten Bürger, Söldner Mathias in ihre Ringmauern aufzunehmen, und Georgen von Khainach mit der kleinen kaiserlichen Besatzung zu vertreiben, und zwar zu einer Zeit, da die Türken verheerend in Krain hausten. — Dieß zerstörende Beginnen veranlaßte in Kärnthen und in der Steyermark große Besorgnisse. Der Kaiser selbst hielt deßhalb einen großen Landtag (20. May 1470) zu Völkermarkt. Der Reichserzkanzler von Mainz, der Erzbischof zu Salzburg, der Pfalzgraf in Kärnthen, Leonhard, Graf zu Görz, die Bischöfe von Seckau, Lavant, Laybach, Triest, Chiemsee waren dabey zugegen, kraftvolle Maßregeln wurden beschlossen, gegen die Türken, wie (traurig genug!) gegen Baumkircher und seinen Anhang.

Darob legten sich die Mißvergnügten fast alle zur Ruhe. Baumkircher, auf dem Kampfplatze allein gelassen, hatte fast viele seiner Burgen und über sieben hundert Reiter verloren. Nun bath er um freyen Zutritt zu dem Kaiser, um die Ursachen seines Abfalls, auf seine gerade, nichts schonende, stürmische

Weise zu erklären. Man sendete ihm freyen Geleitsbrief, am Georgivorabend 1471 zu Grätz bey dem Kaiser sich einzufinden, von der Frühglocke so lang bis die Vesperglocke geläutet würde.

Baumkircher kam, unerschrocken, fest, wie er immer gewesen. Wie er gegen die feindliche Übermacht gestanden, so stand er nun um so furchtloser vor dem Kaiser und seinen Räthen. Die Schuld läugneten sie nicht, läugneten aber, daß sie mit sanfteren Mitteln schon jahrelang, jedoch immer vergeblich sey gefordert worden. Er berief sich auf Zeugen, auf Briefe, die er aber nicht bey sich hatte. Doch der Streit ward verzögert, ein Gastmahl verlängerte noch den Zeitverlust. Baumkircher ahnend, bath um Verlängerung des freyen Geleits. Der Kaiser erwiederte, er wolle sich hierüber mit seinen Räthen bedenken, drehte ihm den Rücken und ging hinweg: Baumkircher spornstreichs die Treppe hinab, aufs Pferd, zum Murthor hinaus. Als er eben gegen den äußern Zwinger ansprengte, schlug die Spätglocke an, pfeilschnell fiel vor dem Kopf seines Pferdes, klirrend das eiserne Thor zu. Er wandte sein Roß zwischen den Mauern gegen das obere Thor, auch dieß war geschlossen. Bald öffnete sich der Einlaß, ein Priester trat herein, der mahnte ihn seiner Sünden, hinter ihm der Scharfrichter mit dem blanken Schwerte.

Schwer überfiel den Helden „das süße Leben, „jene schöne, freundliche Gewohnheit des Daseyns „und Wirkens! Nicht unter dem gewohnten Geräusch „der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels

„sollte er ihr das flüchtige Lebewohl geben," *) nein, nachdem er noch ein Mahl ihren ganzen Werth gefühlt, nachdem er sich auf gegebenes Wort gestellt, mußte er den Kopf schimpflich auf dem Richtblocke lassen, den er mit Ruhm und Glück so oft den Feinden seines Herrn dräuend entgegen getragen.

---

*) Göthes Egmont.

Wallenstein.

Die kühnen Schaaren, —
Die sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist
Beseelte —
Und diese Macht war's, die sein Herz verführt.
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.

Schiller.

Albrecht Waldstein

Wallenstein.

Wallenstein war ein Mann von großen Eigenschaften und wenigen Tugenden, der wohl als Krieger, aber nicht als Mensch geachtet werden kann. Vieles verdankte er der Natur, weit mehr jedoch noch dem Glücke. Alles das aber brachte er seinem Ehrgeitze zum Opfer, wenig dem Vaterlande, nichts der Menschheit. Er selbst sah in seinen Bestrebungen nur sich, als den Mittelpunct, und auf diesen allein, ohne jedoch jemahls mit sich in Richtigkeit zu kommen, richtete er sein ganzes Absehen. Stets fürchtete er das Auge, welches seine Schwächen entdecken könnte. Sein Glück stellte seinen Stolz auf die höchsten Stufen der Unternehmungen. Sein Tod war, wie sein Leben, eine wundersame Mischung von Großem und Kleinem. Große Schwachheiten hielten großen Eigenschaften die Wage. Er glänzte als Feldherr durch Glück, ohne persönliche Tapferkeit. So merkwürdig er im Staate war, so eigen und sonderbar war er in seinem häuslichen Leben. Was er versprach, hielt er.

In seinen Religionsgesinnungen war er sehr duldsam. Er war ein treuer Ehemann, und liebte seine Frau und seine einzige Tochter *).

Wir kommen zu seinem Bildniß. Wallenstein hatte ein langes Gesicht, in welchem keine Freude des Lebens herrschte. Seine kleinen, schwarzen Augen, seine lange, von Linien durchkreuzte Stirn, von keinen Runzeln durchflossen, seine zusammengesetzte, verschiedenartige Kleidung, welche an die vielen Nationen erinnerte, welche sein Ehrgeiz umfaßte, so wie an die Veränderlichkeit seiner Launen; alles das gab ein schreckliches Bild. Aber furchtbarer noch drohte das Geheimnißvolle seiner Gestalt, und wirkte ungemein auf den größern Haufen seiner Soldaten. Der Argwohn, welcher stets seine Augenbraunen zusammen zog, die Wildheit seiner Mienen, bey all' ihrer Kälte, das Zusammengesetzte seiner Kleidung bey der zurückstoßenden Kraft, die aus ihm sprach, bey der starren Einheit in seiner Natur; alles dieß vereiniget, stellte dem gemeinen Krieger ein unbegreifliches Wesen dar, wenn des Feldherrn hohe Gestalt durch die Gassen ging.

Das beyliegende Bild dieses merkwürdigen Mannes, der uns nur zu sehr an das erinnert, was wir vor Kurzem von einem ihm so ähnlichen Menschen

---

*) Sie hieß Marie Elisabeth, und war mit einem Grafen Rudolph von Kaunitz vermählt. Die Thekla des Dichters ist ein Ideal, welches, wie ihr Max, nie existirt hat. Dieß nur einiger Leser wegen.

noch zu fürchten, und an ihm zu hassen hatten, ist eine Copie von dem Originale, welches sich auf dem Schlosse zu Friedland in Böhmen befindet, und für eines der besten gilt.

Es gibt Christen, die nur an sich glauben, und jede Einwirkung von Andern auf ihre Eigenthümlichkeit mit Stolz von sich weisen. In frühester Jugend zeigte sich als einen solchen Albrecht von Wallenstein *). Als Knabe lernte er wenig, weil er nach fremder Willkühr unterrichtet werden sollte, und die Stimme seines Vaters galt nichts bey ihm, weil sie seiner Natur nicht entsprach. Er schuf sich eigene Ideen, und vollführte sie mit unerschütterlicher Kraft. Drohungen und Strafen, statt ihn zurückzuschrecken, fesselten ihn inniger an seine Entwürfe. Ungebändigt im väterlichen Hause, fühlte er sich in einer öffentlichen Lehranstalt **) noch stärker, denn unter seinen Mitschülern war er bald Anführer der mächtigsten Parteyen. Er schuf sie unter den Knaben, und stellte sie gegen einander, wie nachher die Mächte des dreyßigjährigen Krieges. Gegen die Lehrer führte er sie an, wie später, als Mann, das kaiserliche Heer gegen den Kaiser. Gänzlich fesselos stürmte er umher, als er auf die hohe Schule von Altorf geschickt war. Keine Wissenschaft hatte ihn gefesselt; er mußte seine Kraft in Ausschweifungen vergeuden; aber selbst in

---

*) Geboren zu Prag 14. Sept. 1583.

**) Zu Goldberg in Schlesien.

ihnen zeigte der Jüngling noch mehr Härte, als Kühnheit.

Er war an den Hof zu Inspruck als Edelknabe des Markgrafen Karl gebracht. Eingeschlummiert am Fenster, stürzte er aus dem dritten Stockwerke des Schlosses hinab, ohne beschädiget zu werden. Sein Geist liebte es, sich als einen besondern Günstling des Geschicks zu betrachten, und dieser Vorfall beredete ihn leicht zu einer solchen Überzeugung. Auch bewirkte er, daß Wallenstein, in der evangelischen Religion erzogen, und bis jetzt von den Lockungen katholischer Priester nicht gereitzet, nun zur katholischen Kirche übertrat. Die Plane des Ehrgeitzes, welche er an seine Prädestination knüpfte, wurden in seiner gegenwärtigen Lage mehr durch den katholischen, als den evangelischen Glauben begünstiget.

Ihm ward jetzt die Gnade seines Hofes; aber hinausstrebend über den engen Kreis desselben, sehnte er sich, fremde Länder und Völker zu sehen. In den vorzüglichsten Provinzen Europa's war er seinen Sitten nach, wie der Eingeborne, und sein Studium war allenthalben die militärische und politische Kraft der Staaten. Wohl überraschte ihn bisweilen der Gedanke, daß Cultur durch Wissenschaften den Gehalt des Lebens in der Welt vermehre, und deshalb versuchte er noch einmahl die Schwelle ihres Heiligthums zu Padua zu betreten. Aber ein so rastloser Ehrgeitz, wie der seinige, sieht stets die Langeweile im Gefolge der Musen.

Außerdem fand seine Wißbegierde jetzt eine Quel-

le, aus welcher er alles Göttliche und Menschliche ohne große Mühe zu schöpfen hoffte. Zu Padua wurde er in die Geheimnisse der Astrologie eingeweihet. Sein Lehrer, der Wahrsager Argoli, war schlau genug, den Schüler die Erfüllung seiner glühendsten Wünsche, hohen Kriegsruhm in den Sternen lesen zu lassen. Dennoch versäumte Wallenstein keines der irdischen Mittel, die seine Wünsche befördern konnten, und nie war so tiefe praktische Klugheit mit einer solchen phantastischen Schwärmerey, wie in ihm vereiniget.

Von der Liebe konnte sein Herz nichts ahnden; die Verhältnisse, welche durch sie entstanden sind, brauchte er für den Ehrgeitz. Der Jüngling vermählte sich mit einer alten Witwe in Mähren wegen ihrer großen Reichthümer: ein Liebestrank, den sie ihm eingab, sollte seine Natur zur Liebe zwingen. Noch hatte er selbst die Todesgefahr, die daher entstand, nicht überwunden, als ihr Tod ihn ganz an das Ziel seiner Heirath führte. Kinderlos war er nun im vollen Besitz aller ihrer Reichthümer.

In einem Kriege zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steyermark und den Venezianern, welcher eben jetzt ausgebrochen war, machte Wallenstein den zweckmäßigsten Gebrauch von seinem Reichthume, indem er durch ihn, und seine Persönlichkeit seinen Kriegsruhm gründete. Zwey hundert Reiter führte er auf seine Kosten zu dem Heere des Erzherzogs. Sechs Monathe hindurch besoldete er sie. Überfluß herrschte in seinen Gezelten, und floß auf andere über, wenn Mangel im sonstigen Lager war. Er redete viel von

der Tapferkeit und Klugheit anderer Befehlshaber, nie von der seinigen, weil sie die größere war. Sein Ruhm blühte sehr auf, wiewohl dieser Krieg nur kurze Zeit dauerte.

Die Muße des Friedens benutzte Wallenstein, um durch verschwenderische Freygebigkeit und Pracht seines Lebens die Kaiserstadt an sich zu fesseln. Auf seinen Gütern lebte er nur, um für diesen Zweck von Zeit zu Zeit Fülle des Goldes zu sammeln. Durch solche Weise blendete er die schwachen Seelen. Allein, sobald er sich mit der Tochter des Grafen Harrach, des Lieblings von Ferdinand, vermählt hatte, bestätigte dessen Weisheit und Ansehen die öffentliche Stimme, welche Wallensteins Lob verkündete, ein Gewinn, der sich bald in seiner ganzen Größe zeigte.

Ferdinand bestieg beym Tode des Kaisers Mathias die Thronen von Ungarn und Böhmen; Erzherzog Albrecht übergab ihm auch die Regierung Österreichs; auf die deutsche Krone hegte er gegründete Hoffnung.

Nicht bloß die große Macht, welche so in dem Fürsten vereiniget war, dessen Vertrauen Wallenstein besaß, reitzte seine kühnsten Hoffnungen, sondern vorzüglich der Umstand, daß sowohl in den innern und äußern Verhältnissen dieser Staaten, als auch in Ferdinands Gemüth vielfacher Stoff zu nahen Kriegen lag.

Durch den Riß, welchen die Lehre Luthers in die Hierarchie gemacht hatte, waren die meisten europäischen Staaten mehr oder weniger aufgelöset wor-

den; aber das deutsche Reich und Böhmen hatten die gewaltigste Erschütterung erfahren. In beyden war der eigentliche Herd der Reformation gewesen, und Ferdinand, ein kühner, doch vorsichtiger Liebling und Beschützer der Jesuiten, hielt es für seinen höchsten Ruhm, jeden Funken der neuen Glaubenslehren zu ersticken. Schon während des Lebens seines Vorgängers hatte er dahin gestrebt, in Deutschland den Religionsfrieden, in Böhmen den Majestätsbrief zu vernichten.

In Hinsicht auf diesen letzten Zweck wurden sogleich für und wider die Waffen ergriffen. Ungewiß war, in wie fern die evangelischen Reichsstände sich in diesen Krieg mischen würden. Aber die Schlesier blieben treu verbunden mit den Böhmen. In Österreich selbst erhoben sich viele Stimmen der Evangelischen für die Glaubensbrüder in Böhmen; ihr stiller Anhang daselbst war furchtbar. Als der Lenz des Jahres sechszehn hundert und neunzehn anbrach, standen Böhmen und Schlesien bewaffnet an der österreichischen Gränze, und nicht lange, so forderten auch die Lausitz und Mähren Religionsfreyheit von dem unerbittlichen Ferdinand. Dieser trotzte mehr, wie auf Spaniens Beyhülfe und der katholischen Reichsstände, und eigene große Macht, auf die Kraft seines Gemüthes.

An einen solchen Fürsten schloß Wallenstein sich gern an, wiewohl ihm eben so wenig, als diesem, viel an der Religion lag. Da reitzten ihn wenig die glänzenden Anträge der Böhmen, sich zu ihnen zu ge-

sellen, und gern erklärte er die Utraquisten für Empö-rer, weil seine ehrgeitzige Hoffnung es geboth.

Vergebens suchte er die Verbindung der Stände in Mähren mit den Böhmen sogleich zu vernichten. Selbst die Hauptstadt Olmütz, worin er, als Ober-ster, mit seinem Regiment lag, sah er sich gezwungen, zu räumen, und nur die Klugheit, womit er die Geldsummen, die in der Festung bewahrt wurden, für seinen Fürsten rettete, machte seine Erscheinung in Wien weniger unangenehm.

Von den Böhmen, die vor Wien standen, be-drängt; in Gefahr, den Ruin seines Hauses nahe zu sehen; von seinen nächsten Verwandten, von den meisten seiner Unterthanen verlassen; von vielen der-selben bekriegt, erkannte Ferdinand in Wallenstein ei-nen seiner Retter. Tausend Cüraſſiere hatte er zu dem Hauptheere desselben gebracht, welches Bouquoy an-führte. In der Schlacht mit dem vornehmsten Feld-herrn der Böhmen, dem Grafen Ernst von Mansfeld, erfochten Wallensteins Reiter den schönsten Lorbeer des Tages; Ferdinand war in Wien gerettet, weil die belagernden Böhmen in ihr Vaterland zurück muß-ten, mit ihm die österreichische Monarchie.

Kaum aus der drohendsten Gefahr in seinem Erb-lande gerettet, wandte Ferdinand jede Kraft an, um die Kaiserkrone zu erringen, und es gelang ihm wirk-lich. Aber zu derselben Zeit erhielt er die Nachricht, daß die böhmischen Stände ihn abgesetzt, und den jun-gen Churfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige erwählt hätten. Aller Adel des Landes, der dem öster-

reichischen Hause treu war, wurde verbannt. In Mähren bereitete man für Wallenstein ein gleiches Schicksal. In einem solchen Strudel der Zeiten hoffte er auf größern Gewinn, als die verlorenen Güter.

Desto heftiger war nun seine Begierde, das erzherzogliche Haus zu vertheidigen. Als Evangelische aus Ungarn, vereint mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, entrüstet gegen den Feind ihres Glaubens, König Ferdinand, vor Wien zogen, war es Wallenstein, der in Bouquoys Heer Wien und den Kaiser zum zweyten Mahl durch Unerschrockenheit und Klugheit rettete.

In höherem Glanz, nachher von ihm weit überstrahlt, und dann sein bitterster Feind, erschien jetzt ein anderer Retter Ferdinands, der Herzog Maximilian von Bayern, als Anführer des Heeres der katholischen Reichsstände, die sich unter dem Nahmen der Ligue für den alten Geist der Zeiten verbunden hatten. Doch wäre ohne den Leichtsinn Friedrichs von der Pfalz, welcher die Lust des Lebens höher achtete, als die Ehre, nie diese Glorie auf Maximilian gekommen. Im Rausch der Freude kosete jener noch am schwelgenden Mahle mit den Frauen, als auf dem weißen Berge vor Prag die Schlacht donnerte, worin das Schicksal von Böhmen und seines ganzen Lebens entschieden wurde. Er hatte nicht auf die Einladung seiner Feldherren gehört, durch seine Gegenwart die Krieger zu begeistern. Als ein Flüchtling rettete er sich kaum aus der Hauptstadt Böhmens, nach der verlorenen Schlacht, in welcher, zwar nicht Wallenstein

selbst, doch dessen Regiment, zu seinem furchtbarsten Feinde gehört hatte.

Die Blutgerichte, welche Ferdinand nun in Böhmen veranstaltete, waren zur Freude Wallensteins, denn sie vergrößerten die Erbitterung zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen; noch mehr die Strenge, womit dieser aus den Erbländern seines Hauses nun überhaupt den neuen Glauben verbannen wollte. An Wallenstein wurde die Erhaltung Mährens von dem Kaiser vertrauet.

Nach Friedrichs Flucht schien auf einmahl das Feuer wieder erstickt zu seyn. Allein durch den Geist der Zeiten war der dreyßigjährige Krieg nothwendig geworden. Die Eitelkeit des Pfalzgrafen, durch Böhmens Krone geblendet, hatte einmahl den entzündenden Funken in die ungeheuern Brennmaterialien geworfen, die allenthalben aufgehäuft waren. Über ihn schnell siegreich, glaubte nun Ferdinand auch das Werk der Zeit zertrümmern zu können, welches durch die Reformation erbauet, seinen Planen ein entgegenstehender Fels war. Ferdinand erklärte den Pfalzgrafen in die Acht; die kühnen Abenteurer, Herzog Christian von Braunschweig und Graf Ernst von Mansfeld, welche für den unglücklichen Pfalzgrafen und seine schöne Gemahlinn sich bewäffnet hatten, sahen sich gezwungen, ihre Heere aufzulösen, und lebten dann, wie Flüchtlinge in den Niederlanden. Nirgends stand auf deutschen Gefilden ein Feind gegen den kaiserlichen Hof oder die katholischen Reichsstände. Aber eben jetzt enthüllten sich die höhern Plane

Ferdinands und der katholischen Partey. Der Feldherr der Ligue war in Verfolgung jener kriegerischen Abenteurer, bis nach Niedersachsen gekommen, und nun nicht zu bewegen, dort wegzuziehen, wiewohl jeder Feind vernichtet war. Gelang hier der Versuch, die evangelischen Hochstifter wieder in katholische Hände zu bringen, so war ein glücklicher Anfang zur Vertilgung der Reformations-Neuerungen gemacht, wenigstens in so fern dieselben den Besitz von geistlichen Ländern auch an Protestanten gebracht hatten.

Von dem Augenblicke an, da sich dieser Plan zu einem solchen Versuch enthüllte, und die niedersächsischen Stände, ihren gewählten Kriegsobersten, den dänischen König Christian den Vierten an der Spitze, sich entschlossen zeigten, mit den Waffen diese Absicht zu vereiteln, begann der dreyßigjährige Krieg mit seinem eigenthümlichen Charakter; der blutige entscheidende Kampf des alten Geistes der Zeit, mit dem neuen.

Um den niedersächsischen Kreis und den König der Dänen von der Bewaffnung abzuschrecken, hatte der Kaiser kein Mittel unversucht gelassen. Allein die Werber des Königs rührten fleißig die Trommel, und ein bedeutendes Heer floß bald zusammen. Auf 60,000 Mann schätzte man die bewaffnete Macht Christians und der niedersächsischen Stände. Mit Britten, die der unentschlossene Jakob von England zur Unterstützung seines unglücklichen Schwiegersohns, Friedrich von der Pfalz, endlich sandte, nahten dem Schauplatz des Krieges die verwegenen Abenteurer Graf

von Mansfeld und Christian von Braunschweig. Durch das Blut ihrer hingerichteten Brüder waren die Böhmen wenig geschreckt, stark zur Rache begeistert. Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, mußte, selbst wenn er ruhte, als ein Feind im Felde, von Österreich betrachtet werden; der Türke, als ein überschwemmendes Meer, wenn Habsburgs Gewalt irgendwo gebrochen war.

Mochte der Feind stracks auf Böhmen und Schlesien zu gehen, und sich dort mit den Mißvergnügten vereinigen; mochte Mansfeld mit seinen Britten in die Pfalz stürmen, um nach Eroberung derselben Böhmen zu bedrohen; mochte der Gedanke durchdringen, daß man mit vereinter Macht Tillys liguistisches Heer vernichten müsse, um dann den Kopf hinstrecken zu können, wohin man wollte: immer that es dem kaiserlichen Hofe Noth, daß er eine neue Kriegsmacht aufstellte, unabhängig von der liguistischen, die ohnehin seinen Planen nicht ganz bequem war, und von einem bayerischen Feldherrn befehliget wurde.

Nur sahen der Kaiser und seine Räthe durchaus kein Mittel, wodurch ein solches Heer geschaffen werden konnte; denn in allen Provinzen der österreichischen Monarchie mochten, wenn neues Ungemach über sie stürmte, eben so viele Arme sich wider, als für den Kaiser, bewaffnen.

Auch von luftigen Bildern hoffte man nun Rettung, und das schon verworfene Anerbiethen Wallensteins, bloß durch seine Kraft seinem Fürsten ein gro-

des Heer aufzustellen, wurde von Neuem in Erwägung gezogen.

Die Idee, welche bey Wallensteins Anerbiethen zum Grunde lag, war keinesweges neu. Berühmte Anführer hatten schon vorher verwegene Schwärme leicht um sich gesammelt, und wenn nicht vom Solde, welchen sie hier oder dort empfingen, doch von Beraubung der Länder, welche sie überschwemmten, ihre Krieger erhalten. Graf Ernst von Mansfeld, war eben jetzt ein glänzendes Beyspiel solcher Anführer. Allein Wallenstein bauete ein System auf diese Idee, weil er sie in's Große treiben wollte und mußte, um wieder als Schutzgott des kaiserlichen Hauses auftreten zu können. Versammelte er nur ein so gewaltiges Heer um sich, daß er den Reichsständen und ihren Hülfsgenossen Trotz biethen konnte; so eröffnete sich ihm in Deutschland ein weites Feld für Raubsucht und Ehrgeitz, 50,000 Mann zu Roß und Fuß wollte er werben. Wir haben nicht Mittel, sagten die kaiserlichen Räthe, 20,000 zu werben und zu erhalten, woher dann 50,000? Wallensteins Antwort enthüllte seinen Plan. Mit 20,000 Kriegern, sagte er, halte ich die Länder, wohin ich komme, nicht zinsbar, wohl mit 50,000.

Sogleich begann Wallenstein, der zum Oberanführer des zu schaffenden Heeres, und zum Herzog von Friedland ernannt wurde, welche böhmische Herrschaft ihm Ferdinand schon vorher mit dem Fürstentitel geschenkt hatte, alle schon vorbereitete Werkzeuge spielen zu lassen, um schnell seinen kühnen Gedanken

zur Wirklichkeit zu bringen. Zu Muster- und Sammelplätzen wurden ihm einige Kreise in Böhmen eingeräumt. Aber sein Betragen in denselben, zeigte sogleich, daß er nur den Kaiser unmittelbar, nicht dessen Länder schonen wollte. Auch sie sollten seiner Willkühr zinsbar werden.

Zwanzig tausend Mann hatte der Hof vorläufig von ihm verlangt, und in kurzer Zeit war sein Heer schon stärker, als die verlangte Zahl. Bewunderungswürdiger war es, wie schnell er diese zusammen schwärmenden Schaaren zu einem Ganzen umschuf. Allein, er besaß jede Eigenschaft, die dazu erfordert wurde. Seine entscheidendste Klugheit bestand in Wahl und der Behandlung seiner Officiere; und er konnte sie jetzt ganz ausüben, da er aus eigener Macht die Officiere zu Fuß und zu Roß ernannte. Nur ihr Verdienst, und sein Urtheil über ihre Kraft konnten sie empfehlen, keine andere Rücksicht. Weder des Kaisers Befehle, noch die Bitte der vornehmsten Lieblinge desselben, vermochten hierin das Geringste. Ein Edelmann überreichte ihm des Kaisers Willen, wodurch er zum Obersten des ersten ledig gewordenen Cavallerie-Regiments ernannt wurde. Wallenstein lud ihn zu Tische mit mehreren seiner Obersten. Plötzlich erklärte er, Einer seiner Gäste müsse sterben. Dieser Herr, setzte er dann bitter, auf den Edelmann deutend, hinzu, ist gekommen, eines von euern Regimentern zu erhaschen. Ihm zu Gefallen füge sich doch Einer von euch geschwind ins Grab.

Immer zeigte er sich großmüthig und freygebig

gegen seine Officiere, und er schien die Welt nur berauben zu wollen, um tapfere Männer nie von den engen bürgerlichen Verhältnissen gedrängt zu sehen. Gern speiste er in Gesellschaft seiner Officiere, und nie froher, als wenn sie bestäubt aus dem Schlachtgetümmel kamen. In ihrem Kreise konnte sein einsylbiger Argwohn die Farbe der Vertraulichkeit annehmen.

Das Lob, das er an seine Officiere ausspendete, wurde zu einem vertraulichen Schmeicheln, wenn ausgezeichnet kühne Thaten geschehen waren. Rasend legte er dann seine Hand öffentlich auf Schulter oder Haupt des Helden, und sagte: Diesem verdanken wir die Ehre des Tages, oder ähnliche Reden. Gern sah er Männer von vornehmer Geburt unter seinen Kriegern; denn eben in ihr fand er einen Antrieb mehr zum Ruhm, und der Glanz hohen Ranges wirkte zur Befeuerung des gemeinen Mannes. Aber nie übersah er niederer Geburt wegen, das Verdienst eines Mannes, und er liebte es, wenn dieses bey jener sich selbst sehr hoch achtete. Einen gemeinen Krieger erhob er zum Hauptmann wegen einer ungemeinen That. Dieser dankte dem Herzog nicht dafür, und bekam deshalb ein bedeutendes Geschenk. Der Mann, sagte Friedland, beweist durch sein Schweigen, daß ich das Verdienst, und nicht die Person belohne. Nur für Gefälligkeiten braucht man zu danken.

So großmüthig und gerecht er sich gegen seine Officiere betrug, so streng forderte er von ihnen Gehorsam, Disciplin, Unerschrockenheit und Klugheit.

Die Feigheit bestrafte er an ihnen nicht nur mit Verachtung, sondern gewöhnlich mit dem Tode. Nichts verzieh er ihnen weniger, als wenn sie gesucht hatten, denen Furcht einzujagen, die ihnen nicht genugsam widerstehen konnten.

Schon durch solche Officiere mußte er die gemeinen Krieger, aus welchen verschiedenen Gegenden sie auch herbey geströmt seyn mochten, zu einem militärischen Ganzen bilden können. Aber unmittelbar durch seine Persönlichkeit wirkte er mehr dazu. Die Gewißheit, daß unter Wallensteins Fahnen dem Mangel kein Raum gegeben werde, kettete alle Gemüther an ihn zu einer Zeit, wo Verpflegungsanstalten für ein Heer mit unbesiegbaren Schwierigkeiten verknüpft waren, und die kriegerischen Schaaren, fast wie Räuberhorden sich nährten. Durch seine Freygebigkeit hatte er kaum die Soldaten gewonnen; so bildete er sie durch Schrecken und Furcht. Die Blutgerichte in seinem Lager waren zahllos, und auf folgenlose Unvorsichtigkeit stand Todesstrafe. Dann waren die Worte des Feldherrn: „Laßt mir die Bestie henken!“ das ganze Bluturtheil, welches gehalten wurde.

Aber auch ohne diese Härte würde sein Äußeres schon Schrecken gewirkt haben. Sein langes Gesicht, worin keine Freude des Lebens, seine kleinen schwarzen Augen, seine lange Stirn, worauf sich wohl Linien durchkreuzten, doch keine Runzeln in einander flossen, seine zusammengesetzte, verschiedenartige Kleidung, welche an die vielen Nationen erinnerte, die sein Ehrgeitz umfaßte, so wie an die Veränderlichkeit

seiner Launen: Alle diese Eigenthümlichkeiten gaben schon ein schauervolles Bild. Aber furchtbarer drohte noch das Geheimnißvolle aus seiner Gestalt, und wirkte ungemein auf den großen Haufen der Soldaten. Der Argwohn, welcher stets seine Augenbraunen zusammen zog; die Wildheit seiner Mienen bey aller ihrer Kälte, das Zusammengesetzte seiner Kleidung bey der zurückstoßenden Kraft, die aus ihm sprach, bey der starren Einheit in seiner Natur; alles dieß vereinigt, stellte dem gemeinen Krieger ein unbegreifliches Wesen dar, wenn des Feldherrn hohe Gestalt durch die Gassen des Lagers ging, und er die Zutraulichkeit, womit ohne Ceremoniel der Soldat ihm nahte, eben so sehr gut hieß, als er es ungern litt, wenn seine Krieger ihn scharf und genau ansahen. Er war ein Geist von unendlicher Kraft und Selbstständigkeit, der aber nie mit sich ins Reine kam, und daher das Auge fürchtete, das vielleicht seine Schwächen entdecken könnte. Aber eben das unentwickelte Genie ergreift den rohen Haufen kräftiger, als das vollendete.

Mehr, als alles Übrige wirkte auf den Geist von Friedlands Heer und für seine künftigen Entwürfe der doppelte Umstand, daß er dasselbe auch in den kleinsten Sitten, bis auf die Weise des Trommelschlägers herab, ganz nach seiner Laune einrichtete; und daß er im eigentlichsten Sinn aus seiner Armee einen militärischen Staat machte, der den ganzen bürgerlichen Staat mit Füßen treten sollte. Nichts schmeichelte seinen Kriegern, sowohl den Vornehmern als den Geringern so sehr, als daß er die höhere Gewalt, an

welche auch ihr Daseyn geknüpfet seyn sollte, gänzlich verlachte. Die kriegerischen Gemüther wurden ihm in dem Augenblick ganz eigen, wenn er bey Ankunft eines kaiserlichen Kriegsbefehles sich spöttisch gegen die Überbringer mit den Worten verbeugte: „Wieder von müßigen Hofleuten! Welche Langeweile zu Wien! Sagt Sr. kaiserlichen Majestät, Sie möchten sich mit der Jagd und Musik belustigen; Soldaten brauchen keine Rathschläge von Hofleuten.“

Endlich war in ihm noch ein Zug, wodurch er in diesem Zeitalter ein Heer eben so leicht versammeln, als stark an sich fesseln konnte. Allenthalben gab es während der heftigsten religiösen Gährung verwegene Männer, die entweder für die alte, oder für die neue Zeit, aber doch wegen ihres Widerstandes für die größere Menge, ihren Herd verlassen mußten. Wohin sie sonst in Deutschland kamen, gab es ein katholisches oder ein evangelisches Heer. Wallenstein hingegen bekümmerte sich um keinen Glauben, er fragte nur, ob ein Mann tapfer sey, oder nicht, und bey ihm galt nur der Soldat. Das ist überhaupt das Größte in ihm, daß er zu einer Zeit, wo alle Geister für diese oder jene Ideen schwärmten, unangesteckt nur sich und die Plane seines Ehrgeitzes im Auge behielt.

Mit schwellender Brust zog er nun auf den eigentlichen Schauplatz des Krieges, schon auf dem ersten Zug ganz erkennbar, in seiner Art den Krieg zu führen. Zu einer Zeit, wo ein vorbeyziehendes Heer fast eine Wüste hinter sich zu lassen pflegte, durchzog

er Böhmen und das Land der Franken mit einer so strengen Manneszucht, daß der Landmann hinter seinem Pflug bleiben konnte, und jedes Vergehen gegen ihn den Soldaten den Tod brachte. Aber die Contributionen, die er auch hier ausschrieb, das eigentliche Element, in dem er leben wollte, waren so stark, daß die Bitten des Kaisers um Mäßigung ihm folgten.

Nur eine Schaar von Bauern suchte ihm den Einzug in Niedersachsen zu verwehren; in der Nähe von Göttingen fanden sie den Tod für's Vaterland. Die ersten niedersächsischen Städte ergaben sich bald. Mit einem Feldherrn, dessen weitere kriegerische Laufbahn ihm stets entgegen stand, und der nahe vor seinem Tode ihm noch die Hand eines Bundesgenossen reichte, mit Herzog Bernhard von Weimar, maß er jetzt sogleich seine Kräfte. 8000 Mann, welche der Herzog anführte, konnten nicht verhindern, daß Wallensteins Schaaren das ganze Stift Halberstadt überschwemmten, dessen Bischof Herzog Christian von Braunschweig war, einer der kühnsten Feinde des Kaisers. Auch das Erzstift Magdeburg war bald in den Händen der Kaiserlichen.

Wallenstein hatte sich nun wenigstens Winterquartiere in Niedersachsen erfochten, und von seinem Hauptquartier von Halberstadt aus, bedrängte er das eroberte Land mit Ausschreiben ungemeiner Zahlungen. Dennoch konnte sich dasselbe glücklich preisen, daß er an der Spitze des Heeres stand. Andere Feldherren dieser Zeit verheerten eine eroberte Provinz mit solchem Ungestüm und solcher Raubsucht, daß sie und

ihre Krieger, bald selbst dem Mangel ausgesetzt waren. Wallenstein hatte den Grundsatz, daß sein Soldat mit dem Bauer in Feindes Land friedlich zusammen leben, und dieser in seinem nützlichen Fleiß nicht gestört werden müsse. Er hegte ihn nicht aus menschlichen Regungen, sondern, weil offenbar der erschöpfte Feind zur Unterhaltung und Bereicherung seines Heeres wenig beytragen könne.

Zu gleicher Zeit war der liguistische Feldherr Tilly an die Linie vorgedrungen, noch drückender für die Niedersachsen als Friedland, weil er mit weniger Berechnung der Zukunft raubte.

Noch einmahl suchten die niedersächsischen Stände den Frieden zu erhalten. Sie erbothen sich, ihre geworbenen Schaaren abzudanken, wenn der Feind sich gänzlich zurückziehe, und die Rechte, sowohl geistliche, als weltliche, welche sie in ihren Erbländern und Stiftern schon ausgeübt hätten, ihnen unverletzt zugesichert würden. Nichts wäre Friedlands Plan mehr entgegen gewesen, als Wiederherstellung des Friedens, deshalb waren die Bedingungen, unter welchen er ihr Vermittler bey dem Kaiser seyn wollte, der Art, daß der niedersächsische Kreis sie nicht eingehen konnte. Nur wenn er sich gänzlich entwaffnete, seine Freunde von sich ließe, ja sogar versprach, sich auch künftig nie ohne Einwilligung des Kaisers zu rüsten, sollte er Hoffnung haben, von den feindlichen Heeren befreyt zu werden.

Wallenstein wußte recht gut, daß die niedersächsischen Stände die Schmach verabscheuen würden,

durch die Annahme solcher Bedingungen nicht nur ihren Kreis, sondern den neuen Glauben, der Willkühr bloß zu geben. Aber eben ihre Weigerung, einen so schmachvollen Frieden anzunehmen, gab ihm einigen Schein, die besetzten Länder mit neuen und größern Contributionen belegen zu dürfen. In diesem Geiste ließ er seine Abgesandten die feyerliche Erklärung thun, daß er an allem Verderben, welches die Kreisstände durch Aufhaltung oder gänzliche Zerschlagung der Friedensverhandlung herbey zögen, unschuldig seyn wolle.

Je sichtbarer es wurde, daß zum Frieden keine Aussicht unter diesen Umständen obwalte, desto lebhafter betrieb der König von Dänemark seine Rüstung. Er selbst stand dem liguistischen Feldherrn gegenüber, an der Weser, indem Christian von Braunschweig und Bernhard von Weimar sich in Westphalen lagerten, und Ernst von Mansfeld an der Elbe, vielleicht in der Absicht, den Krieg nach Schlesien zu spielen.

Hätte der König der Dänen diese drey zerstreuten Heere in eine Macht zusammen gezogen, und einen starken Schlag gegen Tilly und Wallenstein gewagt; vielleicht wäre derselbe gelungen. Aber wahrscheinlicher war, daß Christian nun sogleich erdrückt werden könne, wenn der liguistische und kaiserliche Feldherr, redlich vereint ihre Kräfte gegen ihn wendeten. Friedland wollte keinen andern an seinem Ruhm Theil nehmen lassen, noch weniger, als zweyter Held auf dem Schauplatze, seine Kräfte aufopfern, um die Glorie des ersten zu vermehren. Eine Verstärkung

von 8000 Mann, die Tilly forderte, verweigerte er gänzlich, und die Ermahnung des Kaisers, daß er den liguistischen Anführer] schonend behandeln möge, wirkte nichts weiters, als eine Unterredung beyder Feldherren, und eine Vereinigung beyder Heere von wenigen Stunden bey Goslar. Sie schieden erbittert von einander, und ihre Gemüther blieben auf immer getrennt. Desto glühender wünschte Wallenstein eine Gelegenheit sich, auszuzeichnen, und sogleich als Beschützer der kaiserlichen Erblande zu erscheinen. Mansfeld's Eifer, den Weg nach Schlesien zu besetzen, um zu jeder Zeit den Krieg in dasselbe spielen zu können, schien ihm eine solche Gelegenheit zu versprechen. Ein sehr wichtiger Paß für jene Absicht war bey der gegenwärtigen Stellung der Heere die Brücke bey Dessau. Wallenstein hatte sich schon gegen sie hinauf ausgedehnt, und ließ sie durch den Obersten von Altringer besetzen. Vergebens wagte Mansfeld einen Sturm auf die Schanze desselben (1626 1. April), vergebens begann er gegen sie eine förmliche Belagerung. Friedland selbst eilte herbey, um hier Lorbeern einzuernten. Dem zu sorgenlosen Feinde, verbarg er seine Ankunft mit Hülfe eines großen Gehölzes, welches zwischen ihnen war; unbemerkt zog er auch über die Elbbrücke, die Altringer durch Zelte geblendet hatte. Ohne das noch heran ziehende Volk zu erwarten, stürmte er dann aus dem Lager auf den erschrockenen Feind. Mansfeld führte seine Reiterey gegen die Wallensteinische, um sein Fußvolk, das sich zurückziehen sollte, zu decken. Allein sie bestand nicht gegen

die feindliche, und überließ die Infanterie der Wuth derselben. Er verlor 3000 Todte auf dem Schlachtfelde, und sowohl unter diesen, als den Gefangenen, waren manche seiner tapfersten Obersten.

So schnell in diesen Zeiten ein Feldherr sein Heer zerstreut sah, so leicht floß ihm ein neues zusammen. Mansfeld zog eiligst neue Schaaren an sich, und fühlte sich nach der Vereinigung mit Herzog Johann Ernst von Weimar stark genug, jenen Zweck zu verfolgen, welchen Friedland ihm nicht durch seinen Sieg vereitelt hatte. Nach Schlesien den Krieg zu spielen, blieb sein fester Gesichtspunct. Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen war schon in starker Rüstung, um gleichfalls in diese Provinz einzubrechen. Rasch handelnd, vereint mit Mansfeld und dem Herzog von Weimar, mochte er Mähren und Schlesien leicht in große Gefahr bringen.

Daß sich Mansfeld von neuem erhob, hatte Friedland nicht verhindert, wiewohl seine Macht bis auf 40,000 angeschwollen war. Aber keine Bewegung desselben entging seiner Aufmerksamkeit. Sobald er von dem Aufbruche des Feindes nach Schlesien hörte, sandte er schnell fünf Regimenter Reiterey durch die Lausitz nach Schlesien, um wo möglich ihm zuvor zu kommen. Mit einem Heere von 30000 M. folgte er selbst. Ungefähr 7000 hatte er an Tilly abgegeben; er hatte zu großen Überfluß an Kriegern.

Bis Jablunka war seine vorausgesandte Reiterey immer hart hinter den Schaaren von Mansfeld und

Weimar; dort schlugen diese ihre Wagenburg auf, um den Fürsten von Siebenbürgen zu erwarten, und dann der ganzen Macht Friedlands die Spitze zu bieten. Als der treulose Bethlen nicht erschien, faßte der Herzog von Weimar den Entschluß, sich wieder nach Schlesien zu wenden, indem Mansfeld noch immer voll Vertrauen auf den Fürsten von Siebenbürgen, nach Ungarn strebte. Bald sah er ein, wie wenig dieß Vertrauen Grund hatte. In den Bergstädten, wo seine Kräfte täglich mehr schwanden, mußte er sich vor Friedland verbergen. Die bloße Gegenwart von diesem in Ungarn bewirkte, daß Bethlen sich mit dem Kaiser zu versöhnen wünschte, daß die Türken nur einen Streifzug wagten, und die Flamme der Empörung in Oberösterreich sich wieder legte. Zwar zog Bethlen, vereint mit türkischen Hülfstruppen gegen Wallensteins Heer; aber der Anblick desselben erregte ihm solche Furcht, daß er um einen Waffenstillstand flehte. Nur eine einzige ruhige Nacht wünschte er, um zu überlegen, wie er mit dem Kaiser Frieden stifte. Wohlan, erklärte Friedland; aber die Morgenröthe soll alle Verhandlungen abschneiden. Allein am andern Morgen war der Feind verschwunden. So groß war das Schrecken desselben gewesen, daß er selbst baares Geld in dem Lager zurückgelassen hatte.

Mit dem fliehenden Fürsten von Siebenbürgen war Mansfelds letzte Hoffnung verschwunden. Vielleicht wäre dieß nicht der Fall gewesen, wenn Fried-

land den Feind verfolgt hätte, und so Mansfeld wieder zu einem freyern Athem gekommen wäre. Doch lag der Hauptgrund, warum jener an keine Verfolgung Bethlens dachte, in dem traurigen Zustande seiner Krieger, welche ohne Gepäck, den weiten Weg aus Niedersachsen durch Schlesien nach Ungarn zurückgelegt hatten, und jetzt schon seit einigen Tagen nur Weinbeeren und Obst, kein Brot zur Nahrung fanden. Ruhe war ihnen um so eher zu gönnen, da unter allen Mühseligkeiten man nicht die Klage eines Einzigen vernahm. Wallensteins furchtbarer und hartherziger Sinn ruhte auf seinem Heere. Es ertrug muthig die Drangsale unter seinem Feldherrn.

Indeß wütheten Hunger und Seuchen in dem Heere des letztern, und nahmen ihm die Kraft zu jedem großen Unternehmen, welches für den Anführer um so drückender seyn mußte, da sein Nebenbuhler Tilly, über den König der Dänen einen glänzenden Sieg erfochten hatte.

Auch erhoben sich in der Kaiserstadt mehrere Stimmen wider den stolzen Friedland. Den Fürsten von Siebenbürgen, hieß es, habe er unbesiegt entfliehen lassen, die mächtigste Armada habe er um Nichts zu Grunde gerichtet, und muthwillig Schlesien den Plünderungen des Feindes Preis gegeben. Die einzige Frucht der ungeheuern Anstrengung und seiner prahlerischen Versprechungen sey der Haß der Reichsstände gegen den Kaiser, und der stolzeste Übermuth des Feldherrn gegen das erzherzogliche Haus. Man

rieth sogar, ihn auf seine Güter heim ziehen zu lassen, und den Oberbefehl in bessere Hände zu geben. Dagegen erhoben sich andere und gehaltvolle Stimmen zu seinem Vortheil. Viele seiner Thaten waren berühmt; von einer Gewalt über die Gemüther der Soldaten, wie die seinige, habe die Geschichte kein Beyspiel; indem rings Erschöpfung, könne er nicht bloß eine, sondern mehrere Armaden aufbringen. Das schöne Heer, welches er schon ins Feld gebracht, wäre nicht vom Feinde, sondern von eingerissenen Seuchen verzehrt, über welche kein Mensch Gewalt hege. Gefahrvoll wäre es, einen so bewunderten Feldherrn zu beleidigen, und leicht möchte dadurch Empörung unter die Kriegsvölker kommen. Hielte man dagegen ihn nahe an sich, so würde er gewiß bald die weimarschen und dänischen Krieger aus Schlesien vertreiben.

Diese Stimme wirkte auf den Kaiser, und es wurde beschlossen, den Herzog von Friedland zur Wiederherstellung seines Heeres auf alle Weise zu unterstützen. Er begann sogleich starke Werbung, weil der Feind in Schlesien immer verwegener um sich griff. Im Frühlinge 1627 hatte er bey Neiße 40,000 Mann zusammen gezogen, wiewohl er in viele Plätze ein paar Fähnlein als Besatzung legte. Wie ein Sturm kam er jetzt über die Feinde. Schnell wurden die Vesten und Städte erobert, in welchen die Dänen sich sicher geglaubt hatten. In einem Monathe war die ganze Provinz von den Feinden befreyt, und die meisten feindli-

chen Krieger hatten, gezwungen, oder freywillig, sich unter Wallensteins Fahnen gestellt. So war seine Art, als Sieger den Feind zu vertilgen, und durch denselben seine eigene Macht zu vergrößern.

Wahrscheinlich hatte Wallenstein auch deshalb die Eroberung Schlesiens beschleuniget, um auf einem andern Schauplatz, wo seine Gegenwart jetzt sehr nothwendig wurde, Lorbeeren einzuernten. Die Wunden, welche Christian von Dänemark durch Tilly erhalten, waren wenigstens in so fern geheilt, daß eine bedeutende kriegerische Macht sich von Neuem um ihn versammelt hatte. Besonders treu arbeiteten für ihn die Herzoge von Mecklenburg. Mit einem Heere von ungefähr 30,000 Mann herrschte er zwischen der Weser und Elbe bis nach Brandenburg hinauf. Allein schon im August des Jahres 1627, unmittelbar nach der Eroberung Schlesiens, überströmte Wallenstein das Herzogthum Mecklenburg, und in Verbindung mit Tilly drängte er den König der Dänen in seine Provinz Holstein zurück.

Fast schien es, als vergäße der Herzog von Friedland seiner alten Eifersucht gegen den Feldherrn Tilly, um desto sicherer den König der Dänen zu Grunde zu richten. Einen Plan in dieser Hinsicht theilte er dem liguistischen Feldherrn mit. Geschreckt durch die Nähe Wallensteins, und die Furcht, jene Drohungen erfüllt zu sehen, welche derselbe schon aus der Ferne hatte donnern lassen, wandte der König der Dänen gern seine Gedanken zum Frieden. Herzog Friedrich von Holstein, sollte ihnen bey den feindlichen Feld-

herren Eingang verschaffen. Allein, es lag durchaus nicht in Friedlands Plan, daß jetzt der Friede wieder eintreten sollte, und er that deshalb gegen König Christian solche Forderungen, welche derselbe bey dem geringsten Ehrgefühl, bey der geringsten Klugheit verwerfen mußte. Die Gewalt meiner Waffen, erklärte Wallenstein, verspricht mir die Erfüllung aller meiner Forderungen.

Sogar verband er sich jetzt mit dem liguistischen Heere, doch nur für einen Augenblick, da er einsah, daß er durch seine Macht allein den König der Dänen unterdrücken könne. Er wandte seine Beredsamkeit an, den liguistischen Feldherrn zum Rückmarsche an die Weser zu bewegen, und nun stieg sein kriegerischer Ungestüm mit jedem Glücke. Das Herzogthum Holstein wurde ganz die Beute desselben. Wenn die Wälle der Vesten erstürmt waren, schlugen seine Krieger alles Leben vor sich nieder. König Christian rettete sich in die Veste Glückstadt, und bis auf diese und die Stadt Krempe wurde das ganze Holstein von den Kaiserlichen besetzt. Sogleich strebte Friedland noch weiter nach Schleswig und Jütland. Bey Aalborg ergab sich die dänische Macht, welche diese Provinzen hätte vertheidigen sollen. Sowohl die Bewohner von ihnen und Holstein, als auch die Krieger, welche sie hätten beschützen sollen, wurden theils erschlagen, mußten theils zur kaiserlichen Fahne schwören, und die größte Menge war flüchtig von ihrer Habe vor dem wüthigen Feinde. Das Meer setzte dem Ungestüm Wallensteins Gränzen, und seiner Natur widerspricht

nicht die Sage, daß er vor Unmuth glühende Kanonenkugeln gegen dasselbe habe schleudern lassen.

Seine ehemahligen Maximen, durch den Krieg den Frieden der Länder, in welche er kam, so wenig als möglich zu stören, schien ihn jetzt gänzlich verlassen zu haben. Nur durch Schrecken und Barbarey wollte entweder sein eigenes Gemüth jetzt herrschen, oder er vermochte nicht mehr die Rohheit seiner Soldaten streng zu zügeln, und suchte nur die eigentliche militärische Disciplin noch zu erhalten, indem er ihren Lüsten sonst jede Zügellosigkeit erlaubte. Kalt und trocken antwortete er den dänischen Reichsräthen, welche durch ihr Flehen die Monarchie von dieser Pest befreyen wollten. Nur wenn er die Geißel des Krieges schwang, konnte sein Ehrgeitz und sein unruhiges Gemüth sich ein Ziel denken, wiewohl sie auch auf der höchsten Stufe des Glückes, es doch nimmermehr erreicht hätten. In seinem Winterquartier suchte er nach eitlem Vorwande, um den Herzog von Pommern und den Churfürsten von Brandenburg zu quälen. Obgleich dieser letzte vorzüglich ein treuer Anhänger des Kaisers war, mußte er doch seine Residenz Berlin von Friedlands Kriegern besetzt sehen.

Zu dieser Zeit scheint es Wallensteins Lieblingsgedanke gewesen zu seyn, die reichsständische Macht in Deutschland wieder abzubrechen, und den Kaiser zum unumschränkten König der Deutschen zu machen. Ohne Zweifel wirkte hierbey die Hoffnung, daß er als Beschützer des kaiserlichen Hofes, je weiter die Sphäre desselben wurde, um so herrlicher erscheinen

müßte. In diesem Geiste mißhandelte er die deutschen Reichsstände über alle Beschreibung, und hatte darauf keine Rücksicht, ob sie sich dem erzherzoglichen Hause feindselig oder freundlich bewiesen hatten. Er folgte einzig der Regel, daß er, je mehr Menschen er beleidigte, desto mehr seine Truppen vermehrte, er scheute die Wuth keines Feindes, da er dieselben auf 100,000 Mann gebracht hatte. Aber ohne Zweifel hatte auf die Vermehrung seiner Macht selbst der Gedanke Einfluß, daß er nur durch die ungeheure Größe derselben sich von seinem eigenen Herrn, dem Kaiser, unabhängig bewahre. Noch hatte er sie durch sein eigenes Vermögen und Brandschatzungen erhalten; aber rastlos redete er von den Rechnungen, die er wegen solcher Erhaltung an den Kaiser zu machen habe.

Durch diese Reden, welche den kaiserlichen Hof schreckten, wollte er einen Wunsch vorbereiten, dessen Erfüllung sein bisheriges System in Hinsicht auf die kaiserliche Macht in Deutschland nothwendig verändern mußte. Er selbst wollte in die Reihe der Reichsstände treten.

Die Herzoge von Mecklenburg hatten es für ihre Pflicht gehalten, sich den Forderungen des Kaisers in Angelegenheiten des neuen Glaubens zu widersetzen. Mit dem wankenden Glücke der evangelischen Reichsstände, und des Königs der Dänen hatte ihre Treue gegen diesen keinen Wechsel erfahren. Zu ihrem Unglücke fühlte Friedland eine zu große Versuchung, ihr herzogliches Land sein Ei-

genthum zu nennen. Deshalb sollte an ihnen der Widerstand gegen den Kaiser auf das höchste bestraft werden, und ihr Loos so gänzlich verschieden von den andern evangelischen Reichsständen seyn, welche vom kaiserlichen Hofe für gleich schuldig gehalten werden mußten. Wohl konnte man vor Ferdinand verschiedene Gründe bringen, warum eine Schenkung des Herzogthums Mecklenburg an den Herzog von Friedland von keiner Politik gerechtfertiget werden müßte. Wohl sprachen einige Räthe des Kaisers, wie gefährlich es sey, solche Fürsten mit den Füßen zu treten, welche mit so vielen ausgezeichneten Familien befreundet wären. Schon vernehme man, wie nicht nur der König von Dänemark, sondern auch der von Schweden, und das churfürstliche Collegium, sich für die geächteten Herzoge verwendeten; ihr Unglück empöre um so mehr alle Reichsstände, je tiefer man sich der Reden Wallensteins erinnere, daß selbst den Churfürsten das Gasthütel müßte abgezogen werden, und in Deutschland der Kaiser so ein einziger König seyn sollte, wie es die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Reichen wären. Solche Reden Wallensteins hielte man ohnfehlbar für Gedanken des Kaisers selbst, wenn der Feldherr jetzt durch die außerordentlichste Gnade zum Herzog von Mecklenburg erhoben würde. Das Höchste, was man ihm gewähren könne, bestehe jetzt darin, daß man ihm die mecklenburgischen Lande als ein Pfand für die aufgewandten Kriegskosten einräumne, so wenig er wegen derse-

ben eigentlich eine Forderung machen dürfte, indem er durch die ausgeschriebenen Contributionen den Sold für seine Soldaten hinlänglich erhoben hätte. Nie sollte man vergessen, daß bey einer genauen Berechnung der Kaiser Forderungen an den Herzog von Friedland zu machen habe. Durchaus sollte man nicht außer Acht lassen, daß dieser immer weiter um sich greifen werde, wenn man auch jetzt seinem Verlangen sich fügte.

Diejenigen Räthe des Kaisers, welche seiner Person am nächsten standen, priesen dagegen glänzender, wie jemahls, die ungemeinen Verdienste des Feldherrn, und setzten hinzu, wie nothwendig es geworden sey, durch eine auffallende Härte gegen irgend einen der Reichsfürsten die übrigen von der Widerspenstigkeit gegen den kaiserlichen Hof abzuschrecken.

Vielleicht hätten die Feinde Wallensteins doch gesiegt, wenn Ferdinand, eben in Verfolgung des neuen Glaubens in Böhmen begriffen, nicht von den Jesuiten gehört hätte, welches Verdienst es bey Gott ihm seyn werde, wenn er der katholischen Religion durch die Erhebung Wallensteins zum Herzog von Mecklenburg ein neues Gebieth einräume.

Friedland, der im Grunde seines Herzens die Jesuiten verachtete und haßte, war schlau genug gewesen, ihnen vorzuspiegeln, wie sein Gewinn, auch der ihrige seyn werde; und ihrer Vorstellung wich endlich der Kaiser wider seine bessere Überzeugung. Außer dem Fürstenthume Sagan in Schlesien, em-

pfing Wallenstein das Herzogthum Mecklenburg. Auf einem königlichen Schlosse bey Prag erschien er, als regierender Herzog mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser.

Als nicht Friedland selbst, sondern Bevollmächtigte von ihm in Mecklenburg die Huldigung für den neuen Herzog empfangen wollten, und kaiserliche Commissarien die Stände von ihren alten Pflichten lossprachen, ging eine große Bestürzung durch das ganze Land. Mit hochbetrübten Herzen, sagten sie, vernehmen wir die Ungnade, in welche unsere Landesfürsten bey dem Kaiser gefallen sind. Wir verdanken ihnen ungemeine Wohlthat, eine biedere Gesinnung haben Kaiser und Reich immerfort in ihnen erkannt.

Sie hofften auf die starke Kriegsrüstung, welche der König von Dänemark fortsetzte. Aber ihrentwegen drang auch Wallenstein darauf, daß man ihm schnell huldigen sollte. Zu Güstrow thaten es die Stände mit schwerem Herzen.

Von jetzt an vergrößerte Walenstein noch eifriger seine Heeresmacht, je mehr der Kaiser tröstende Hoffnung auf einen nahen Frieden gab, als stürmische Klagen, über die eisernen Zeiten, die Friedland in das Reich brächte, sich von den Fürsten und dem deutschen Volke nach Wien wälzten. In dem allgemeinen Untergange dachte der Herzog nur an seine Größe, und sein Stolz spottte der Ermahnungen des Kaisers zur Milde, welche durch denselben Eifer, der ihn zu Grausamkeiten anspornte, auch bisweilen zur Menschlichkeit zurückgeführt wurde; Wal-

lenstein dagegen kannte keinen Gott als sich, kein Gesetz, als seine Neigung.

Indem zahllose Stimmen wider ihn tobten und wehklagten, stand er ruhig am Gestade der Ostsee, eine schreckende Erscheinung für den Norden, nach welchem er seinen finstern Blick wandte. Sein Zorn war ausgeldert, als er das Reich des Königs der Dänen nicht so verheeren konnte, als dessen deutsche Besitzungen. Eine einzelne Ursache, wodurch sein Stolz empört wurde, trieb seine Natur leicht zu großen Planen Er ließ sich vom Kaiser zum Admiral der Ostsee ernemen, und wünschte jetzt nichts glühender, als vor Kopenhagen zu liegen und es zu beschießen. Aber während dieser blutigen Wünsche entwickelte er sich den großen Gedanken, wie er, im Besitz der Häfen an der Ostsee, den Handel der Niederländer aus derselben verdrängen, und so auch die spanische Linie des erzherzoglichen Hauses an ihrem bittersten Feinde rächen wollte. Dann sollte von den Gestaden der Ostsee hier eine ausgezeichnete Handelsverbindung mit Spanien angeknüpt werden.

Schnell eine Flotte für diesen Zweck zu schaffen, war unmöglich; aber wahrscheinlich konnte man die Hanse dahin bringen, daß sie durch ihre Seemacht die kaiserliche verstärkte. Der König von Dänemark war ihr natürlicher Feind, und jede Erniedrigung desselben ihr willkommen Auch war die Verheißung lockend, daß sie allein hinfort den spanischen Handel treiben solle. Einem Grafen von Schwarzenberg ward von dem Kaiser und dem König von Spanien die Un-

terhandlung mit den Hanseſtädten aufgetragen. Allein ihre erſte Erklärung ging dahin, daß ſie die Potentaten, ſo auf dem Meere mächtig wären, ſich nicht zu Feinden machen könnten. Indeſſen führte Schwarzenberg die Unterhandlungen mit großer Kunſt fort, und aufs mächtigſte von Friedland unterſtützt. Schon verſtanden ſich mehrere Städte zu dem Verſprechen, daß ſie ihre holländiſchen Conföderationen nur noch kurze Zeit verlängern und ſich mit dem ſpaniſchen Commerz in unmittelbare Verbindung ſetzen wollten, und Lübeck beſonders verhieß lebhafte Theilnahme an einem Seekriege wider Dänemark. Doch plötzlich ſchrieb Wallenſtein an den Kaiſer, daß er keineswegs bey der Armada verharren wolle, wenn Schwarzenberg nicht ſogleich von der Verhandlung abgefordert würde. Der kaiſerliche Hof bequemte ſich dieſem trotzigen Begehren, und zur großen Verwunderung der Hanſeſtädte war von den Wünſchen desſelben, die er mit ſo vielem Eifer betrieben hatte, gar nicht wieder die Rede.

Der König von Dänemark, mit gerechter Beſorgniß, daß der Plan, welchen Friedland verfolgte, den gänzlichen Ruin ſeiner Staaten nach ſich ziehen möchte, wandte ſich an denſelben mit geheimen Anträgen. Es war jetzt der Zeitpunct in Wallenſteins Leben, wo die Erhebung des Kaiſers auf den Trümmern der Reichsſtände und anderer Mächte, und mittelbar durch ſie ſeine eigene Größe, nicht ſein vorzüglichſter Geſichtspunct war. Seitdem er Herzog von Mecklenburg geworden, ſtand er ſelbſt in der Reihe der Reichsfürſten wider den Kaiſer, war er ſelbſt zu einem ſou-

veränen Herrscher geworden, dem eine Zukunft dämmerte, worin ihm seine eigene Größe als Nebenbuhlerinn der österreichischen erscheinen mochte. Nothwendig war bey dieser Gemüthsstimmung der Wunsch, sich den Besitz von Mecklenburg, die Hoffnung auf Pommern, von dessen Fürstenstamm der letzte Sprößling jetzt herrschte, durchaus zu sichern. Dazu konnte die Freundschaft des dänischen Hofes ihm ungemein behülflich seyn, so wie die Feindschaft desselben ihm für immer ein großes Hinderniß in Ausführung seines Planes seyn mußte, vielleicht ihm sogleich sein neues Herzogthum, den Grund seiner künftigen Größe, entreißen konnte; die freundliche Annäherung des Königs war ihm daher äußerst willkommen. Sogleich zerriß er die Verhandlung mit der Hanse, und Schwarzenberg, dem seine geheimen Absichten nicht unverhüllt geblieben waren, mußte schnell aus seiner Nähe entfernt werden. Ein vortheilhafter Friede des dänischen Hofes mit dem kaiserlichen, von Friedland bewirkt, sollte jenen verpflichten, für die Größe des Feldherrn mitzuarbeiten. Wallenstein setzte nun sein Interesse schon dem des österreichischen Hauses entgegen.

Auch den Gedanken, eine große Seemacht zu bilden, hielt er jetzt für seine eigene Macht fest. Sowohl zu glücklicher Ausführung desselben, als zum sichern Besitze von Mecklenburg und Pommern war nothwendig, daß die vornehmste Stadt des letzten, Stralsund, in seine Gewalt kam. Von ihr aus konnte man die Ostsee beherrschen; abgeschnitten vom festen Lande spottete sie durch ihre Lage feindlicher Land-

macht. Der König der Schweden, welcher schon drohte, als Beschützer seiner evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland aufzutreten, konnte in Stralsund einen sichern Punct finden, von welchem aus er seine Unternehmungen beginnen mochte.

Mit Klugheit und Muth hatten die Bürger Stralsunds jedem Ansinnen Wallensteins, seine Krieger in die Stadt aufzunehmen, bisher widerstanden. Selbst jede Treulosigkeit seiner Befehlshaber war vereitelt worden. Er beschloß die äußerste Gewalt. Dem Feldmarschall Johann Georg von Arnheim, einem eifrigen Lutheraner, vertraute er die Belagerung, durch welche Wahl er vielleicht den Bürgern andeuten wollte, daß für ihre Religion keine Gefahr obwalten werde.

Männlichen Sinnes trafen die Stralsunder jede kluge Maßregel zur Vertheidigung. Ihre Kostbarkeiten, ihre Weiber und Kinder sandten sie zum Theil nach Schweden und in befreundete hanseatische Städte.

Durch milde Unterhandlungen täuschte sie Arnheim, und stürmte während derselben in einer Nacht auf zwey Schanzen der Stadt. Die wenigen wachenden Bürger wurden zurückgeworfen. Aufgeweckt durch den Donner des Geschützes stürmten die Einwohner durch alle Gassen zu den Wällen. Die Nacht über dauerte der blutige Kampf fort. Bey anbrechendem Morgenroth sahen die Bürger ihre beyden Schanzen wieder erobert, und eine große Zahl todter Feinde umher.

Ihr Muth wuchs höher, als Gustav Adolph von Schweden ihnen Pulver sandte, und sie sicher hoffen

durften, daß er sich nicht ihrer Bitte um Krieger, Geschütz und Geld entziehen werde. Doch kam frühere Hülfe jeder Art von dem dänischen König, und der Muth der Bürger stieg durch das Glück, womit sie die wüthendsten Angriffe abschlugen und Niederlagen unter dem Feinde anrichteten, bis zur höchsten Begeisterung.

Unterdessen war Friedland abwesend in Prag, wo ihn die Kunde von dem schlechten Fortgang der Belagerung mit Bitterkeit erfüllte. Hier erschien ein Abgeordneter der Stadt Stralsund, um von dem harten Feldherrn Frieden zu erbitten; aber nach einem Harren von 10 Tagen wurde er kaum vorgelassen, und vernahm die rauhe Rede des Herzogs, daß er bald selbst vor Stralsund seyn, und nicht von dannen gehen werde, als bis es kaiserliche Besatzung eingenommen habe. „Will es sich nicht beugen vor unsern Waffen, so wird es von der Erde vertilgt werden, wenn auch 100,000 Mann, und ich selbst, dort ihren Tod finden.“

Traurig schied der Abgeordnete von ihm; aber auf der Reise von Prag nach Pommern sah sich Friedland von ihm zu Prenzlow ereilt, und empfing aus seiner Hand einen geschriebenen Brief des Kaisers, daß Stralsund von der Besatzung frey seyn, und die Belagerung sogleich aufgehoben werden solle. Da sprach der Herzog die zornigen Worte: „Wäre eure Veste mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden, ich risse sie herunter.“

Ehe Friedland vor Stralsund ankam, sandte der

großmüthige Gustav von Schweden der Stadt die ersehnte Hülfe. Durch seine Einmischung wurde der Geist der Eintracht, welcher aus ihr zu weichen drohte, festgehalten. Desto höher stieg Wallensteins Grimm über dieselbe, und er drohte, daß er die Schweden wieder aus Deutschland peitschen wollte. Am Tage seiner Ankunft vor der Stadt, gab er Befehl zum Sturm in der folgenden Nacht. Allein er wurde von den tapfern Bürgern und ihren Bundesgenossen so kräftig zurückgeworfen, als er Anfangs glücklich vordrang. Jeder folgende Angriff wurde gleichfalls abgeschlagen. 12000 Krieger Wallensteins hatten vor Stralsund ihr Grab gefunden, und ihre lebenden Brüder weigerten sich durchaus, noch länger die Wälle der Stadt zu bestürmen. Sie hohlten, sagten sie, vor denselben gewiß ihren Rest. Für alle Anstrengung hatte Friedland nichts, als Schmälerung seines Ansehens bey den Soldaten, und die gewisse Aussicht, daß er die Veste durch keine Gewalt erobern werde. Er mußte sich glücklich preisen, wenn er nur auf irgend eine Art seine Schmach decken konnte. Dieß wollte er durch einen Vergleich, welchen er mit Herzog Bogislav von Pommern über Stralsund schloß *). Es fehlte diesem Vergleiche nichts, als der Beytritt der Stadt selbst, und mit ihm glückte Alles. Auch ging Wallenstein sogleich nach Mecklenburg, ohne die Erfüllung des Vertrages zu erwarten. Aber seine

*) 14. July 1628.

Truppen machten nach seinem Abzuge noch einen Versuch, der Stadt durch Hinterlist sich zu bemächtigen, und das Blut, welches deshalb noch vergossen wurde, rechnete Friedland den Bürgern und selbst dem Herzoge an. So ehrliche Cavaliers, schrieb er an diesen, als in der kaiserlichen Armee, welche allzeit ihr Wort erfüllten, würden nirgends leicht zu finden seyn. Der Stralsunder meineidiger, leichtfertiger Sinn sey Schuld an dem Unglücke und der Verzögerung des Abzugs der kaiserlichen Truppen, wiewohl es allerdings einige Zeit koste, die Kanonen aus den Batterien zu gewinnen, und eine Belagerung aufzuheben, eine Armee zu bewegen, nicht sey, wie eine Kutsche anzuspannen, um spazieren zu fahren.

Die verunglückte Belagerung Stralsunds war für Wallenstein um so herber, weil eben jetzt der König der Dänen ihn mit neuer Kriegsgefahr bedrohte, welche von den Kaiserlichen wahrscheinlich vom Lande gänzlich wäre abgewehrt worden, wenn sie im Besitze jener Stadt gewesen. Bey Wolgast verschanzte sich der König, in der Hoffnung, daß nächstens schwedische Hülfe zu ihm stoßen werde. Darum eilte Friedland, mit ihm zu schlagen. Die dänischen Schanzen waren kaum angefangen und noch mit keinem Geschütze versehen. Dennoch ward die Wuth zurückgeschlagen, mit welcher Wallensteins Krieger sie anfielen. Beym zweyten Sturm drangen sie hinein, und wurden mit blutigem Verlust wieder hinausgeschlagen. Der Feldherr wüthete gegen seine Soldaten, die keinen Muth zeigten, zum dritten Mahl zu stürmen. Es fehlte den

Dänen an Kriegsmunition: ihre Kugeln waren zu groß für ihre Gewehre. Ehe sie dieselben zerschnitten, konnte der Feind mächtig auf sie feuern. Dieß entschied beym dritten Sturm. Nach einer gänzlichen Niederlage schiffte der König der Dänen sich ein und sann auf der Flucht, durch welche Mittel er den Frieden gewinnen möge.

So froh Wallenstein über diesen Sieg, so erbittert war er über die Nachricht, daß sich Stralsund ganz in schwedischen Schutz begeben hatte, indem die Dänen es räumen mußten, welche offenbare Feinde des Kaisers waren. Ich sähe lieber, sagte Friedland, einen offenen Feind und Reichsfürsten, nähmlich den König von Dänemark darinnen, als einen simulirten Freund. Der König von Schweden sollte in seinem Reiche bleiben. es sollte ohne ihn wohl Frieden im römischen Reiche gemacht werden. Eine zweyte Belagerung Stralsunds, die er nun begann, war fruchtlos, wie die erste.

Diese einzige Stadt ausgenommen, beherrschte Wallenstein, als er im Jahre 1628 sein Heer in die Winterquartiere legte, Pommern, Mecklenburg und Holstein. Seine Idee, sich an der Ostsee einen mächtigen Staat zu bauen, welcher eine große handelnde Macht werden sollte, befeuerte ihn von neuem mit dem Wunsch, durch einen Frieden mit König Christian, sich denselben zum Freunde zu machen. Von der dänischen Seemacht, so lange sie gegen ihn feindlich, ward jeder Anfang einer Flotte, welche Friedland auf der Ostsee schaffen wollte, leicht vernichtet.

Seine Erklärung gegen den Kaiser, daß ohne die Entfernung eines so mächtigen Feindes, wie der König der Dänen, es kaum möglich seyn werde, die einheimischen Feinde in Deutschland zu unterdrücken, und daß trotz der Siege über Christian es doch ungewiß sey, wer von ihnen zuletzt die Palme tragen werde, stimmte leicht des Kaisers Gemüth zum Frieden. Wallenstein bekam von Ferdinand die Vollmacht ihn mit dem Könige der Dänen zu schließen; der Herzog von Bayern, dessen Beystimmung zu diesem Friedensgeschäfte nach seinem Verein mit dem kaiserlichen Hofe nothwendig war, gab eine gleiche Vollmacht an den liguistischen Feldherrn Tilly.

Beyde erließen vereint von Güstrow aus, ein Schreiben an den Kaiser, worin sie die Nothwendigkeit, mit Dänemark Frieden zu haben, mit den stärksten Farben schilderten. Mehrere europäische Mächte würden sich mit Christian bald verbinden; die alten Erbfeinde der Macht Habsburg würden allenthalben aufstehen; die Empörung, die in den kaiserlichen Staaten durchaus unter der Asche fortwüthe, würde zur Flamme werden; dem Herzen der österreichischen Macht würde das Verderben nahe kommen, indem der König der Dänen sicher sey, daß sein Reich, welches die Fluthen schützten, von keinem Feinde erobert werden könne. Man solle ihm daher alle verlorene Provinzen zurückgeben, die er bey dem geringsten Kriegsglücke doch wieder erobern würde.

Ferdinand ließ sich gern diese Bedingung gefallen, und der König der Dänen fand sie so vortheilhaft, daß

er seiner treuesten Bundesgenossen, der Herzoge von Mecklenburg vergaß. Sie blieben dem Friedensstifter Wallenstein aufgeopfert, welcher in dem Eifer, diesen geheimen Zweck zu erreichen, sogar den Krieg überhaupt, das Element, worin er lebte, dem Kaiser als das finsterste Unglück darstellte.

Wallenstein wurde nun förmlich vom Kaiser für sich und seine Agnaten mit dem Herzogthume Mecklenburg belehnt, so stark die Churfürsten und andere Stände, und selbst einige Räthe des Kaisers für die flüchtigen Herzoge sprachen, so unbezweifelt es war, daß der Schwedenkönig lieber die Waffen ergreifen, als sie aufgeopfert sehen werde; zumahl da Friedland alles gethan hatte, ihn zu erbittern. Dem pohlnischen König Sigismund, der Gustav Adolphs Krone sein Eigenthum nannte, hatte er Hülfstruppen gesandt; schmähend wies er die schwedischen Gesandten hinweg, welche an der Friedenshandlung mit Dänemark Theil nehmen wollten; an den dänischen Hof ließ er den Antrag ergehen: „weil er entschlossen sey, den König in Schweden auf der Ostsee zu dämpfen; so wolle Dänemark mit seinen Kriegsschiffen helfen.“

Die Antwort des Königs, daß nur er und Schweden Herrschaft auf der Ostsee übe, und es dem übel bekommen möge, welcher etwas widriges dagegen wolle; die Vermehrung der Schweden in Stralsund bis auf 9000 Mann, und die allgemeine Klage Deutschlands über die Barbarey und Habsucht seiner Soldaten, machten Friedlands Gemüth immer wilder. Er selbst preßte allenthalben die ungeheuersten Summen; seine Officiere wollten die Rolle ihres

Feldherrn im Kleinen spielen. Wohin ein Schwarm seiner Soldaten kam, brachten sie alle Lasten mit; weil sie selbst ihr Leben als einen flüchtigen Raub ansehen mußten, so sollte jeder Tag den Genuß eines ganzen lasterhaften Lebens in sich fassen. Sie schonten das katholische, befreundete Land nicht mehr, als das evangelische, und in jeder Strecke, die sie verließen, sah man eine todte Natur und verhungerte Menschen. Sogar, ehe sie in eine Gegend kamen, raubten sich einzelne Einwohner selbst das Leben, um es nicht an die Laster der wilden Banden zu verlieren.

Daß die allgemeine Stimme, wodurch Friedland angeklagt wurde, geringen Eindruck auf den Kaiser machte, geschah vorzüglich wegen der Schlauheit, womit der Feldherr den Jesuiten schmeichelte. In den besetzten protestantischen Ländern zeigte er sich als den eifrigsten Verehrer der katholischen Religion, und auf seinen Gütern zwang er die Unterthanen durch jede Grausamkeit zum alten Gottesdienste. Dadurch gewann er die persönliche Zuneigung des Kaisers, und die Herzen der Jesuiten, welche denselben umgaben.

Nur eine einzige Hoffnung gab es jetzt noch, den schrecklichen Würgengel der Deutschen gestürzt zu sehen. Sie beruhte auf einer Unterredung, zu welcher die Churfürsten größtentheils selbst, die von Brandenburg und Sachsen durch Gesandte, und der Kaiser, sich nach Regensburg begaben. Auch andere Stände erschienen daselbst.

Ferdinand wurde erschüttert, da jetzt gleichsam das ganze deutsche Reich, als Kläger wider Wallenstein aufstand, da alle mit einer Stimme riefen, daß nur durch Friedlands Verabschiedung das gemeine Vaterland aus dem Elend gerettet werden könne. Allein es kostete noch manchen Kampf, ehe sich der Kaiser an diesen Gedanken gewöhnte. Selbst solche Winke, daß Friedland einst seine eigene Größe, auf den Ruin des erzherzoglichen Hauses bauen könne, sparte man nicht, um ihn zu bestimmen. Am schlausten berechnete Churfürst Maximilian von Bayern, wodurch die Entfernung Wallensteins von dem Heere von Ferdinand erhalten werden könne. Dieser hatte den Wunsch geäußert, daß sein Sohn zum römischen König erwählt werden möge. Maximilian sprach am heftigsten dagegen, insgeheim aber gab er zu verstehen, daß die Erfüllung dieses Wunsches doch wohl nahe seyn möge, wenn der Kaiser die Verabschiedung Wallensteins bewillige.

Endlich erlag Ferdinand, aber mit einer feyerlichen Erklärung, die seinen ganzen Widerwillen gegen den Schritt verrieth, welchen er that. Er bezeugte vor Gott und der Welt, daß er unschuldig an allem Unheil seyn wolle, womit dieser Tag schwanger sey. Dann wählte er den Hofkanzler Grafen zu Werdenberg und den Kriegsrath von Questenberg, zwey Männer, die bey Wallenstein beliebt waren, daß sie zu dem Feldherrn nach Memmingen reisen, ihn durch alle glimpfliche Gründe

zur Niederlegung des Oberbefehls bereden, und der kaiserlichen Gnade versichern sollten.

Werdenberg und Questenberg redeten auf der Reise von Regensburg nach Memmingen viel über die Weise, wie sie vor Wallenstein stehen würden. Sie bewunderten ihn, und trauerten deßhalb über ihre Bothschaft. Sie kannten seinen Jähzorn, und waren nicht ohne Furcht. Allein sie wurden auf das Höflichste von Friedland empfangen, und auf das Kostbareste bewirthet. Er war schon unterrichtet von dem, was zu Regensburg geschehen sey. Als die Gesandten auf die schonendste Art ihren Auftrag vollführen wollten, fiel er ihnen plötzlich in die Rede, indem er eine lateinische Schrift von der Tafel nahm. Die Nativitäten Ferdinands und Maximilians waren in ihr beschrieben. „Ihr Herren, sagte er, aus den Sternen könnt ihr selbst sehen, daß ich euere Commission gewußt, und des Churfürsten aus Bayern Spiritus den des Kaisers dominirt. Daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben; wehe aber thut es mir, daß sich Ihre Majestät meiner so wenig angenommen; ich will Gehorsam leisten.“

Er gab den Abgeordneten ein sehr höfliches Schreiben an den Kaiser, worin er um Schutz für seine reichsfürstliche Würde bath. Allein die Churfürsten waren nicht gesonnen, ihn in dem Besitz des Herzogthums Mecklenburg zu lassen, und nichts schmerzte ihn so tief, als daß jene Bitte ohne Antwort blieb. Sogar verlangte man auf dem Chur-

fürstentage, daß er angehalten werden solle, Alles zu ersetzen, was er den Reichsständen abgepreßt habe.

Die Abgesandten des Kaisers hatte er fürstlich beschenkt entlassen. Kälte und Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal schienen in seinem Innern zu wohnen; nur mit höflichem Dank antwortete er dem König in Schweden, welcher ihm sagen ließ, daß einem solchen tapfern Helden es unmöglich fallen müsse, zu ertragen, wenn seine Aufopferung Gutes und Blutes für Krone und Scepter des Kaisers so schlecht belohnet würde. Stets wolle er willig seyn, ihm alles Gute und Liebe zu erweisen.

Wallenstein ging nach Böhmen und lebte auf seinen prachtvollen Gütern und am häufigsten in seinem Pallaste zu Prag, wo er nach Rache dürstend die Hauptzüge seines Gemüthes bis an ihre letzte Gränze ausdehnte. Jetzt stieg sein Stolz am höchsten, da ihm das Glück weniger lächelte. Alle Vertraulichkeit schwand aus seinem Umgange; schwer drang man durch seine Leibwache, durch eine Schaar von Edelknaben und Bedienten zu ihm; von den Kammerherren, welche die Fremden bey ihm einführten, hatten einige den kaiserlichen Schlüssel getragen. Jedes Talent fand bey ihm königliche Belohnung. Indem er Plane zum Verderben seiner Feinde in seiner Seele wälzte, wuchsen seine Unruhe, sein Argwohn, seine Verschlossenheit und Neugierde auf die furchtbarste Weise. Stets rollten seine Augen im Kopf und suchten Geheimnisse; sein Gespräch ging fast einzig auf

Fragen über die Welthändel. Nur leise Töne durften in seine Nähe kommen, weit um seine Wohnung standen Posten, welche den Nahenden stilles Vorübergehen gebothen; kaum war er aus dem Getöse der Schlacht gekommen, und konnte jetzt nicht das Klirren eines Sporns hören. Die wunderbaren Geister in ihm sollten nicht verscheucht werden; er wollte sie ungestört belauschen. Alle bedeutende Briefe schrieb er selbst; kein anderer konnte ihm seine Gedanken versteckt genug ausdrücken. Selten zeigte er sich außerhalb seiner Zimmer, alle staunten ihn an und zitterten, wenn er, ein gefürchteter Zauberer, erschien, von welchem die Sage seltsame Dinge erzählt, der böse und gute Gaben mit unsichtbarer Hand reichlich von sich geworfen. Seine Gestalt war sehr hager geworden, wiewohl die Kraft der Muskeln noch hervorstrebte; sein schwarzes, kurz geschnittenes Haar, das sich nur hinter den Ohren in Locken kräuselte, begann schon zu verbleichen, er stützte sich auf ein spanisches Rohr und ging langsam wegen gichtischer Schmerzen. Das goldene Vließ, seine Lieblingstracht, ein Geschenk Philipps des Vierten von Spanien, vermehrte den wunderbaren Eindruck seiner Gestalt.

Am nächsten seiner Person blieb immer der Genueser Seni, ein berühmter Astrolog. Für einen Sold von fünf und zwanzig Thalern monathlich hatte ihn der Ingenieur Pirroni, der viel um Wallenstein war, in dessen Dienste gedungen; aber der Herzog schämte sich einer solchen Besoldung und gab ihm jährlich zwey tausend Thaler. Höchst wahrscheinlich unterhielt Seni

Verbindungen zu Wien zum Nachtheil seines Beschützers, erkauft vom Hofe soll er ihm gerathen haben, den Oberbefehl im Felde aufzugeben. Durch Deutungen der Sterne, in welchen die Verabschiedung Wallensteins als Ursache seines höchsten Glanzes in der Zukunft dargestellt wurde, fesselte er die stolze Seele, in welcher keine Gedanken glühten, als die an Rache- und künftige Herrlichkeit.

Wallenstein hatte, um sich bald an dem Kaiser, mehr noch an Maximilian von Bayern rächen zu können, die vornehmsten seiner Befehlshaber beredet, in die Dienste evangelischer Fürsten zu treten. Weit umher legte er die Verschwörung an, welche den Hof und die Lizue umstricken sollte.

Näher als alle andere Umstände brachte ihn seinen Wünschen, daß Gustav Adolph von Schweden wirklich den deutschen Boden bestieg, und gewisser, als durch den glücklichen Anfang des Krieges, seine Triumphe durch seinen eigenen Genius und den Geist seines Heeres vorhersagte.

Friedland sehnte sich nach einer Verhandlung mit dem nordischen Helden und wandte sich an seinen Schwager, den Grafen Terstka, wegen der Wahl eines geschickten und treuen Unterhändlers. Dieser schlug ihm einen gewissen Jaroslav Sesyna Raschin von Riesenburg vor, und ließ sich dann in Verabredungen mit demselben ein. So wollte es Friedland, daß anfänglich Terstka durchaus nur in seinem eigenen Nahmen handeln sollte. Er verließ sich auf die Treue, nicht so sehr auf den Verstand seines Schwa-

gers. Wohl sagte er, ich wollte vieles darum geben, wenn er so witzig, wie die alte Frau Tersika, oder sie Mann wäre.

Sehr mußte die Einleitung einer Unterhandlung mit dem König der Schweden dadurch erleichtert werden, daß der geächtete Graf Mathias von Thurn, einer der ersten Anführer zu Anfang der böhmischen Unruhen, sich bey dem schwedischen Heere befand. Bald geschahen mündlich die ersten Erklärungen Wallensteins und des Königs gegen einander durch den Unterhändler Sesyna. Wollte der Herzog, äußerte Gustav Adolph, auf meine Seite treten: so würde ich jedes Begehren gern erfüllen; er mag es nur eröffnen. Was mir durch euch entbothen worden, sagte dagegen Friedland zu Sesyna, ist mir lieber, als die ganze Welt, und alles werde ich dem Könige zu Gefallen thun, wenn ich die Zeit und Gelegenheit sehen werde. In so wichtigen Sachen kann ich nicht plump hineintappen, hauptsächlich weil sich der König mit dem Churfürsten von Sachsen noch nicht vereinigt hat.

Auf diese Vereinigung rechnete Wallenstein sehr viel, weil er sich von Böhmen mit den Sachsen leicht die Hand reichen konnte, und weil sein ehemahliger Unterbefehlshaber Arnheim in sächsische Dienste getreten war. Der König, äußerte der Herzog in den weitern Unterhandlungen, soll nach der Vereinigung mit Sachsen mir zehn oder zwölf tausend Mann mit dem Grafen Thurn schicken. Dieser hat einen guten Kopf und ist ein gewaltiger Prakticus. Die Armada in Schlesien will ich an mich ziehen, und dann wird

Gustav sehen, was wir vollbringen werden. Nach der Eroberung einer Stadt soll man kein kaiserliches Volk abziehen lassen. Die Gefangenen sollen das Gewehr und die Fahnen niederlegen, und ihm schwören.

Seit Gustavs glorreicher Schlacht bey Leipzig, wo Tilly seinen alten Ruhm einbüßte, bekamen Wallensteins Hoffnungen den kühnsten Schwung. Er wollte nun das Haus Österreich von Grund aus verderbt wissen. Über den Bayer, fügte er hinzu, habe ich gar guten Appetit. Ich weiß, daß er seinen Schatz beym Erzbischofe von Salzburg in einer Festung hat. Der Erzbischof hat seinen Schatz auch dabey; sie sollen mir nicht entgehen.

Friedland erwartete nun zwölf tausend Schweden, und mit ihnen einige sächsische Regimenter, damit er des Churfürsten versichert wäre. Allein Gustav konnte jetzt bey Verfolgung Tilly's kaum drey Regimenter entbehren, und der Churfürst von Sachsen, wiewohl man ihn in das Verständniß zwischen dem König und Wallenstein blicken ließ, verweigerte sächsische Truppen.

Allein Wallensteins Freund, des Churfürsten Feldmarschall von Arnheim, rückte mit einer Macht, die für sich bestand, in Böhmen ein und nahte sich der Hauptstadt, von Friedland aufgefordert. In Prag herrschte die größte Bestürzung. Die Hundsfötter wissen nicht, sagte der Herzog, wo sie den Kopf hinstrecken sollen. Ich will ihnen witzig genug seyn; ich habe mehr Witz, als sie alle. Die Krone haben sie schon weggeführt,

dieß thut aber nichts, ich kann mir eine andere machen lassen.

Er verließ die Stadt, als die Sachsen nahe waren, um den Verdacht eines Einverständnisses mit ihnen zu vermeiden. Doch hielt er auf der Reise eine lange Unterredung mit Arnheim, und dieser schützte auf dem Zuge, und nachdem er Prag ohne Schwertstreich in seine Gewalt bekommen hatte, Wallensteins Besitzungen durch die strengsten Befehle und Wachen. Immer siegreicher drang Gustav Adolph bis an die bayerische Gränze. Nichts mochte ihn hindern, sich der Hauptstadt der österreichischen Monarchie bald zu bemächtigen, und sich mit den Sachsen in Böhmen zu verbinden. Die Lage des Kaisers war von allen Seiten von Verzweiflung bedroht. Er wollte selbst ins Feld ziehen. Tapfer zu sterben, sagte er, ist besser, als schändlich zu verderben; doch war dieß mehr eine Aufwallung, als klug berechneter Muth. Nur ein Einziger war in der ganzen Monarchie, der sie retten konnte, der tödtlich beleidigte Wallenstein. Aber ihm das Schwert in die Hände zu geben, da so viele Zeichen seine Treue verdächtig machten, schien fast so gewagt, als mit schwachen Kräften die letzten Streiche des nordischen Königs zu erwarten und einzig dem Geschick zu vertrauen.

Dieser Gefahr, die aus Friedlands Treulosigkeit entspringen mochte, hoffte man einigermaßen zu begegnen, wenn man ihm den Sohn des Kaisers, König Ferdinand von Ungarn, zur Seite gab. Sein Vater, Graf Max Wallenstein, wurde zu ihm auf seine

Güter in Mähren geschickt, ihn zur Reise nach Wien zu bereden. Alles was ich thun kann, äußerte Friedland, ist, daß ich nach Znaim gehe und dort vernehme, was der Kaiser befiehlt.

Bald erschien der Abgesandte bey ihm zu Znaim und bath ihn, den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere wieder zu übernehmen. Mit den stärksten Farben schilderte er ihm, wie man nur aus diesem Wunsch noch Hoffnung schöpfte, die Monarchie gerettet zu sehen. Auch sollte der König von Ungarn unter ihm die Kriegskunst lernen.

Mit frostiger Miene entgegnete Friedland, wie schmerzlich er des Kaisers Undank für die ungemeinsten Wohlthaten schon empfunden habe; wie er sich jetzt sehne, in Ruhe seine Tage zu verleben; wie er auf keine Weise neben dem König von Ungarn den Oberbefehl führen werde, welches er selbst neben Gott in Ewigkeit nicht wolle.

Schriftlich Bitten des Kaisers, gehaltvolle Vorstellungen des Fürsten von Eckenberg, welchen Wallenstein unter allen kaiserlichen Räthen am meisten achtete, bewirkten endlich seine Verheißung, daß er einzig aus Liebe für Eckenberg dem Kaiser binnen drey Monathen ein starkes Heer stellen wole; aber ein anderer Feldherr müsse dann zum Oberanführer gewählt werden; ihm fromme die Ruhe, und nichts gegen den Feind zu unternehmen.

Znaim war der Mittelpunct seiner Werbung. Schnell sah er viele seiner alten Officiere um sich versammelt. Rastlos rührten sich seine Werber. Ein Heer

von 30,000 Mann war binnen drey Monathen geschaffen. Nur äußerte Friedland den Wunsch, sich entfernen zu dürfen, und einer neuen Gesandtschaft an ihn verweigerte er alle Hoffnung, daß er den Oberbefehl je annehmen werde. Auch gegen den Fürsten von Eckenberg, der wieder an ihn gesandt wurde, bewies er anfänglich eine gleiche Hartnäckigkeit. Er war mit Grund überzeugt, daß das ganze neu geworbene Heer auseinander stieben werde, sobald er von demselben zurücktrat.

Wenn ein Fürst von Ferdinands Rang, entgegnete ihm zuletzt Eckenberg, sich zu bitten gegen seinen Unterthan erniedriget, so können Sie sicher eine scharfe Ahndung auf beleidigende abschlägige Antwort erwarten. Übrigens habe ich Vollmacht, das Sie selbst ihre Dienste schätzen sollen, die der Kaisr um jeden Preis erkaufen will.

Einen Tag Bedenkzeit forderte Friedland, und schrieb die Bedingungen, unter welchen er den Oberbefehl annehmen wolle. Eckenberg las sie mit Erstaunen. Als ewiger Generalissimus des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien ohne irgend einen Vorbehalt verlangt er, daß der Kaiser sich nie persönlich bey der Armee finden, keinen Act der Gnade ausüben, das nöthige Geld zum Kriege ihm auszahlen, und alle seine Erbländer ihm öffnen solle. Als Unterpfand für hinreichende Belohnung wird ihm eines derselben verschrieben; der künftige Friede muß ihm Mecklenburg erhalten; und alle Confiscationen im Reiche hängen von seiner Willkühr ab.

Keinen Buchstaben wollte Friedland von diesen Bedingungen geändert wissen. Die eiserne Nothwendigkeit war sein Bundesgenosse gegen den Kaiser, und dieser unterschrieb seine Entthronung, jene Bedingungen.

Selbst unter ihnen hätte Wallenstein vielleicht den Oberbefehl nicht angenommen, wenn er für die Plane seiner künftigen Größe nicht zu viel von Gustav Adolph gefürchtet hätte. Arnheim verrieth ihm, wie der schwedische Held nach der römischen Krone trachte, und so nahm er denselben gleich als seinen Nebenbuhler, der mit ihm nach der höchsten Herrschaft in Deutschland, und deshalb die österreichische zu zertrümmern, strebe. Auch hatte ihm die Weigerung des Königs, 12,000 Schweden nach Böhmen zu schicken, schon gezeigt, wie wenig er auf die unmittelbare schwedische Hülfe rechnen dürfe. Ihm blieb nichts übrig, als das österreichische Haus mit den eigenen Kräften desselben zu Grunde zu richten.

Er fand sich zuletzt zu Znaim unter 40,000 Mann, womit er die Sachsen in Böhmen sogleich erdrücken konnte. Befreyen mußte er dieß Reich, theils seiner künftigen Operationen, theils des kaiserlichen Hofes wegen; aber zugleich mußte er handeln, daß sein Hauptplan, um welchen der sächsische Feldmarschall Arnheim wußte, nicht darunter leiden konnte. Sie wollten den Churfürsten zu einem Separatfrieden bewegen, und von Gustav Adolph abziehen. Wallenstein both alles auf, sich denselben zu verpflichten. Zweyen Regimentern Sachsen, die er gefangen genommen,

gab er die Freyheit; allein dieß rührte den Hof zu Dresden wenig. Der Feldherr wollte nun das ganze sächsische Heer gefangen nehmen, wobey er freylich seinen vertrauten Arnheim selbst hintergehen mußte; denn eine solche Schande durfte der Feldmarschall seines Hofes wegen nicht zugeben, wenn sie gleich ihre Plane beförderte. Er merkte auch die Hinterlist und rettete seine Kriegsmacht nach Pirna.

Böhmen war schnell wieder erobert; aber der Zweck, den Churfürsten von Sachsen vom Könige der Schweden abzuziehen, auf keine Weise erreicht. Die Hoffnung dazu wurde sehr unwahrscheinlich, als die Kunde von Gustavs neuen Siegen kam. Nach dem Übergang über den Lech wehten seine siegreichen Fahnen in der Hauptstadt Maximilians von Bayern *).

Wallensteins rachsüchtiges Gemüth gewann Heiterkeit, als er seinen bittersten Feind so gedemüthiget sah, und genoß in vollen Zügen der stolzen Freude, daß einzig er denselben noch retten könne. Er zauderte unter mancherley Vorwand in Böhmen, als ihn der kaiserliche Hof beschwor, sich gegen das nordische Gewitter zu wenden, das sich hart an Österreichs Gränze verderblich gelagert habe. Endlich verstand er sich zu einer Vereinigung mit der bayerisch-liguistischen Armee; aber nur unter der Bedingung, daß Maximilian unter ihm stand, sobald sie vereint handelten.

Zu Eger wollten sich beyde Heerführer wieder sehen. Aller Augen voll gespannter Aufmerksamkeit

---

*) 17. May 1632.

wollten ihre Leidenschaften beym ersten Empfang belauschen. Mit schlauer Gewandtheit verbarg der Churfürst seinen Groll, und seine Rede war, wie ein Gespräch, abgebrochen mit einem vertrauten Freund vom vorigen Tage. Friedlands hochschwellendes Herz brach hervor aus seiner Haltung, seinen Zügen, seine Farbe wechselte. Über das Vergangene wollte er mit Bitterkeit reden; durch Wendung des Gesprächs verhinderte ihn Maximilian. Seinem heftigen Zorn, seinem Jubel über den gedemüthigten Feind ließ Wallenstein gegen sein Gefolge, und in seiner Wohnung freyen Lauf, und Maximilian erwähnte des Herzogs auf das Ehrerbiethigste, wenn man ihm die schmähenden Reden desselben überbrachte.

Gustav Adolph hatte den Churfürsten zur Vertheidigung seiner Staaten gezwungen, und dadurch von der Vereinigung mit Wallenstein abhalten wollen. Allein nun wandte er sich gegen Nürnberg, über welche Stadt Friedland, wie ein Rache-Engel von den böhmischen Gebirgen herab kommen wollte. Ihm jetzt im Felde zu begegnen, war der König der Schweden zu schwach; bis er seine in Deutschland weit zerstreuten Corps an sich gezogen, mußte er sich durch ein festes Lager vor jedem Angriff sichern. Auch wollte er bis zu seiner Verstärkung Nürnberg nicht unbeschützt lassen. Zu dem Ende bezog er in dessen Nähe ein festes Lager. Die ganze Stadt mit allen Vorstädten schloß er durch seine Linien ein. 300 Kanonen deckten die Wälle des Lagers. Mit 20,000 Schweden stand der Held in demselben. Bürger und Bauern

waren bereit mit ihm zu kämpfen, voll Vertrauen auf seine Worte: Mit Gottes Hülfe werde ich den Friedland von euern Mauern entfernt halten, und er wird euere Häuser nicht sehen, so lange in mir meine Seele lebt.

Bald erschien Wallenstein mit seiner großen Kriegsmacht, und zog an Nürnberg vorüber. Gustav mit seiner Reiterey zeigte sich, den Feind beobachtend, in Schlachtordnung vor dem Lager. Allein Friedland wagte keinen Angriff. „Es sind der Schlachten, sagte er, genug geliefert, es ist nun Zeit, eine andere Methode zu beobachten.“ Auf dem alten Berg an der Rednitz schlug er sein Lager auf. Vielleicht wollte er seine ungeübten Truppen noch mehr zu Soldaten bilden, ehe er sie gegen Gustavs versuchte Schaaren führte; vielleicht glaubte er den König und Nürnberg durch Abschneiden der Lebensmittel ins Verderben zu bringen.

Wallenstein hätte gehofft, durch die Reichthümer der Stadt seine gierigen Banden zu bereichern, und diesem neuen Heere sogleich einen Vorgenuß zu geben, welchen Gewinn der Krieg unter seinen Fahnen schaffte. Allein jetzt brachten die reiche Habe, die vollen Kornböden Nürnbergs Überfluß zu den Schweden, indessen die unfruchtbaren Gegenden umher ihm sagten, daß in seinem Lager bald der Hunger wüthen werde.

Die zerstreuten schwedischen Corps eilten unter ihren tapfern Feldherren in die Nähe des Königs. 50,000 Mann waren sie stark nach ihrer Vereinigung bey Kitzingen. Unangegriffen von Friedland stieß dieses

Heer zum königlichen Lager, das 70,000 Mann nun zählte. Bis auf 66,000 Mann war Wallensteins Heer gestiegen.

Zwey solche Menschenmassen konnten nicht lange gegen einander stehen, ohne sich in sich selbst zu verzehren. Aber beyde Feldherren mußten sich gestehen, daß dem gewiß eine schreckliche Niederlage bevorstehe, welcher es wagt, den andern in seinem Lager anzugreifen. Das nur schien die Frage zu seyn, wer dem Elend am längsten trotzen könnte. Wallenstein hatte nur sein Heer, Gustav auch eine befreundete Stadt zu verderben; in das Felsengemüth von jenem drang nie das Mitleid; dieser überließ sich gern menschlicher Regung.

Der König beschloß einen allgemeinen Sturm auf das feindliche Lager, so sehr seine besten Feldherren ihm die Unmöglichkeit des Gelingens vorstellten. Er rechnete tollkühn auf sein Glück, auf einen Zufall, der jene Unmöglichkeit besiegen werde.

In der Tiefe / standen die Schweden, zum Angriff geschürzt, in unabsehbarer Reihe; ruhig und kühl sah Wallenstein von seiner Höhe auf sie herab. Er rief seinen Kriegern zu, daß sie den Kaiser und seinen Feldherrnruhm vertheidigen sollten; die Feldpater flehten um Schutz der Kirche. 60 schwedische Kartaunen schlugen ihre Donner in den alten Berg; mit einem Feuermeer antworteten 140 aus dem kaiserlichen Lager. In Rauch ward es auf seiner Höhe verhüllt, nur das gräuelvolle Verderben sagte den Schweden, daß Friedland nahe sey.

Lange Schaaren von ihnen waren hingestreckt, ehe sie an den Verhack kamen, wo die friedländischen Regimenter mit dem kleinen Gewehr auf sie lauerten. Ein ewiger Kugelregen stürzte auf sie herab.

Wüthend befahl Gustav immer von neuem den Sturm; allgegenwärtig widerstand Wallenstein auf allen Seiten. Sein Lager hatte er, als ein Meister in der Befestigungskunst aufgeführt; als ein Held vertheidigte er es, mit dem ungestörten Gemüth eines Gottes unter tausendfachem Tode. Ein Pferd wurde unter ihm erschossen, ihn selbst berührte keine Kugel. Endlich nach einem Sturm von 10 Stunden befahl Gustav den Rückzug. Alle seine Regimenter kamen zerrissen zurück, und 3000 tapfere Soldaten ließ er auf dem Schlachtfelde, ohne irgend einen Vortheil errungen zu haben.

Beyde Feldherren harrten noch 14 Tage, wen der Hunger zuerst aus den Schanzen treiben werde. Gustav sah Nürnbergs Elend, und brach zuerst auf. Zum Schutze der Stadt hinterließ er eine Besatzung, und blieb in der Nähe, um den kaiserlichen Feldherrn anzugreifen, wenn er Nürnberg bestürmen sollte. Fünf Tage nach ihm brach Wallenstein auf. Von angesteckten Dörfern, dem angezündeten Lager erhoben sich Rauchsäulen hinter dem abziehenden Heere.

Gern hätte der König den Krieg in Bayern festgehalten, und nicht nach Obersachsen gespielt; aber von der Belagerung Ingolstadts rief ihn Wallensteins Zug nach Sachsen hinweg. Mochte Österreich zu Grunde gerichtet werden, durch den nordischen

Feind, dieß war Friedlands Plan nicht entgegen, wenn er nur den Churfürsten von Sachsen zwang, sich von Gustav Adolph loszureißen.

Bey Koburg trennte er sich von Maximilian von Bayern, welcher eilte, sein Land zu vertheidigen. Verheerend durch blühende Gegenden, wälzte er sich in die sächsischen Provinzen, um sie durch seine Winterquartiere zu Grunde zu richten, wenn der Churfürst sich ihm nicht schnell freundschaftlich bewies. Böhmens Krone sollte die erste Beute für seine Größe werden, und ohne Sachsens Freundschaft saß sie kaum fest auf seinem Haupte.

Allein, in reißenden Märschen kam Gustav von Bayern nach Sachsen, und unaufgehalten, bis gegen Naumburg, aus welcher Stadt er die Kaiserlichen trieb, und wo er sich verschanzte. Er hatte nur 20,000 Mann, aber auserlesene Krieger. Vorzüglich erwartete er den Zuzug sächsischer Truppen.

Wallenstein hatte den Gedanken geäußert, daß man gegen die Schweden sogleich eine Schlacht liefern sollte; allein die Nähe des Winters war es vornähmlich, was ihn davon zurückhielt. Wer die Schlacht jetzt verlor, schien fast durchaus verloren, weil er nur nach langen Zügen auf eine Ruhestätte hoffen konnte.

Aber auf der andern Seite war Wallenstein weit entfernt, einen Angriff von den Schweden zu besorgen. Den Feldherrn Pappenheim sandte er mit einem bedeutenden Corps an die Weser, zunächst nach Halle, dessen Schloß von den Schweden belagert wurde. Er glaub-

te, seine übrigen Truppen ruhig in die Winterquartiere vertheilen zu dürfen, doch so, daß sie jeden Augenblick zusammen stoßen konnten. Er selbst ging nach Merseburg, um nahe zum Schutz für Pappenheim zu seyn.

Ohne weitere Hülfstruppen beschloß Gustav, den kaiserlichen Feldherrn anzugreifen, ehe er Pappenheim zurückrufen könnte. Wallenstein wußte sogleich, daß die Schweden in Schlachtordnung von Naumburg gegen Weißenfels zogen. Ein drey Mahl wiederhohlter Kanonendonner von Merseburg her rief seine Regimenter zusammen. Sein Astrolog Seni sah des Zodiakus Kaltsinn gegen Gustav Adolph den ganzen gegenwärtigen Monath, den November hindurch. Friedland zog auf die Ebene bey Lützen, und rief Pappenheim auf das eiligste von Halle zurück.

Auf beyden Seiten der Ebene liefen Gräben. Die Kaiserlichen vertieften den auf ihrer Seite, und Füsiliere wurden hinein gelegt. In vier großen Vierecken stand das Fußvolk. Auf beyden Flügeln hielt die Reiterey. Wallenstein hatte auf den rechten zwischen beyde Reihen der Reiter noch ein Viereck des Fußvolkes gestellt; für den linken hoffte er die Verstärkung durch Pappenheim. In finsterer Nacht wurde die Schlachtordnung so gestellt.

Den Abend vor der Schlacht war Wallenstein auf der Ebene von Lützen angelangt; noch später kam der König von Schweden, und lagerte sich ihm gegenüber. In zwey Treffen theilte er seine Armee, auf dem rechten Flügel commandirte er selbst, auf dem

linken Bernhard von Weimar. Die ganze Nacht brachte er zu im Gespräche mit seinen Feldherren. 20,000 Mann hielt er hinlänglich gegen die 30,000 Wallensteins.

Für den Ruhm der beyden größten Feldherren Europas waren beyde Heere begeistert. Sie wollten nun entscheiden, wer in einem Kampfe auf ebenem Felde bey Nürnberg gesiegt hätte. Die gesammte Welt sollte nun wissen, welcher Anführer der größte, welches Heer das tapferste sey; für manche Geister sollte auch entschieden werden, welcher Gott der Mächtigste, ob der Katholiken oder der Evangelischen Beschützer.

Selbst an dem dämmernden Abend hätte Gustav noch gern geschlagen, ehe Pappenheim zurückkam. Ein dicker Herbstnebel lag auf dem Felde; nur die leichten Reiter konnten sich in demselben begegnen. Geistliche Lieder tönten von den Schweden zum Feinde hinüber, besonders der Gesang: Eine feste Burg ist unser Gott! — Der Nebel verzog sich gegen Mittag. Das schwere Geschütz donnerte auf beyden Seiten. Wiederum dichter senkte sich der Nebel von neuem auf den Schauplatz der Vernichtung. Endlich bricht die Sonne allmählich durch, und zugleich funkelt die Wuth aus den Augen beyder Heere gegen einander. Gott, mit uns! riefen die Schweden; Jesus, Maria! die Kaiserlichen!

Gustavs Krieger stürzten an den Graben des Feindes. Der Füsiliere Feuer, des schweren Geschützes Donner lockte sie in ein Blutbad, in einen Wald durchbohrender Spieße und Lanzen. Gustav ergriff

eine Lanze und führte seine Krieger selbst von neuem zum Graben. Endlich durchbricht ein Regiment die feindliche Linie. Ungestüm drangen die Schweden weiter, eroberten einen Theil der kaiserlichen Batterie, und richteten die Kanonen derselben auf die Vierecke des Fußvolkes. Plötzlich schuf Wallenstein Ordnung. Sein Geschütz wird wieder erobert, die Schweden bis an den Graben zurückgedrängt. Unwiderstehlich stürmt Gustav mit der Reiterey herbey, zum zweyten Mahl erobern seine Krieger das feindliche Geschütz. Der linke Flügel Wallensteins flieht, und Gustav eilt, dem ankommenden Pappenheim zu begegnen. Indem er mit einem Reitergeschwader hinwegflog, zerschmetterte ein Schuß seinen linken Arm, stürzten ihn zwey Schüsse entseelt zu Boden.

Der Tod Gustavs, verbreitete allein noch Licht über Wallensteins Seele. In ihm hatte er den fürchterlichen Nebenbuhler bey seinem Plane gesehen, auf den Trümmern von Habsburgs Macht eine neue zu schaffen. Nun hatte er die Aussicht, auf denselben mit keinem Feinde mehr kämpfen zu dürfen. Die Person des Königs war ihm weit gefährlicher gewesen, als die schwedische Macht, deshalb sagte er die merkwürdigen Worte: daß Gustav ein gewaltiger Soldat gewesen, wie es aber doch gut sey, daß er umgekommen, denn zwey Hähne vertrügen sich nicht auf Einem Mist. Dennoch hielt er stets den Gedanken fest, durch die Schweden den Ruin Österreichs zu befördern, aber sie alsdann zur Sicherheit seiner Herrschaft in Deutschland über die Ostsee zu jagen.

An der Spitze der schwedischen Macht stand nach dem Tode Gustavs der Reichskanzler Oxenstiern, einer von jenen Geistern, welchen bey großen Gesichtspuncten, auch der kleinste Umstand nicht entgeht, und die eben aus dieser berechnenden Klugheit die höchste Kühnheit schöpfen. Mit ihm knüpfte Friedland die Unterhandlungen wieder an, die er mit Gustav gepflogen, und der Reichskanzler sandte ihm die mit eigener Hand geschriebene Erklärung, daß er, wenn Wallenstein sich im Ernste zum König von Böhmen aufwerfe, ihm helfen wolle, weil er wohl wisse, daß eben dieses der Wille des Königs gewesen sey. Friedland äußerte bey Empfang dieses Briefes: Gewiß, das Schreiben hat Hände und Füße! Oxenstiern muß ein verständiger Mann seyn; es ist aber noch nicht Zeit; wann die Zeit vorhanden seyn wird, will ich alles thun.

Durch dieses Verweisen auf die Zeit, erregte er bey den Schweden den Argwohn, daß er es nicht redlich meine. Graf Terzky beschwor das Gegentheil; nur glaube der Herzog den Nativität-Stellern so viel, die Sterngucker sprächen ihm so viel vor, welcher großer Herr er werden solle, wie alles geschehen werde, wann die Zeit kommen werde.

Alles eignete sich sonst im Anfange des Jahres 1633 dazu, Wallensteins Absichten zu unterstützen. Von den zerstreuten schwedischen Heeren stand eines in Schlesien, unter dem Grafen von Thurn, der in alle Geheimnisse des Herzogs eingeweiht war, und brannte, sich an Habsburg zu rächen. Das sächsische

Heer in Schlesien wurde von dem Feldmarschall von Arnheim, und dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg angeführt; und beyde Feldherren waren in freundschaftlicher Verbindung mit Friedland. Dieser selbst hatte schnell eine große Heeresmacht zusammen zu bringen gewußt. Bauern, die als Rebellen und Ketzer vom Kaiser waren geächtet worden, hatte er zu seinen Fahnen gerufen; aus geweihten Glocken hatte er sich neues Geschütz gegossen.

Mit der glänzendsten Pracht, die jeden Aufzug des Kaisers überstrahlte, zog er aus Prag ins Feld *). Die schönste Mayensonne lachte am Morgen; aber so, wie er weiter zog, wölkte sich der Himmel, der Wind heulte, Regengüsse stürzten herab, jeden Augenblick waren die Wagen in Gefahr umgeworfen zu werden. Die Stadt Brandeis wurde mit Mühe erreicht. Ein nächtliches Feuer ergriff mehrere Häuser derselben, und verzehrte einen Theil des Feldgepäckes. Friedlands Gemüth wäre leicht durch diese bösen Vorzeichen geschreckt werden; allein die Sterngucker verscheuchten durch eine höhere Erklärung die Wolken.

Seine Macht war so groß, daß er Schlesien rasch vom Feinde hätte reinigen können, und er zog auch dem vereinten Heere der Sachsen, Brandenburger und Schweden bey Nimptsch nahe unter die Augen. In Schlachtordnung begegneten sich beyde Mächte einander, schon sind die Gemüther, die Arme zum Kampf auf beyden Seiten bereit, und plötzlich

---

*) 3. May 1633.

reitet Graf Terzky mit einem Trompeter aus Wallensteins Lager, und fordert zu Unterhandlungen auf. Sie fanden Statt zwischen den Anführern der Heere. Wiederherstellung der böhmischen Freyheit, Begünstigung der Protestanten, Vernichtung der Jesuiten waren Bedingungen, durch welche Friedland die Aussicht auf einen allgemeinen Frieden sehr reitzend machte; aber wenn Schweden nur eine Geldentschädigung, Sachsen und Brandenburg nichts erhalten sollten, indem Wallenstein für sich Böhmen und Mähren, und aus Rache gegen Maximilian von Bayern das Land ob der Enns verlangte; so war durchaus kein Gleichgewicht in den Bedingungen. Mehr aber, als dieser Umstand, schadete der Verhandlung, daß Friedland nicht verbergen konnte, wie er wünschte, mit den Sachsen vereint, die Schweden aus dem Reiche zu jagen. Sowohl Arnheim, als der Herzog von Lauenburg äußerten, daß dieß nicht treulich gehandelt, sondern ein Schelmenstück seyn würde.

Offenbar ging Wallensteins Absicht dahin, Sachsen und Brandenburg wider Habsburg und die schwedische Macht, als Mittel zu brauchen. Unentschlossen blieb er jetzt nur, ob er den Streich zuerst auf die letzte, oder jenes richten sollte. Auf jeden Fall wollte er sich durch seine Verhandlungen mit den Feinden so stellen, daß sie ihm auch im Felde Vortheil brachten, und dem kaiserlichen Hofe so dargestellt werden konnten, als wären sie einzig eingeleitet worden, zum Vortheil desselben, den Feind zu betrügen. Indem seine verrätherischen Verhandlungen schon viele Perso-

nen umspannen, und sich selbst an den französischen Hof erstreckten, blieb er in dem Mittelpunct desselben ein geheimnißvolles Wesen. Das europäische System wollte er anwenden, um Habsburg zu Grunde zu richten. Aber es sollte bis zum letzten Augenblick der Ausführung unentschieden bleiben, ob er es nicht bis zur herrlichsten Erhebung jenes Hauses habe brauchen wollen.

Glänzende Thaten erwartete der Kaiser von seiner großen Armada unter Friedland, und schon war der Herbst gekommen, ohne daß Kunde von einem bedeutenden Siege anlangte. Gleichsam nur neckend führte der Herzog den Krieg. Mit dem verbündeten Feinde in Schlesien, pflegte er zu sagen, kann ich spielen, wie die Katze mit der Maus. Bey Steinau umzingelte er ein Corps Schweden unter dem Grafen von Thurn, und nahm es gefangen. Den ersten Urheber der Rebellen in Böhmen, sah man zu Wien schon voll Freude auf dem Blutgerüste. Friedland gab ihm die Freyheit, und auf alle Vorwürfe deshalb, die Antwort: „Was soll ich mit dem unsinnigen Menschen anfangen? Wollte Gott! die Schweden hätten keinen bessern General, als den Thurn. Er wird beym Feinde uns größern Nutzen schaffen, als hier im Gefängniß.“

Einen gewaltigen Riß in Friedlands hinterlistige Plane machten die Siege Bernhards von Weimar, welche ihn im Spätherbst bis an die Donau brachten. Die Festung Passau ward von ihm bedroht. Wäre sie

gefallen, so lagerte sich die Gefahr drückend auf die österreichischen Erbländer.

Auf die dringendsten Bitten und Befehle des Kaisers, Passau zu decken, bewegte sich Wallenstein langsam aus Böhmen nach der Oberpfalz. Wenigstens die Winterquartiere sollte er in der Nähe des furchtbaren Feindes halten: allein er brach wieder plötzlich auf, und ging nach Böhmen zurück. Maximilian und Bayern sollten dem Feinde Preis gegeben werden.

Der vornehmste Grund dieses Rückzuges lag aber in der Entdeckung Wallensteins, daß man ihn schon am kaiserlichen Hofe als einen Verräther betrachte, sich wenigstens nicht mehr sicher glaube, wenn die ganze bewaffnete Macht des habsburgischen Hauses in seinen Händen ruhte. Als Generalissimus von Österreich und Spanien konnte er, seinem Vertrage gemäß, fordern, daß jedes Heer des habsburgischen Hauses unter seinem Befehle stehen sollte. Diese Schwierigkeit hoffte man zu umgehen, wenn man dem spanischen Heere, welches aus Italien nach Deutschland zu ziehen bestimmt war, dem Bruder des Königs von Spanien, den Cardinal-Infanten, Don Fernando, zum Anführer gab. Sein hoher Rang sollte es entschuldigen, wenn er dem Generalissimus nicht untergeordnet wurde. Allein der Vertrag mit diesem war dennoch von Seiten des Hofes gebrochen.

Vergebens beschwerte sich Friedland darüber, vergebens erboth er sich ein zweytes Heer aufzustellen, welches mächtiger sey, als das spanische, damit es

dem Kaiser an keinen Armaden fehle. Der Herzog von Feria, als Vorläufer des Infanten, erschien mit 10,000 Mann auf deutschem Boden.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß Wallenstein auch ohne diesen Bruch des Vertrages durch das Haus Habsburg früher oder später zum Verräther gegen dasselbe geworden wäre. Aber noch konnte er jeden Schritt, welchen er gethan hatte, als für das Kaiserhaus gethan, beschreiben; er brauchte selbst nicht einmahl einzuräumen, daß er wirklich gespielt habe mit der Idee des Verrathes.

Durch Böhmen und Mähren vertheilte er seine Krieger also, daß er sich kaum regen durfte, um den Kaiser diese Länder zu entreißen. Ein Wink von ihm reichte dazu hin. Oberösterreich hatte er auf gleiche Weise gefesselt; das nicht besetzte Unterösterreich hielt er umklammert. In Pilsen hatte er seinen Standort. 2000 Cüraſſier und ein Regiment Fußvolk, die tapfersten und ihm treuesten Krieger seines Heeres, machten eine Wagenburg um seine geheiligte Person. Er schien der Herrscher, und Ferdinand in Wien ein entthronter Monarch im Gefängniß.

Alle Befehle des Kaisers an den Herzog zweckten freylich dahin ab, sich aus dieser bangen Lage zu reißen; allein der Feldherr gehorchte keinem derselben. In Oberösterreich führte der Oberst Suys den Oberbefehl, und gehorchte der kaiserlichen Weisung, daß er gegen den Feind nach Passau vorrücken sollte. Sogleich drohte Wallenstein, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, wenn er nicht nach Österreich zurück ginge.

Suys gehorchte, und der Feldherr schrieb ihm, daß er seine Befehle besser beobachtet habe, als die kaiserlichen.

Nun auf den gefahrvollen Scheideweg gestellt, der Dankbarkeit des Kaisers gegen ihn, dem Vertrauen gegen ihn, welches derselbe noch nicht ganz in seiner Brust erstickt hatte, sich wehrlos hinzugeben, oder mit Gewalt als Verräther und Feind gegen das österreichische Haus aufzutreten, konnte Friedland nur dieß letzte ergreifen. Die Größe, welche ihm die Sterne verhießen, konnte sein Glaube nicht aufopfern, noch weniger seine Brust die Labung der Rache, sein Argwohn dem gänzlichen Zweifel an der Freundschaft des Kaisers, wenn er nicht mehr gefürchtet wurde.

Unter seinen Feldherren war die Seele seines Schwagers, des Grafen Terzky, ihm ganz verpfändet; aber er konnte wenig auf dessen Klugheit bauen, da die alte Frau Terzky gestorben war, bey deren Tode der Graf Thurn ausrief: Nun geht das ganze Terzkysche Haus zu Grunde. Ein Anverwandter Terzkys, der Graf Kinsky, von Österreich der Religion wegen verfolgt, war mit glühendem Hasse gegen dasselbe zur Verschwörung bereit. Zwey rohe Gemüther unter den Anführern des Heeres hatte der Herzog auf eine niedrige Weise gewonnen. Den Feldmarschall Illo bewog er, um den Grafentitel in Wien nachzusuchen, und versprach sein Gesuch zu unterstützen. Allein er selbst hintertrieb es, und der betrogene Illo schwor mit ihm ewigen Haß gegen

Habsburg. Durch erdichtete Briefe belog er den Kroaten-General Isolani, daß der Hof ihm das Commando nehmen wolle, und die dadurch wankende Treue des liederlichen Kriegers verführten gänzlich reichliche Geschenke. Auf den General der Reiterey, den tapfern, schlauen Ottavio Piccolomini, setzte Friedland das höchste Vertrauen; denn die Sterne sagten, daß ihre Seelen verbunden wären. Gegen ihn ergoß er den heißen Strom von Rachsucht und Ehrgeitz, der in seiner Brust tobte, schilderte er mit glühenden Farben den Ruin Habsburg. Piccolomini schauderte und schwieg.

Sämmtliche Befehlshaber wurden nach Pilsen berufen; die meisten erschienen. Am eilften Jänner (1634) wurden sie beym Herzog versammelt. Er selbst kam nicht in ihre Mitte. Aber Illo schilderte ihnen die unbilligen Forderungen, die Treulosigkeit des Hofes, den Entschluß des Generalissimus, den Feldherrnstab niederzulegen, und sämmtlicher Befehlshaber Verderben, die nur von dem Herzog den Lohn für ihre Treue, ihre Tapferkeit erwarten könnten. Einzige Rettung sey, ihn zu bitten, daß er sie in dieser gräulichen Lage nicht verlasse.

Alle riefen diesem Rathe Beyfall; doch Friedland, voll Verstellung, widerstand dem ersten Andringen; mit scheinbarer Erweichung ergab er sich dem wiederhohlten Flehen. Allein, sprach Illo, der Herzog heischt dafür von euch den Eid, seiner Person bis zum letzten Athem treu anzuhangen. Durch Unterzeichnung eines schriftlichen Eides thaten alle dieß

Gelübde; der Zusatz bey demselben: „so lange Friedland zur Beförderung der kaiserlichen Majestät das Heer gebrauche,“ überhob sie jeder Bedenklichkeit.

Ein schwelgendes Mittagsmahl, zu welchem Illo einlud, folgte dieser Handlung. Eine Abschrift jenes Eides, doch ohne jenen entschuldigenden Zusatz, wurde den berauschten Gästen zur Unterschrift vorgelegt. Terzky wollte sie erzwingen mit gezogenem Schwert. Mehrere zuckten es gleichfalls; doch unterschrieben zuletzt Alle.

Friedland sprach am folgenden Tage selbst zu den Befehlshabern. Zwey und vierzig an der Zahl hörten ihn, bey verschlossenen Thüren. Düstrer Grimm gegen Österreich lag auf seiner Rede, doch zugleich die Kälte eines erstarrten Gemüthes, welches sich nach geschäftloser Einsamkeit sehnet. Seine Drohung, den Feldherrnstab niederzulegen, Begierde nach den von ihm versprochenen Gütern, und Furcht vor der Umgebung, bewogen alle das Gelübde ohne den rechtfertigenden Zusatz nocheinmahl zu unterzeichnen.

Noch fehlte es der Verschwörung an reifer Kraft, weil der General-Lieutenant Gallas und die Feldmarschälle Altringer und Colloredo sich nicht zu Pilsen eingefunden hatten. Auf dem Wege dahin war Altringer mit verstellter Krankheit zu Frauenberg geblieben. Ottavio Piccolomini erboth sich zu ihm zu eilen, und ihn unter die Verschwornen zu ziehen. Wallenstein vertraute den Sternen und ihm. Altringer erfuhr durch Ottavio die Verschwörung.

flog nach Wien, sie dem Kaiser zu offenbaren. Piccolomini übernahm auf Friedlands Geheiß den Oberbefehl im Lande ob der Ens. Darin lag vorzüglich Hoffnung, das Haus Österreich zu retten.

Mit den Schweden die Verhandlungen wieder anzuknüpfen, war für Friedland in dieser Lage so heilsam, als schwierig. Axel Oxenstiern mit seinem gesunden, klaren Sinn, mußte ihn für einen hinterlistigen Lügner halten. Er begriff weder seine sich durchkreuzende Plane, noch den Einfluß der Gestirne auf seine Entschließungen. Nur wenn Friedland in offener Rebellion gegen den Kaiser aufstand, wollte er ihn unterstützen. Diese Vorsicht hatte er dem Herzog Bernhard von Weimar eingeschärft, von ihr wich er auch jetzt nicht gegen Wallensteins Unterhändler.

Nun im Gedränge der Bothen, welche Bernharden zu Unterstützung riefen, und ihm den Ausbruch der Verschwörung sehr nahe schilderten, nahte er vorsichtig den böhmischen Gränzen. Unter Arnheim zogen die Sachsen zu Unterstützung der Verschwörung heran. Friedland hoffte, die Schweden und Sachsen, würden schnell so weit vordringen, daß er am 24. Februar schon zu Prag den Thron besteigen könne.

In düstrer Nacht war Altringer nach Wien gekommen, und vor den aufgeweckten Kaiser geführt. Im geheimsten Rath am frühen Morgen wurde der Verrath Friedlands als unbezweifelt erkannt.

Es ergingen Befehle an die treuen Befehlshaber, den Herzog nebst Illo und Terzky zu verhaften, und wenn dieß nicht möglich, ihn todt zu liefern. An

Gallas wurde das Patent Friedlands geschickt, und der Oberbefehl vorläufig übergeben.

Diese Befehle, dieß Patent mußten noch das strengste Geheimniß bleiben. Der geringste Argwohn Wallensteins von ihrem Daseyn wäre Verderben derer gewesen, welche sie empfingen.

Alle, die dem Kaiser treu waren, wünschten sich weg aus der Nähe des furchtbaren Verräthers. Altringer war auf sein geheucheltes Krankenlager nach Frauenberg zurückgekehrt. Gallas, der endlich nach Pilsen gekommen, erboth sich ihn herzulocken. Gern ward er entlassen. Mit Altringer zog er so viel Krieger, als möglich, auf des Kaisers Seite, und begab sich nach Linz. Piccolomini, welcher nach Pilsen zurückgekehrt war, um keinen Argwohn zu erregen, zeigte noch Hoffnung, beyde zurück zu bringen, und mit herzlichem Vertrauen entließ ihn Friedland.

Als dieser des Betrugs gewahr wurde, als die Anhänglichkeit seiner Krieger ihm stets schwankender erschien, wollte er nach Prag eilen, um den Thron noch zu besteigen. Wohl hatte ihm ein Sterndeuter gesagt, daß dann großes Unglück über ihn kommen werde. Ich sterbe dann doch als König, war seine Antwort; preist ihr den großen Julius nicht glücklich, daß er vor seiner Ermordung Cäsar gewesen?

Es kam aber die Nachricht, daß sich der Oberst Suys im Nahmen des Kaisers der Hauptstadt bemächtiget habe, daß alle umliegenden Regimenter sich für den Hof erklärt hätten. Durch ein öffentliches Mandat war Friedland für einen Verräther erklärt wor-

den. So schnell und so groß war schon die Wirkung desselben.

Mit 400,000 baren Dukaten in eurer Tasche, sagte jemand, geht sicher an den Hof, und sagt, alles sey ein Versuch gewesen; die Treuen und die Verräther in der Armee kennen zu lernen, und ihr seyd wieder der alte Friedland. Der Vorschlag scheint gut, erwiederte er, aber der Teufel traue.

Schon nahten die treuen Regimenter unter Piccolomini, Gallas und Altringer; wie ein Verpesteter wurde Wallenstein geflohen. Er sah bald eine schreckliche Öde um sich; nur seine Vertrautesten blieben ihm nahe.

Zwey Tage vor jenem, den er zur Krönung in Prag bestimmt hatte, begab er sich eiligst von Pilsen nach Eger. Mehr ein militärisches Gefolge, als eine kriegerische Macht, war seine Begleitung. Zu seinem Verderben, war bey derselben das Dragoner-Regiment Buttler.

Dieser war von Gallas gewonnen, und kannte des Kaisers geheime Befehle. Kaum angelangt in Eger, ging er auf die Citadelle zu den beyden Schotten, Gordon und Leßlie, welche daselbst den Befehl führten. Als Irländer war er fast ihr Landsmann. Allen dreyen hatte Friedland große Wohlthaten erwiesen, besonders war Gordon schnell durch ihn vom Gemeinen zum Obersten erhoben.

Um vier Uhr des Nachmittags war Wallenstein angekommen. Schon vor Mitternacht beredete sich Buttler und Leßlie über seinen Untergang. Die Schwe-

den waren nahe, Eger sollte ihnen eingeräumt werden. In derselben Nacht bestürmten Buttler und Leßlie Gordons Dankbarkeit gegen seinen Feldherrn. Mit gezogenen Schwertern kniend beschworen alle drey den Bund zu Friedlands und seiner Mitgenossen Verderben.

Am folgenden Tage versuchte Illo alle Vorstellungen, um die drey Verschwornen bestimmt für den Herzog zu gewinnen. Sie forderten auf einen Tag Bedenkzeit. Doch auf den Abend lud Gordon die Grafen Kinsky und Terzky, den Feldmarschall Illo und den Obersten Neumann zu einem Mahl auf die Citadelle, und man nahm die Einladung an, in Hoffnung, sich traulich zu berathen.

Unmittelbar vor dem Mahle zogen die drey Verschwornen noch einige Officiere an sich, unter welchen der Oberstwachtmeister, Robert Geraldin, und der Hauptmann, Walther Deveraux, am bekanntesten geworden.

Die Gäste wurden lauter und fröhlicher, je mehr sie sich in Schmähungen gegen Österreich ergossen; sie dürsteten nach dem Blute der Habsburger. Unterdeß schlich Geraldin mit 30 Dragonern, sämmtlich Irländern, in die Citadelle; sie kamen truppweise. Die Diener der Gäste wurden gegen Ende des Mahles entfernt in ein abgelegenes Zimmer. Dragoner bewachten sie; alle Zugänge zum Speisesaal waren besetzt.

Das Zeichen wird durch Leßlie gegeben, und Geraldin tritt mit sechs Dragonern aus einem Nebenzimmer. Sie rufen: Wer ist gut kaiserlich? Vivat

Ferdinandus! rufen Buttler, Gordon und Leßlie, springen von ihren Sitzen auf nach einer Seite. Kinsky, Illo und Terzky fallen unter den Streichen der Dragoner. Neumann entkommt in den Vorsaal. Sein Loosungswort, Sanct Jakob, das Friedland gegeben, ist kaum gesprochen, so stürzt er durchbohrt hin.

Wallenstein berechnete jetzt mit Seni, was die Gestirne verkündeten. Der Sterndeuter sah Gefahr über des Feldherrn Haupt; schon vorübergeschwebt erblickte sie dieser. Der Sturm heulte draußen, und Wallenstein ging zum frühen Schlummer.

Die Mörder seiner Vertrauten scheuten sich jetzt das Todesnetz über das Haupt zu werfen, welches so lange das Schrecken der Feinde des Kaisers war. Nur die Todesgefahr für sie, wenn er nicht gemordet wurde, bestimmte sie endlich.

Sie schlichen in die Stadt mit den erwählten 30 Dragonern; mit Buttlerschen Kriegern wurden die Straßen besetzt. Unaufgehalten kam der Hauptmann Deveraux mit sechs Dragonern in Friedlands Wohnung. Gegenüber scholl schon die Wehklage der Gräfinn Terzky und Kinsky, welche durch einen aus der Citadelle entschlüpften Bedienten von dem Blutbade benachrichtiget waren.

Hinauf zu Friedlands Schlafgemach eilten die Mörder. Still! der Herzog schläft! flisterte ein Kammerdiener. Von einer Hellebarde durchbohrt, stürzte er nieder. Aufgeschreckt aus dem Schlaf, gänzlich ausgekleidet sprang Friedland zur Thür. In

dem Augenblicke stürzten die Mörder herein. Er wandte sich und lehnte sich an das Fenster. Deveraux schrie ihn an, bist du der Schelm, der Ihrer kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Stirb jetzt! Mit ausgebreiteten Armen empfing Friedland in die Brust den durchbohrenden Stoß der Hellebarde, und starb ohne einen Seufzer. In der Carthause zu Gitschin, welche seine Gemahlinn gestiftet, ruhet seine Asche.

Oswald von Wolkenstein.

Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab', meinem Nächsten zu dienen, als mir; daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und, Gott sey Dank, warum ich warb, ist mir worden.

Göthe.

Oswald von Wolkenstein.

Hoch hatte sich allenthalben in Deutschland der Adel (ich rechne dahin Edle und Freye) geschwungen, besonders da nach Erlöschung des Carlowingischen Kaiserhauses die Feudalmiliz an die Stelle des Heerbannes trat; aber keine Gegend zeigte ihn glänzender, als unser Land und Gebirge!

Zweifelhaft schwankte dieses zwischen Italien und Deutschland, an beyde durch unbestimmten Verband geknüpft. Der um sich greifende Republikengeist und auswärtige Händel beschäftigten die Machthaber Italiens; nöthig waren den deutschen Königen die Engpässe unserer Alpen zur Heerfahrt gegen die römischen Bischöfe und Lombarden; darum duldeten sie vorsätzlich in diesen Thälern Faustrecht und Eigengewalt, weit entfernt den Ambacht *) der mächtigen Welfen als Herzoge Bayerns zu bestärken, eingedenk des uralten Kernsprüchleins: Theile, und du wirst herrschen!

*) Ambacht, Bann, Amtsgewalt der Herzoge.

Zahlreiche Hügel und Felsküppen bothen ihren Rücken geduldig, wehrhafte Burgen darauf zu bauen. Selten, daß irgend ein Späherblick unserer Gebirge dreygedoppelte Ringmauer durchdrang. Unsere Väter lebten patriarchalische Tage in glücklicher Vergangenheit, und priesen ihr Land, nicht reich genug, um das Augenmerk fremder Eroberungssucht zu werden; aber auch nicht so arm, um die Liebe seiner Kinder von sich zu wenden!

Längst habe ich mir schon eine Geschichte unseres Landadels mit jenen Hinsichten gewünschet, welche Scheidt *), Schliefen und Mörser im Allgemeinen so richtig vorgetragen haben. Noch wünschte ich zwey neue Beziehungen mit Wärme einzuprägen; sicher machen sie, mit Wärme durchforscht, die Kenntniß der Vorzeit anziehender und näher verwandt!

Als ich seit Jahren so manches Archiv begierig durchspähete, so manche Urkunde dem Moder und der Verwesung entriß, bemerkte ich in den ältesten Kunden und Sagen vom Herkommen Tyrols edler Geschlechter eine seltene Übereinstimmung, daß sie aus fernen Ländern in unsere Thäler gezogen seyn. Zwar erlaubt die Kritik nicht, ein Denkmahl des Alterthums als wahr anzugeben, es habe denn die Feuerprobe der Glaubwürdigkeit durch alle Grade bestanden; dennoch reinigt sich diese Überlieferung auffallend mit dem Erfahrungssatze der Völker- und Länderkenner: Stets

---

*) Vom hohen und niedern Adel, Nachrichten vom Geschlechte Schliefen, Geschichte von Osnabrück.

seyen Gebirglande die Zufluchtsstätte edlen, unverdorbenen Sinnes gewesen; dahin habe sich bey dem Streben und Drängen einzelner und in Nationen zusammengehäufter Menschen, verfolgte Redlichkeit und gemißkanntes Verdienst gerettet.

Diese Idee so anziehend, als neu, konnte ich hier, leider! nur in schwachen Bruchstücken mehr andeuten, als ausführen; aber hehr und erhebend wird das Gefühl desjenigen seyn, der sie psychologisch darstellen und in den Ahnherren unserer Geschlechter Aristide, Coriolane finden wird; dann verweile er bey einer andern Betrachtung!

Nur in die entlegensten Thalgründe der Alpen, wohin kein Pfad den Ruhestörer führt, keine Ansicht locket, nicht einmahl der Lauf eines Waldstroms leitet, haben sich unter den Stürmen der Völkerwanderung, die wenigen Abkömmlinge der ältesten Einwohner gerettet. Darum hört man noch dort *) eine Sprache, selbst den Inländer unbekannt, und von der nahen Wälschen eben so verschieden; die Lebensart unserer Urväter wilder Eroberer war unstätt. Vom allgemeinen Feinde drohete jedem gleiche Gefahr; darum focht jeder Wehre **) ritterlich für sein Haupt; darum ward von ihnen ein ruhiges Leben minder geachtet, weil sie es nicht kannten; eigenen Herd sollte der Waffen Gewalt erst erringen. Sie hatten

---

*) In den Thälern Gröden, Enneberg, Buchenstein, Folgaria, Fassa, Abtey.

**) Wehrhafte Mann.

sich in kurzer Zeit über ungeheure Landstrecken ohne sonderliche Anstrengung ergossen; die Leichtigkeit ihrer Eroberungen ließ sie im Siegestaumel den Werth des Landeigenthums, des Feldbaues Nothwendigkeit und Segen vergessen! Noch mußte ihnen der Begriff eines Vaterlandes fremd seyn, denn die Wanderer hatten keines. Fischfang und Jagd liebten sie, als des Krieges Bild, weil man auch hier der Stärke, Gewandtheit und List bedarf; der Ackerbau wurde Leibeigen übertragen, als eine Arbeit, mühsam und hart, abhängig vom Eigensinne des Bodens!

So war im Mittelalter die Lage des Nährstandes gegen den Wehrstand! Das eroberte Land, die Könige und Herzoge des Zuges unter die Wehren vertheilt; die Überwundenen folgten dem Schicksale ihrer Wohnsitze; der freye Deutsche war ein Auswärtiger; die besiegten Enkel der Römer oder Aboriginen *) sind halseigene Knechte geworden. Darum noch in später Zeit ungeheure Wälder, unergründliche Moostiefen, Wildheit der Sitten, Waffengeklirr und Gräuel des Faustrechts; rings herum nirgend ein Bild der sanften Natur!

Wenn der Blick des Reisenden auf Hütten fällt, welche laut den Wohlstand, des regen Fleißes Lohn, verkündigen; wenn er in einem Lande, wo das gute Erdreich so selten, und nur wenige Zoll tief ist, wo Wasserfluthen, Bergfälle, Lauwinen, Muhren u. s. w. die inländische Emsigkeit bekämpfen, unglaub-

*) Urbewohner.

liche Hindernisse besiegt, zahlreiche Gebirge, bis an den Gipfel nutzbar gemacht, Ackererde auf Klippen hingetragen, und das Gras in unerklimbaren Felsritzen für die Fütterung erobert sieht, und segnend fragt, wie dieß alles möglich geworden ist, dann greife seine Hand, künftiger Geschichtschreiber unserer Edlen! und sage ihm: daß dem Feldbaue sein Recht eingeräumt, der Bauer vom Joche des Übermuthes befreyet, durch hohe Würdigung seines Fleißes aufgemuntert, und zum Mitstande des Landes erhoben wurde, verdanke man großen Theils der Mäßigung des tyrolischen Adels, dem es nicht genügte Edel zu heißen, der unverdrossen nach dem Vorzuge rang, Edel zu seyn *).

Zwar hat Herzog Friedrich **) — bekannt durch sein Unglück und den Beynahmen: Mit der leeren Tasche — zur Züchtigung unruhiger Edlen manchen Knecht dem Joche seines Zwingherrn entrissen. Aber die allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft durch sein Machtwort gehört zu den Mährchen, welche sich durch fortgepflanzte Sagen Jahrhunderte lang erhalten haben. Schon 1323 schwuren die vier Stände für ihre Freyheiten und Gerechtsamen zu Schutz und Trutz einen ewigen Bund; bald darauf sind Freysassen auch auf dem Landtage erschienen ***).

---

*) Notizie storicho-critiche di Trento. Idea della storia valle Lagarina, di Gav. Baroni. Memorie antiche di Roveredo, di Girolamo Tartarotti.

**) † 1439.

***) Urkunden im ständischen Archive.

Weitläufige Güter hatte der Adel an Bauern verlassen. Nicht, wie anderwärts, für den Herrn als Knechte bestellten sie das Feld in der Robath oder Frohne; ihnen überließen die Edlen den Nutzgenuß, nur eine Kleinigkeit reichten sie davon, nicht als Ertrag, sondern als Ehrung und Grundzins, anerkennend ihr schonendes Obereigenthum. Allmählich wurden sie nicht Bauleute vom Dienste des Bauens also genannt; nicht Pachter nach dem Eigenwillen des Grundherrn vom Gute zu weisen; nicht einmahl Unterthanen, die man abstiften konnte, sondern Eigenthümer, die entweder von ihrem Besitzthume eine kaum merkbare Abgabe zahlten, oder es nach und nach vollends frey und eigen machten.

Der Hauptzweig des villandersischen Geschlechtes hatte bereits (1291) durch Eheverbündniß die Feste Wolkein im Thale Gröden, (sie dankte dem edlen Maulrappen ihre Entstehung) an sich gebracht. Conrad von Villanders, Burggraf zu Seeben nannte sich 1325 zuerst von Wolkensteiner, Conrads und dessen ehelicher Wirthinn Ursula von Enn Sohn, erheirathete Trostburg, ob der Zollstätte zu Kollmann, und erzeugte mit dem Edelfräulein Katharina (aus der Seitenlinie von Villanders) vier Töchter: Ursula, Leonhards von Thurn Gemahlinn, Martha, Herrn Jörgs von Liechtenstein Hausfrau, Anna, verehelicht an einen Frauenberger von Haag aus Baierland, Barbara, die sich viermahl verheirathete an Petermann von Niederthor, Heinrich von Freyberger zu Eisen-

burg, Märklin von Randeck und Volkmar von Mannsberg.

In der Nutztheilung des väterlichen Eigens bekamen die drey Söhne: Lienhard die Feste Aichach, sammt ihrem Burgfrieden und allem Zugehör; Michael erhielt Trostburg, und ward Stammherr der noch blühenden gräflich Wolkenstein-Trostburgischen Linie; Oswald, dessen thatenvolles Leben darzustellen, der Endzweck dieses kleinen Aufsatzes ist, saß auf Kastelruth und Hauenstein.

Allerdings ist es schwer von den ersten Jugendjahren, dem Keime des ganzen nachherigen Lebens merkwürdiger Männer, sichere Kunde zu geben, aber leichter, als jetzt, kann man in jenem Zeitalter davon sprechen, wo die Eindrücke stärker und weniger wechselnd waren; wo dafür, daß man zu nichts genöthiget werden konnte, was nicht Gesetze oder friedliche Übereinkunft gebothen, ein seltenes Hochgefühl machte; wo der Enkel am Grabsteine des Ahnherrn, von seinem Schatten segnend umwehet, und von den Schauern der Vorwelt ergriffen, auf die von Altvordern eroberten Banner schwur, zu werden, wie sie gewesen sind!

Der Krieg zu Ernst oder Schimpf, Kunden oder Gesänge von Schlachten, die Jagd, füllten die Stunden der Junkherren selbiger Zeit. Die Mähre von der Sempacher Schlacht, wo der Kern des Adels von Tyrol, Herzog Leopold dem Frommen zur Seite, für Habsburgische Stammrechte nach ritterlicher Gegenwehr umkam, fiel in Oswalds Kinderjahre; allent-

halben zeigte sich Gährung und Unruhe. Lang hatte jeder Deutsche Edle sich als freyen Mann betrachten dürfen, unterthan seinem Kaiser; dem Herzoge nur, wenn der Heerbann ihn rief; dem Grafen, so er eine Streitsache führte. Diese Reichsstände erhoben sich allmählich als Mittelmacht, Territorialhoheit wurde nun, als Nahme und Sache, bekannt. Darum fällt in dieselben Zeiten der Ritteraufruhr wider Friedrich von Zollern in der Markbrandenburg; die Walseeische Fehde in Österreich; die blutigen Händel, so Kaspar der Törringer an der Spitze bayerischer Ritterschaft gegen Herzog Heinrich zu Landshut ausfocht.

Der Krieg, so die Appenzeller gegen ihren harten Zwingerherrn, Cuno von Stauffen, zu St. Gallen Abt, glücklich vollbrachten; die Vortheile, welche sie wider Ritter und Edle am Stoß, am Hauptlisberg, an der Wolfsholde erstritten, brachten gar sonderliche Bewegung unter die Landleute am Inn und an der Etsch. Bald war nur eine Stimme unter ihnen, alle wollten Appenzeller seyn *)!

Diesem Unfuge zu steuern verband sich der tyrolische Landadel. Sein Bund hieß der Elephantenbund mit St. Georgens Schild verbrüdert; 49 Reitersiegel bekräftigten den Brief (darunter waren die Michael, Lienhard und Oswald von Wolkenstein). Bischof Ulrich von Brixen, Graf Ulrich zu Matsch, Peter von

---

*) Herrn Hofraths, Johannes von Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft.

Spauer, und Hanns von Freundsberg waren die Hauptleute des Zuges *).

Die Appenzeller, so bey Landeck und hernach bey Imst des Herzogs Söldner obgelegen, zogen sich zurück, eigenen Herd zu vertheidigen.

Oswald, begierig die Welt zu sehen außer den Alpenthälern seiner Heimath, trat in K. Sigismunds Dienste, und ward dessen Rath. England, Frankreich, Castilien, Arragon, Italien betrat er, theils in Sendungsgewerben verschiedener Art, theils mit dem Kaiser, zu heben die dreyfache Spaltung, welche seitdem der päbstliche Sitz zu Avignon war, die Christenheit theilte. Früher (fast lassen Familienschriften und Umstände mich vermuthen, es sey 1395 mit Herzog Albrecht IV. geschehen) besuchte er das heilige Land, und die Küste von Nordafrika.

Die Kirchenversammlung zu Constanz begann; Oswald war in des Kaisers Hofstaat.

Friedrich von Österreich, Herr von Tyrol, ein junger Fürst, hohen Sinnes, tapfer, edelstolz und unternehmend, hatte Johann XXIII. zuvörderst bewogen, das Concilium zu besuchen, und ihm mit Wort und Ehre dafür gebürgt. Bald drohete dem Pabste Gefahr, seine Würde zu verlieren, und, wenn er dieselbe nicht verzichtete, auch seine Freyheit. Da ermahnt er den Herzog Friedrich seines fürstlichen Wortes, ihn von dannen zu führen; und Friedrich hielt es, und brachte ihn nach Schaffhausen, wäh-

---

*) Burglechner Urkunde.

rend er die Aufmerksamkeit der neugierigen Menge auf das Turney richtete, so er mit des Kaisers Schwager, Grafen Ulrich von Cilley (21. März 1415) that.

Durch des Pabstes Flucht glaubte man die Hyder der Kirchenspaltung neuerdings gestärkt. Allgemeiner Grimm erwachte gegen Herzog Friedrich, so dazu behülflich gewesen: Reichsacht und Bannfluch zeigen wider ihn; seine Länder würden Preis gegeben.

Alte Freunde und Fehdegesellen *) waren die ersten, so dem unglücklichen Herzoge absagten; 400 Städte, Grafen, Ritter und Edle thaten sich feindlich wider ihn zusammen, als die Eidgenossen. Von den innern Landen sah er sein Betragen gemißdeutet; seiner Freunde Treue durch den Brand ihrer Stammschlösser belohnt **); den Aargau, Habsburg mit ihm von den Bernern erobert.

In Tyrol gerieth über diesen Umfall Friedrichs und des geliebten Fürstenhauses alles in Bewegung. Zwar hatte er manche von Adel gegen sich aufgeregt. Darunter war der Erbhofmeister, Heinrich von Rottenburg, durch strafbares Verständniß mit den Herzogen aus Bayern, und öffentliche Gewalt an Rudolph von Bellinzon und an der Bürgerschaft zu Tirol, Friedrichen um Hab und Gut verfallen, und Güter und Schlösser gestraft; wobey das Witthum seiner ehelichen Hausfrau, einer von Lupfen, und seiner einzigen Tochter Theil nicht gesondert worden,

*) Urkunden, Burglechner, Müller.
**) Hollwyl u. a. m.

nach gemeinen und Landesrecht. Hannsen und Wilhelm von Lichtenstein hatte er in ihrer Burg zu Karneid gefangen, und ihr Schloß Haselburg nieder geworfen; nur die Bürgschaft, so Oswald von Wolkenstein er dem Herzoge that mit 600 Dukaten, befreyte seinen Vetter, Hannsen von Villianders, Hauptmann zu Bruneck, aus der Haft aus dem Schlosse Tyrol. Dennoch hielt der Landadel fest auf seinen Fürsten von Oesterreich, wohl wissend, nur im Besitze dieses mächtigen Hauses könne Tyrol dem Geschicke entgehen, der Zankapfel aller Gewaltigen zu seyn, an der Gränze von Wälschland und Deutschland.

Minder hatte der freye Sinn des Herzogs den Pröbsten und Äbten gemundet. Prälaten und Rittern gefiel das biedere fromme Wesen Herzogs Ernst in Steyer; aber an Friedrich hingen mit Freundeswärme und Vaterliebe des Lehrers Heinrich, Probst in der Neustift bey Brixen, Johann Pustula, Abt zu Stams.

Mit sonderlicher Vorliebe hatte Friedrich die Städte geehrt, Innungen und zünftige Gewerbe beschützt, den Handel vor übermüthigen Zwingherren und Schnapphähnen beschirmt, dem Fleiße der Bauern gelohnt. Darum, als der Adel zwischen beyden Brüdern unschlüssig wankte, und die Prälaten sich einen andächtigen Herrn wünschten, hielten Bürger und Bauern unwandelbar bey ihm aus.

Also schwuren auch die Städte an der Donau: Chingen, Riedlingen, Munderkingen, Waldsee, Sulgau, Mengen, und die auf dem Walde: Lauffenburg, Villingen, Waldshut, Rheinfelden, treuher-

zig bey dem Hause Habsburg zu bleiben in Noth und Tod ꝛc. und ein mannhaftes Volk biederer Hirten that sich auf dem Schwarzwalde für Friedrich zusammen. Des Herzogs Kammermeister, Ulrich von Weißbriach (neben den von Müllinen sein vornehmster Liebling) besetzte, einverständlich mit dem Abte zu Stams, mehrere Burgen in Obervinschgau und Innthal für ihn, und bewahrte den Eingang zu andern.

Da sich aber Herzog Friedrich vor dem Kaiser der Weise erniedriget, daß er alle seine Länder und Leute ihrer Pflichten gegen ihn ledig gelassen, an Kaiser und Reich verwiesen, und in halb ehrlicher Haft zu Constanz verblieben; so kamen kaiserliche Machtbothen in das Gebirge, und forderten den Eid der Treue für Sigismund.

Nun galt es nur Eine Stimme im Lande am Inn, an der Etsch und am Eisack, nicht zu weichen von Österreich in der Gefahr, die milde Herrschaft dieses Hauses vorzuziehen der Reichsfreyheit, des Kaisers Gesandte hart abzuweisen, und ihn aufzufordern, Tyrol mit Waffengewalt zu gewinnen. Oswald von Wolkenstein verließ Sigismunds Dienst, als er seinen unversöhnlichen Haß gegen Friedrich erkannte; warnend eilte er zu seinen Landsleuten, und beschwor sie sich zu erinnern, was Herzog Rudolph für sie gethan; wie Herzog Leopold bey Sempach noch in seinen letzten Augenblicken daran dachte, das sinkende Banner und mit ihm die Ehre Tyrols zu retten, wie mannlich selbst Herzog Friedrich

sie geschirmt, und unverdrossen für die Aufnahme des Landes gewacht habe. Sey er auch jetzt vom Kummer nieder gedrückt, in kleinlicher Unthätigkeit zu Constanz, und verzweifle laut seiner brieflichen Verzicht, an der Treue seiner Völker! so übrige dennoch Herzog Ernst, der das Land für seinen Bruder bewahre, wenn im Norden die Bayern um sich griffen, und den Süd, der von Mayland überziehen wollte.

Wolkenstein siegte durch die Salbung seiner Rede, von alter Treue durchglüht und auf unvergessene Wohlthaten edler Fürsten gegründet.

Herzog Ernst hielt sich zu Wien auf, wo er über den unmündigen Neffen, Albrecht, Vormundschaftspflicht übte. Da kam ihm von der Landschaft Tyrol das Gewerbe, sie zu erhalten bey Österreich, und für seinen Bruder zu bewahren, bis er mit dem Kaiser und den Vätern der Kirchenversammlung sich geföhnt hätte, und die vielfältigen Klagen, so dort wieder ihn Gehör fänden, geschlichtet.

Ernst folgte dem Ruf, und ordnete zuvörderst noch in Gratz die innern Lande; erschien dann mit Macht in Tyrol, hielt (1415) am Samstag vor St. Johann zur Sonnenwende in der Stadt Botzen einen Landtag, und bestätigte den Prälaten, Edlen, Städten und Gemeinden alle althergebrachten Freyheiten des Landes.

Lange Jahre wären unter den Brüdern Friedrich und Ernst in Hader und Unwille verflossen von wegen der Vormundschaft, so über Friedrich,

als den jüngsten Sohn Herzogs Leopold, Ernst gar gewaltsam und unfreundlich verwaltet; auch zielte gegenwärtig sein Sinn nicht auf des Bruders Wiedereinsetzung, sondern Tyrol und die Vorlande für sich und sein Söhnlein Friedrich, den ihm Limburg von Nassau, seine Gemahlinn (15. Sept. 1415) zu Inspruck gebar, zu erwerben. Darum, als Herzog Friedrich versuchte, des Kaisers und der Kirchenväter Sinn zu gewinnen, verboth Ernst dem Grafen von Thierstein, und Peter von Spauer, selber Zeit Hauptleuten zu Trient, durch Brief und Machtsiegel (Hall im Innthal am St. Dorotheentag 1416) seines Bruders Schätze verabfolgen zu lassen.

Nach so vielen Unfällen, von undankbaren Freunden und treubrüchigen Vasallen befehdet, von seinem eigenen Bruder um Land und Leute gebracht, wendete sich Friedrich an die Herzen seines Volkes. Nur von drey Getreuen begleitet, verließ er seine schmachvolle Herberge zu Constanz, ritt nach Feldkirch, und von dort über den Arlen ins Stanzerthal. In bäuerischer Tracht besuchte er die Höfe und Alpenhütten, nahm zufrieden, was die herzliche Gastfreyheit ihm darboth, forschte um Mähre von Herzogs Ernst Beginnen, und was das Volk über seine Verfolgung gedenke.

Aller Orten fand er mit Rührung seine hochsinnigen Ahnherrn geehret; im Andenken jene besseren Tage, welche das Land durch die ersten Jahre seiner Regierung genossen hatte, und Furcht vor Herzog Ernst unbiegsamen Sinne und den Freyheiten, so er

Adel und Prälaten einräumen würde, zu Schaden der Minderen.

Im oberen Innthale, an den Gränzscheiden verschiedener Thalgemeinden, liegt Landeck. Die Feste Wiesberg, vorhin des Rottburgers, hielt der von Weißbriach für den Herzog besetzt; Berneck war dessen von Müllinen. Immer hat man einen seltenen Geist der Eintracht und festen Muthes in dieser Gegend gefunden. Vor hundert Jahren endete hier das Glück der bayerisch-französischen Waffen, kein Mann entkam der gereitzten Wuth des Bauers. Damahls hatte der Graf von Tockenburg vorzüglich Landeck ins Auge gefaßt. Der Herzog eilte, dasselbe zu stärken, und gab sich dort zu erkennen. So lebhaft erwachten in den biederen Älplern Treue und Dankbarkeit, daß Ernst (Botzen am Freytag nach Sanct Johann um Sonnewende 1416) sie mit freysamlicher Bedrohung ermahnte, still zu liegen in dem Zwist, so unter ihm und seinem Bruder obwalte.

Bischof Ulrich zu Brixen, ehedem Herzog Leopold des Hoffärtigen Kanzler, beredete sich in dieser Noth mit Oswald von Wolkenstein über das zerrüttete Vaterland, und wie man retten möge und mitteln.

Am Mittich nach heiligen Kreuztag Inventionis 1417 schwuren zu Brixen Bischof Ulrich für sich und sein Gotteshaus, und Peter von Spauer, Hauptmann an der Etsch und des Bisthums zu Trient, und die ganze Landschaft, Herren, Ritter und Knechte, Städte, Gerichte, Märkte und Thäler: daß sie mit

billiger Bedächtlichkeit, aber ganzer Treue und Unterthänigkeit gegen ihre Herrschaft dazu thun wollten, jedweden, so in dieser Zeit das Land feindlich überzöge, zu strafen, und zu heben den Zwiespalt beyder Herzog Gebrüder, die wegen der Geschichten, so leider von ihres gnädigen Herrn Friedrich verlaufen, nicht gänzlich noch gründlich vereinigt seyn.

Auch wurden fünf Bundeshauptleute erkieset: Bischof Ulrich von Brixen über seine Städte, Gericht und Thäler; Peter von Spauer für Trient und Nons; Ulrich von Starkenberg an der Etsch; über Innthall von der Finstermünz bis an die Eiler Hanns von Freudsberg, und Michael von Wolkenstein zu Trostburg am Eisack von der Holzbrücke bis gen Feigenstein, und wurden jedem Hauptmann zwey Räthe als Helfer geordnet, und der Bundesbrief mit vierzehn Siegeln bewahret.

Wohl erschien Oswald neben dem Bischof auf dem Bundestag, und förderte dieß mannlich wehrhafte Werk vor andern; dennoch war der Kluge weder unter Hauptleuten noch Räthen, eingehüllet in jenes glückliche Dunkel, das jedem genügt, der nach Thaten eifert, nicht nach Flitter.

Dieser Bund gefiel keinem der uneinigen Brüder. Friedrich gewahrte darin einen Eingriff in landesherrliche Rechte; Ernst ergrimmte höchlich, daß Ruhe und Eintracht — nicht die, Friedrich zuständige Herrschaft ihm in die Hände zu spielen — gemeiner Landschaft Absicht gewesen. Beyde harrten nur des

günstigen Augenblickes, jener vermeinter Empörer zu züchtigen; dieser betrogene Hoffnungen zu rächen.

Indessen erbarmte dieß Unwesen auch auswärtige Fürsten, Ludwig, Pfalzgrafen am Rhein, Friedrichs Schwager, Eberhard, Erzbischof zu Salzburg, dessen Nachbar.

Am Erchtag nach Sanct Thomastag 1416 kamen alle vorgenannte Fürsten zusammen auf dem Schlosse Kropfsberg, am Eingange des Zillerthales, wo bey dem Flusse gleiches Nahmens vor Alters die Grafschaft Tyrol aufhörte, und mit Rattenburg die bayerischen Landmarken anfingen.

Aller Unfriede und Unwille wurde hier gesühnt, die Erblande neu abgetheilet, die alten Hausverträge gefestet, Tyrol zufrieden gestellet, und jeder mannigliche versichert, keiner der Herzoge werde auf jemanden Groll werfen oder Feindschaft, um deßwillen, weil er seines Bruders gewesen.

Kaum war Herzog Friedrich wieder im Besitz seiner Lande; der Bischof zu Brixen, deß Weltmannsblick und List er fürchtete, gesühnt; der Graf von Tockenburg (wegen vervielfältigter Pfandschaft vom Kaiser auf Habsburgisches Eigen) zur friedlichen Übereinkunft gebracht; als er seinem Grimme den Zügel ließ wider die Edlen, so er seinen Absichten zuwider glaubte. Also zerbrach er Rotund im Münsterthale, die Burg Heinrichs von Schlandersberg; brannte die Edelsitze Oswald von Wolkenstein aus, und belagerte ihn sammt seinen Brüdern, Michael und Lienhard in Greifenstein.

Greifenstein, eine trutzige Burg hohen und festen Baues, auf einem abgesonderten Felsen ob Terlan aus den Wolken hervorragend, gab vor dem einer eigenen Linie der Grafen von Eppau Wohnsitz und Nahmen; später trug sie manches ehrbare Geschlecht von dem Hochstifte Trient zu Kunkellehen.

Mit Söldnern rüstiger Art und dem zahlreichen Aufgeboth aus dem Burggrafenamt und Vinschgau setzte Herzog Friedrich hart und lebhaft Oswalden zu, ob dessen Klugheit und freymüthigem Sinn ihm bangte; jedoch vergeblich. Der Blüden, Schläudern und Böcke spottete der Felsen; der wilden Hitze und offenen Gewalt seiner Gegner Oswalds felsenähnlicher Muth.

Bey einem Hauptsturme, den er zurück wies, beraubte ein Pfeil ihn des rechten Auges. Friedrich wich — und nahm die Belagerten zu Gnaden auf.

Zum zweyten Mahl erging die Acht über den Herzog. Der Bischof Georg von Trient nahm Stenico, Roccabrun und Judicarien gewaltsam hinweg; im Mons fielen ihm viele bey, Feldkirch und Wollgau der Tockenburger; Sigismund bereitete sich mit Heeresmacht zum Zug an die Etsch. Für sechs und dreyßig tausend ungarische Ducaten mußte Herzog Friedrich das halbe Land an seinen Vetter Albrecht verpfänden. Zwar versprach ihm nun Herzog Ernst den thätigsten Beystand; aber er ließ sich diese Hülfe theuer bezahlen, und borgte sechs tausend gute Ducaten von Conrad dem Oeder, Zollner zu Lung, und forderte Antheil an den Salzabgaben zu Hall und

Innthale. Alles dieß gewärtigte Oswald auf seinen wieder errungenen Burgen in Ruhe, zurückgezogen in sich, wo Parteyung und Streit über Vortheile der Einzelnen weder Nutzen noch Ehre hoffen ließen.

Es war am großen Tage, als Friedrich nach mannichfaltigen Drangsalen von Reich und Kirche wieder aufgenommen ward (12. May 1418), daß unter den Bedingungen des Friedens der Kaiser, die versammelten Fürsten und Väter verordneten: „Was Oswalden von Wolkenstein abgenommen, zerbrochen oder ausgebrannt worden, soll wieder erstattet und aufgebauet werden ohne Gefährde.“

Im folgenden Jahre zog Oswald mit Heinrich von Schlandersberg und einem zahlreichen Gefolge wider die Hussiten nach Böhmen, und wurde in der Königsfeste Wissehrod unter Johann Wissendera von Bozkowecz von den Pragern und Orebiten hart belagert. Alle Schrecken der Hungersnoth und des Mangels kamen über sie, bis zum 2. November 1420, wo (nachdem Kaiser Sigismund Tages zuvor den Entsatz versucht und eine schwere Niederlage erlitten hat) das Schloß an die Befehlshaber der Hussiten, Krussina, Bozko und Huß sich ergab, hatte Oswald mit seinen Kumpanen zwey und siebzig Pferde aufgezehrt.

Von nun an lebte Oswald den Herbst seines Lebens in weiser Stille. Hauenstein, wozu er noch Kastelruth erwarb, bewohnte er am liebsten; nahe bey Michael, seinem Bruder in Trostburg, sonderte ihn der abgelegene Wohnsitz von Menschen, die ihn oft verkannten; dichte Wälder rings umher, den blauen

Himmel über sich, hatte er stets, was ihn ergetzen konnte in heitern Tagen, und ihn aufrichten, wenn die Erinnerung unverdienter Leiden herein brach.

Hier dachte er an Verbesserung des Kriegshandwerkes, der noch so unvollkommenen Schleuder- und Wurfmaschinen, der Schaarkunst, und wie gewaltige Änderung durch Donner- und Hackenbüchsen und vor allen durch das Pulver entstehen müssen, persönlicher Tapferkeit und Gewandtheit zum Trutz.

Hier besang er einfach und rührend Gegenstände der schönen Natur, Leiden und Freuden der Miene, insonders mit der schönen Königinn aus Arragonien, die ihn zum werthen Andenken mit einer goldenen Kette und dem Kannen- und Greifenorden geschmückt hatte. Überall athmet hoher Geist der Ritterzeiten, und man erkennet, daß Oswald die Länder durchzog, wo der Troubadours und Minstrels Klagetöne erscholen, und die Liebe ihr eigenes Tribunal fand.

Zwey Foliobände von Oswalds Liedern sind auf uns übergegangen. Einer davon befindet sich von dem unvergeßlichen Denis recensirt, in der k. k. Hof-Bibliothek zu Wien; einen zweyten vollständigern besitzet der öffentliche Büchersaal in Innsbruck durch die Güte des Tyroler Landmiliz-Majors Grafen Wenzel von Wolkenstein-Rodeneck.

Dunkle Gefühle zu entwickeln, unnennbaren Regungen Sprache zu geben, ist die Sache der Musik. Auch mit ihr war Oswald vertraut; ihrer Ausführung übergab er seine Gesänge, und durch dieß neue Talent, erhält der Nachlaß seiner, mit Notenzeichen

versehenen Lieder classischen Werth für die musikalische Literatur.

Oswald, (das edlere Vorbild Götzens von Berlichingen und Franzens von Sickingen ihnen gleich an Waffengewandtheit, und Kriegsruhm, aber größer, denn sie, an Stärke und Seele, Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung, starb am 2. Aug. 1445, 78 Jahr alt. Seine Gemahlinnen waren: Anna, Gräfinn zu Hohenems und Margaretha von Schwangau.

Jacob Sieberer.

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und hohlt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein anders mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben;
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt. — Wir stehen vor unser Land,
Wir steh'n vor uns're Weiber, unsre Kinder.

Schiller.

Jacob Sieberer.

Traurig pilgert oft der Alpenbewohner an den colossalischen Spuren der Erde-Revolutionen in seinem Felsenrunde vorüber. Betrachtend hängt sein Blick an eingesunkenen Hügeln, geborstenen Klippen, und neu entstandenen Schluchten, aus welchen tosend ein bis dahin fremder Waldstrom sich wälzt. Staunend hebt er sich zum Granitfelsen empor, der mit immer gleicher Majestät der Hinfälligkeit trotzt, und sein Schnee bekränztes Haupt in die Wolken hüllt. — Dunkel ahndet er in diesem Grause der Zerstörung die Ähnlichkeit der Körper- und Geisterwelt!

Egoismus und Apathie, die eigenthümlichen Krankheiten unsers Jahrzehndes, biethen dem Forscherauge des Psychologen kein tröstlicheres Schauspiel dar. Der gänzliche Verfall aller Selbstständigkeit und Thatkraft kann ihm nicht entgehen. Verhältnisse ändern die Denkart der Menschen mit dem Wechsel des Mondes — Aufopferung gilt den meisten für Thorheit — die Wenigsten haben noch einen Sinn für Horazens erhabenes: Pro patria et caris amicis perire non timidus!

Daher ist es für den Seelenbeobachter ein wohlthätiger Ruhepunct, von dem Schauplatze der Weltbegebenheiten, wo kleinliche Intriguen über Millionen würfeln, und ein Proteus für klug und groß gilt, hinweg, in ein stilles Gebirgsthal zu eilen — in die Zufluchtsstätte des Biedersinnes. Hier wohnt noch Nationalgeist; die Söhne dieser Felsen fühlen noch warm für ihre Landesväter, sie besitzen noch Einfalt der Sitten, Unschuld des Verstandes und des Herzens; sie wissen zu sterben für Fürsten, die sie lieben, für eine Verfassung, die sie beglückt, einer wie alle, und alle wie einer! — Wir sind es uns selbst schuldig, mit ihnen bekannt zu werden: Es trete denn einer aus ihnen hervor!

Jacob Sieberer wurde am 14. July 1766 in dem rauhen Thale Thiersee, an der bayerschen Gränze, im Landgerichte Kufstein, Kreise Unterinnthal, geboren. Seine Vorältern zeichneten sich unter den übrigen Bauern der Gegend durch Kopf und Biedersinn aus, jeder hohlte gern bey ihnen Rath und That; unsere Fürsten gaben dem redlichen Geschlechte einen Wappenbrief, und den Vorzug der Siegelmäßigkeit.

Jacob Sieberers Jugend war der Bildung seines Geistes und häuslicher Beschäftigung gewidmet. Er wurde Meßner und hielt die Schule des Ortes.

Der französische Revolutionskrieg, die ungeheuern Fortschritte ihrer Armeen, die sclavische Huldigung der Dummen, welche alles nach dem Erfolge beurtheilen, der Kraftgenies, die so gern die Welt regieren möchten, wie die Journale, flößen zwar eine tiefe

Menschenverachtung ein; aber sie haben auch manche männliche Seele bestimmt, das Resultat wohlerwogener Grundsätze fest und laut zu bekennen, indessen die, leider! allzu sehr verfeinerten Menschenbeglücker schwiegen, und tief anbetheten, was immer die Glücklichen im Übermuthe beständiger Siege verübten.

Sieberer war einer der ersten dabey, als Tyrol bey Bonaparte's Andringen im Frühjahre 1796 die Waffen ergriff. Die Lombardie war gefallen; der Tag von Lodi vorüber (so nöthig in Bonaparte's Lorbeer, als die Mollwitzer Schlacht zu Friedrichs Kriegsruhm); Italien, an fremden Zepter gewöhnt, huldigte. Umsonst hatte man auf Krieg geprüfte Heere, auf zahlreiche Festen, auf die kraftvolle Mitwirkung verbündeter Fürsten gehoft. Der Tyroler hofte auf Gott, sein Herz, und seinen Kaiser — nicht umsonst!

Doch, wir wollen, ehe wir zur Erzählung der Thaten Sieberers übergehen, zuvor einige Blicke auf den Masseaufstand der Tyroler gegen die Franzosen im Jahre 1797 werfen.

Alle schönen Hoffnungen und sehnsuchtsvollen Wünsche des Patrioten für den Sieg der gerechten Sache, für die Befreyung des Vaterlandes — am Schluße des drangvollen Jahres 1796 — wurden durch einen einzigen Unglücksfall, (die Entscheidungsschlacht bey Rivoli am 12. Januar 1797), empfindlich getäuschet.

Der eben so viel umfassende als gut berechnete österreichische Angriffsplan ließ mit Grund erwarten, daß das, von den fränkischen Heeren im vorigen In-

vasions-Feldzuge gefesselte Kriegsglück sich auch für jenen Theil entscheiden würde, bey dem sich mit unverdrossenem Ausharren und anerkannter Tapferkeit die stählende Überzeugung paarte, nicht für die eroberungssüchtige Laune eines Despoten, sondern um einen ehrenvoll und dauerhaften Frieden zu kämpfen, welche herabwürdigende Forderungen unmäßiger Sieger bis hierher unmöglich machten.

Schon hatte F. M. L. Provera die Division Augereau bey Legnago zurück gedrückt, und sich mit dem geängstigten Mantua in Verbindung gesetzt, schon waren die wichtigsten Puncte des Monte Baldo, trotz unübersteiglich scheinender Hindernisse, von den tapferen k. k. Truppen genommen, Bonaparte's Lager die bedrohteste — als mit einem Mahle die Vorliebe des Glückes für diesen kühnen und glücklichen Feldherrn wieder erwachte, das Hauptcorps des F. Z. M. Baron Alvinzi sich mit beträchtlicher Einbuße in das Etschthal zurück zu ziehen, und die Colonne des F. M. L. Provera nach einer verzweifelten Gegenwehr zu capituliren genöthiget wurde.

Nun zog sich der größte Theil der k. k. Armee in angestrengten Eilmärschen durch das Pusterthal, zu Deckung der inner-österreichischen Erblande, nach Kärnthen; ein Corps von 3 bis 4000 Mann, unter dem Generalmajor Baron Liptay, blieb zur Deckung Tyrols zurück. Unter ihm commandirte Baron Laudon den rechten, General Vucassovich den linken Flügel, der k. k. Oberstlieutenant Freyherr von Baltenser von Neugebauerischen Landregimente die Vertheidigungs-

mannschaft, zu deren eiliger und beträchtlicher Verstärkung, bey so sehr geschmolzenen militärischen Kräften, der Commandirende eben so dringend, als mit erwünschtem Erfolge aufgefordert hatte.

Die Feinde benutzten indessen die errungenen Siege mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit. Die Division Joubert drang in Tyrol vor, machte sich am 28. Januar 1797 von Riva und Arco Meister, besetzten am 29. Roveredo, und zog am 30. in Trient ein, worauf die leichte Halbbrigade des Generals Vial sich in Lavis und am linken Ufer des Avisflusses fest setzte.

In dieser Lage kamen am 6. Februar des Erzherzoges Carl königl. Hoheit, nach dem Falle der Brückenköpfe von Hüningen und Kehl, zu Innsbruck an, um den Oberbefehl der k. k. italiänischen Armee zu übernehmen.

Wäre es möglich gewesen, dem Gemeinsinne, der Vaterlandsliebe des Tyrolers noch einen höhern Schwung zu geben, den Enthusiasmus dieses biedern Volkes für das durchlauchtigste Erzhaus noch mehr zu entglühen; so geschah es in dem Augenblicke, da dieser angebethete Fürst — an Geburt und Handlungsweise dem Thron so nahe, durch eine Reihe der wichtigsten Siege als Feldherr bewährt — sich der jubelnden Menge zeigte! In Brixen besprach er sich mit General Vucassovich über die Kriegslage im südlichen Tyrol, über die zweckmäßigsten Mittel zu dessen kraftvollsten Behauptung. In wenigen Tagen trafen mehrere Bataillons von der Rheinarmee zu Verstär-

kung ein, und der F. M. L. Freyherr von Kerpen übernahm das Commando.

Mantua, welches der graue Wurmser so standhaft vertheidigt hatte, war (am 2. Febr. 1797) gefallen, der Feldzug gegen die päbstlichen Truppen durch eine einzige französische Division in wenigen Wochen geendiget, und (am 19. Febr. d. J.) der Friede zu Tolentino abgeschlossen; die feindliche Hauptmacht zog sich mächtig an dem Tagliamento zusammen. Bange Besorgnisse mußten in dem treuen Busen jedes Tyrolers für jenen Zeitpunct entstehen, wo das Vordringen der französischen Hauptarmee gegen Innerösterreich erlauben würde, ihre in dem colossalen Umkreise von Toblino, Trient, Lavis, Primolano, Feltre, Belluno und Conegliano zerstreute Heereskraft im Herzen der Monarchie zu vereinigen.

Verschiedene falsche Angriffe des Feindes auf den Cordon der k. k. Truppen und damit verbundenen Landesvertheidiger, welche vermuthlich die Absicht hatten, sich in die nähere Kenntniß der dortigen festen Stellung, und deren eigentliche Stärke zu setzen, wurden jedes Mahl durch standhafte Gegenwehr mit beträchtlichem Abbruche des Feindes zurück gewiesen.

Den lebhaftesten dieser Angriffe unternahm der Feind am 2. März 1797 auf die Abtheilung des Oberstlieutnants und Commendanten der slavonischen Gränzscharfschützen, David Ellin, auf dem Monte Corona und Geyerberge, welcher sich aber, ungeachtet des lebhaften in mehreren Colonen und mit über-

legener Macht gewagten Sturmlaufes, zu empfindlichstem Nachtheile des Feindes endigte.

Die Vertheidigungs-Compagnien von Innsbruck, Rattenberg und Steinach haben sich hierbey ganz besonders ausgezeichnet.

Bald hernach (am 16. März 1797) erzwang die übermächtige französische Armee den Übergang über den Tagliamento; die Division Massena drang bis an jene berühmten Gebirg-Engen vor, welche der Schlüssel von Kärnthen sind, und General Bernadotte nahm (am 19. März) Gradisca und Görz, mit einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen, hinweg. Von diesen wichtigen Vortheilen seiner Waffenbrüder unterrichtet schritt General Joubert zur Ausführung der schon lange vorbereiteten combinirten Manövres. Am 20. März 1797 beginnt auf allen Puncten unserer Truppenkette ein gleichzeitiger, ungewöhnlich heftiger Angriff. Fruchtlos stürmten die Feinde den ganzen Tag auf den rechten Flügel und den Mittelpunct des k. k. Corps d'Armee; die ausgezeichnete Beharrlichkeit des Militärs und der Landestruppen machten alle Angriffe vergeblich. Einen glücklichern Ausgang für sie nahm jedoch das blutige Treffen auf dem linken Flügel im Fleimser Thale. Der tapfere Oberstlieutenant Ellin blieb todt auf dem Platze, die Bataillons der Majore Dossen und Lezzeny wurden nach einem zehnstündigen Widerstande theils versprengt, theils vom Feinde coupirt, der Landesschützen-Commandant Felix von Riccabona mit seiner von beständigen Vorpostengefechten und Krankheiten

geschwächten Division gefangen; nur mit genauer Noth, und mit Hülfe ihrer sichern Lokalkenntniß retteten sich die übrigen Abtheilungen der Defensions-Mannschaft über die steilen, und in dieser Jahrszeit mit tiefen Schnee und Eis bedeckten Gebirge von Fassa nach Pusterthal. Indessen erkämpfte der an Anzahl beträchtlich überlegene Feind auch auf unserm Centrum vorwärts Salurn, ansehnliche Vortheile. Die dominirenden Puncte von Monte Corona, Geyerberg und Focdo wurden nach einem wüthenden Gefechte, das von Tagesanbruch bis nach fünf Uhr Abends dauerte, genommen, der brave Major Milloradovich von Jellachich verwundet, die Batallions von Giulay, Lattermann und Stuart litten vorzüglich; der durch Muth und Standhaftigkeit besonders ausgezeichnete Schützenmajor, Graf von Khuen, wurde mit dem größten Theile der Vertheidigungsmannschaft von Innsbruck und Rattenberg unter dem wackern Hauptmann Graß und Spath gefangen, Kerpen zog sich über Neumark gegen Botzen zurück, und die Franzosen rückten am 22. März früh in Salurn ein. Noch am nähmlichen Tage machte sich General Vial Meister der aus Versehen nicht abgetragenen Brücke zu Neumarkt in der Absicht den General Laudon, der mit einem Theile des rechten Flügels von Deutschmetz zurück zog, in den Rücken zu fallen. Ungeachtet des hitzigen feindlichen Andringens gegen Kurtasch nnd Tramin, ungeachtet General Dumas an der Spitze einer zahlreichen feindlichen Cavallerie herbey gestürzt

kam, deckte eine Abtheilung Stabsdragoner den Rückzug mit solcher Bravour, daß die Reste der Laudonischen Corps mit unbedeutendem Verluste theils über die Gebirgwege des Val di Non, theils über Terlon zeitlich genug anlangten, um sich bey Thöll und Meran aufzustellen, Vinschgau zu decken, und die Ankunft des Masse-Aufgebothes erwarten zu können.

F. M. L. Kerpen suchte neuerdings in der Gegend von Klausen jene Vortheile mit Muth und Standhaftigkeit zu nutzen, die ihm das chicanöse Terrain der Gegend über den andrängenden Feind darboth. Mit ausgezeichneter Entschlossenheit setzte sich hier ein Bataillon von Jordis dem Feinde entgegen, tapfer deckten die Compagnien von Innsbruck unter den Hauptleuten Graf Taxis und Brenner dessen Flanke; allein zwey feindliche Halbbrigaden, vom Obergeneral Joubert, nachdem sie öfters zurückgeschlagen wurden, persönlich angeführt, und mit dem Säbel ins Feuer getrieben, bewirkten den Rückzug derselben in die Gegend von Brixen, wo der F. M. L. von Kerpen sich neuerdings aufstellte, um vermittelst der Besetzung von Mühlbach zugleich die Communication mit Pusterthal zu erhalten. Da aber das unter dem F. M. L. Grafen von Sporck daselbst gestandene Corps den Befehl erhielt, sich über die rauhen Tauerngebirge eiligst an die Hauptmee anzuschließen; da General Massena den Hauptpaß Ponteba, General Guieux die Flitscherklause weggenommen hatten, und dadurch trotz der übermensch-

lichen Anstrengung des Erzherzogs Carls, der dieses einzige Mahl der bleyernen Unmöglichkeit wich, trotz der muthigen Gegenwehr des F. M. L. Gontrocul bey Torvis, Kärnthen, und die sich daselbst öffnende Communication nach Tyrol dem Feinde offen stand! so war es höchst gefährlich, mit diesem geschmolzenen Corps eine so gedehnte Position behaupten zu wollen. F. M. L. Kerpen zog sich daher nach Mittewald, und dann in das verschanzte Lager bey Sterzing in beßter Ordnung zurück.

Durch diese Reihe widriger Ereignisse befand sich nunmehr der ganze südliche Landestheil in den Händen Rache dürstender Feinde. Die zu Botzen bestandene südliche Schutzdeputation wurde dadurch ihres Wirkungskreises beraubt, und nach so vielen rühmlichen Anstrengungen genöthiget, ihren Sitz inzwischen nach Sterzing zurückzuverlegen. In jedem Wechsel des Kriegsglückes mit gleichem Patriotismus und beharrlichem Sinne beseelt, ermahnte dieselbe am Tage des erzwungenen Scheidens die Städte und Gerichte ihres Bezirks in einem rührenden Aufrufe (am 21. März 1797) zur unverbrüchlichen Beobachtung ihrer heiligen Pflichten gegen Fürsten und Vaterland.

Nur im Kampfe bewährt sich unzweydeutige Tugend, und wo Gefahr ist, ist Ruhm! diesen Kernspruch der Vorzeit bestätigten in jenen Augenblicken die Tyroler, von jeher den Grundsätzen ihrer Vorältern getreu, im vollsten Maße. Der k. k. bevollmächtigte Hofcommissär Reichsgraf von und zu Lehrbach, mit dem Herrn Landesgouverneur Grafen von Bissin-

gen vereint, both in dieser Lage der Dinge (24. März 1797) die Landsturmmasse des nördlichen Tyrols mit der ihm eigenen Stärke auf, traf zur Bewaffnung, Verpflegung und schleunigsten Vorrückung der Masse-mannschaft die zweckmäßigsten Anstalten, und erfuhr sehr bald den erwünschten Erfolg seiner klugen Einleitungen.

Haufenweise strömte das Volk, Jünglinge und Greise, Männer und Weiber, den in der Gegend von Sterzing sowohl, als in Vinschgau postirten k. k. Truppen zu. In der Hauptstadt Innsbruck wurde eine reichliche Sammlung von Lebensmittel, als freywilliger Kriegsbeytrag für die Nothleidenden Landesvertheidiger veranstaltet. Allenthalben war nur eine Stimme: Für Glauben, Kaiser und Vaterland zu siegen, oder zu sterben! allenthalben wurde nur ein Geist, ein Wille bemerkbar, und diese ruhmwürdige Einigkeit entschied die Vaterlandsrettung.

Welches edle Vertrauen auf die biedern und ausharrenden Gesinnungen unserer Nation; an Kaiser, Verfassung und Vaterland, von Seite des Tyrolers, setzte nicht dieser Entschluß zur allgemeinen Bewaffnung aller Volksclassen, welche an Bildung, Sitten und Interesse so sehr von einander unterschieden, diese plötzliche Lösung mancher verjährten Bande, diese Reibung wechselseitiger Vor- und Nachtheile voraus! und wie schön wurde dieses Vertrauen gerechtfertiget!

Die getreue Darstellung des Erfolges wird dieses unwiderleglich erweisen.

Von Stunde zu Stunde wurde das tapfere aber

an der Zahl so beträchtlich geschmolzene k. k. Corps d'Armee mit Landesvertheidigern aus allen Gegenden verstärket; die Bewaffnung und Verproviantirung derselben von den in Sterzing und dem Oberinnthale aufgestellt gewesenen Commissionen (wobey den Verdiensten des Landeshauptmannschafts-Verwalters Grafen von Welsberg ausgezeichnetes Lob gebühret) rastlos besorget; die gute Stimmung, und der in dieser kritischen Zeit so wesentliche Geist der Ordnung erhalten, hierdurch aber auch für den Erfolg des entscheidenden Tages eben so klug, als kraftvoll vorgearbeitet.

Der Feind, dem die Erhebung aller waffenfähigen Mannschaft in Masse nur gar zu wohl bewußt, seine Lage in unbekannten Schluchten ohne Wegweiser, und mit stets unterbrochenem Depeschenlaufe höchst peinlich war, unternahm am 19. März noch einen Versuch, die in der Fronte beynahe unangreifbare Position von Sterzing auf der linken Flanke zu drücken, und die Beharrlichkeit der von den vorigen Gefechten und Unbilden der Jahreszeit und Witterung äußerst abgematteten Defensionstruppen auf die Probe zu stellen. Der Erfolg dieses Versuches sollte dann die weitern Unternehmungen bestimmen.

Indem ein feindliches Detaschement gegründete Besorgnisse erregte, das Valerserjoch möchte von ihm erstiegen, der Weg ins Pfitscherthal gewonnen und die Stellung bey Sterzing umrungen werden, brach eine starke Abtheilung Plänkler von Mauls auf, und rückte unter dem Schutz einer starken Reserve, des gefallenen dichten Nebels, und kaum grauenden

Morgens gegen Niederflans vor, wo die Sonnenburger Compagnie unter dem wackern Hauptmann Kapferer den entschlossensten Widerstand that. Durch eine geraume Zeit war ohne entscheidenden Erfolg wechselseitig geschossen worden, ein Trupp Franzosen hatte sich schon durch den Wald in den Rücken und die Flanke der braven Schützen heran geschlichen und stieß auf den Unterjäger Blasius Obenthung. Vergeblich waren die Drohungen der entdeckten Feinde, wenn er nicht still schwiege, wirkungslos ihre entgegen starrenden Bajonette, sein heftiges Rufen und Schießen alarmirte seine Waffenbrüder noch zu rechter Zeit, der Unterlieutenant Hold von der rückwärts zu Unterstützung gestandenen Innsbrucker Compagnie schlug in Ermangelung eines Tambours selbst die Lärmtrommel, sammelte dadurch die zerstreute Mannschaft, und führte sie, den Sonnenburgern zur Hülfe, ins Feuer. Der Unterjäger Cassian Pucher schlich mit einigen Cameraden durch die dichte Waldung auf einen kleinen Abhang in den Rücken der Feinde, das wohl angebrachte und lebhaft unterhaltene Stutzenfeuer dieser Braven bestürzte die Franzosen außerordentlich, und unbekannt mit der Zahl ihrer Verfolger zogen sie sich in wilder Eile und mit beträchtlicher Einbuße zurück.

An eben diesem Tage wurde der Schutzcommission in Sterzing der von dem k. k. Hauptmanne von Volkmann vom Generalquartiermeistersstab entworfene vortreffliche Angriffsplan zur Wissenschaft, und um das Masseaufgeboth darnach anzuweisen mitgetheilet. In Folge dessen sollte am 2. April der aus der Sturm-

mannschaft von Innsbruck, Sonnenburg, Rettenberg, Sterzing, Wilten und Axams mit einigem Militär zusammen gesetzte linke Flügel das Valserjoch übersteigen, sich sofort theilen, 400 Mann vom regulirten Militär, und die Masse von Innsbruck unter dem Feldwebel Schneider, Mühlbach stürmen, dann 100 Croaten, unter dem Oberstlieutenant Luck von Erzherzog Anton, und die übrige Mannschaft Aicha wegnehmen, das von den Franzosen mit zwey Bataillons und zwey Kanonen vertheidiget wurde. Zugleich sollte die aufgebothene Masse von Pusterthal gegen die Mühlbacher Klause und durch Lisen vorrücken, Gröden, Kastelruth, Gufidaun, kurz alles längs dem Eisacke sich zu Wehr setzen. Auf dem rechten Flügel sollten 250 Gränzer unter dem Oberlieutenants Michaljevich und la Rotte, dann die Masse von Hall und Thaur unter dem Hauptmann Wenser, jene von Hörtenberg unter den Anführern Witsch und Grienauer das Penserjoch übersteigen, Schalders und Varn stürmen, nach Maßgabe der Umstände bis Brixen selbst vordringen, das Landvolk von Sarnthal in drey Colonnen die Operationen dieses Flügels unterstützen, hiermit über Rafenstein und Oberbotzen gegen die Stadt Botzen, über Ritten gegen Atzwang und Deutschen, vereint mit den braven Latzfonsern und Villanderern gegen Velthurns, Klausen und Kollmann vordringen.

Das Corps des Herrn F. M. L. Baron Kerpen sollte, durch das Vordringen beyder Flügel erleichtert, längs der Heerstraße vorrücken, und vor allem Mitte-

wald dem Feinde entreißen. Der Generalmajor Freyherr von Laudon endlich, welcher nach verschiedenen glücklichen Gefechten wieder im Angesichte von Botzen, also dem Feinde ganz im Rücken stand, erhielt den Auftrag die Franzosen aus Neumarkt und Kaltern zu jagen, mit der Hauptstärke auf Botzen zu wirken, und nach dessen Wegnahme theils über die Höhen des Rittens, theils nach der Straße auf dem Kunterswege aufwärts gegen Brixen vorzurücken.

General Joubert hatte damahls sein Hauptquartier in Brixen. Bey ihm befand sich General Dumas mit der ziemlich geschwächten Cavallerie und sieben Bataillons, unter den Brigadegeneralen Vial, Belliard und Monnier, Bablory hielt Mühlbach und Aicha besetzt, Baraguay d'Hillers commandirte die ganze Division, Veau war mit seiner Brigade um Klausen und Kollmann postirt, und der Divisionsgeneral Delmas bereiste fortwährend die sechs Meilen lange Linie zwischen Botzen und Mühlbach zur Aufrechthaltung der Communication.

Der Localkenner bedarf, wahrlich! keines Folardschen Commentars, um die Vorzüge dieses klugen Entwurfes zu durchschauen. Die Communication zwischen Brixen und Botzen, wo der Feind die größte Stärke hinein gelegt hatte, war nach diesem Plane unterbrochen, keine Abtheilung wußte von der andern, der Feind befand sich in einer gänzlichen Ungewißheit über den eigentlichen Punct des Angriffes und die Vertheilung unserer Streitkräfte. Im Rücken, und an beyden Flanken gepackt, konnte er, wenn er sich

auch auf einen Theil mit ganzer Kraft würfe, niemahls dieser äußerst ungünstigen Lage, sich zu schlagen, entgehen, niemahls den Rückzug des angegriffenen Theiles lebhaft verfolgen, ohne sich neuerdings auf beyden Flügeln bloß zu geben. Dabey waren noch zwey besondere Umstände, welche die Verlegenheit der Feinde vergrößerten. Durch eine kluge und gut ausgeführte Kriegslist war der Ruf unter ihnen verbreitet worden, als seyen sämmtliche vom Rhein herbey gezogene Verstärkungen (die Grenadier-Bataillons, die Regimenter Hohenlohe, Lobkowitz u. s. w.) zu dem Corps des F. M. L. Freyherrn von Kerpen gestoßen; die französischen Generale in Brixen nannten die angelangten Unterstützungstruppen sehr bestimmt, und sprachen insbesondere von 6 Bataillons, die den G. M. Baron von Laudon verstärkt hätten. Nicht minder bestürzt machte sie der Umstand, daß all ihr Gold, welchem sie schon manchen leichten Sieg verdankten, nicht im Stande war, im ganzen von ihnen besetzten Theile des deutschen Tyrols einen einzigen Spion ausfindig zu machen; daß selbst diejenigen, welche von ihnen mit Gewalt, auf Abwegen, über die dießseitige Vorpostenkette getrieben wurden, zu unsern Werkzeugen dienten, und ihnen lauter Hiobsposten von der Menge und dem Nacheifer der Bauern, von der Ankunft nahmhafter Verstärkungen u. d. gl. hinterbrachten; daß ihre Ordonanzen todt geschossen, und in den Eisackfluß oder in Abgründe gestürzt wurden, also der Depeschenlauf beständig unterbrochen war.

Der zum Angriff bestimmte zweyte April 1797 brach an. Schon am Abende des vorhergehenden Tages wurden das Pensерjoch und die Eggeralpe von dem rechten Flügel erstiegen, ungeachtet die steilen und im Sommer kaum wegbaren Felsensteige mit Eis überzogen, die Abgründe mit trüglichen Schnee bedeckt waren, und Kälte, Sturmwinde und Lawinen das Ungemach dieses Marsches auf das höchste trieben.

Unter ähnlichen Beschwerlichkeiten trat der linke Flügel unter dem Landesschützen-Major und Obercommandanten Philipp von Wörndle am 2. April um 3 Uhr Mitternacht seinen Marsch gegen das Valserthal an.

Trotz des in dieser Nacht gefallenen häufigen Schnees und stürmenden Windes gelang es dem unermüdeten Major von Wörndle dennoch, die Mannschaft während dieses äußerst beschwerlichen Marsches unverdrossen zu erhalten, dem Feldwebel Schneider den gehörigen Succurs — die Sonnenburger Compagnie, die Sturmmasse von Innsbruck und Sellrain unter Hauptmann Kraus — noch vor der bestimmten Zeit ins Valserthal absenden zu können, und nach neun Uhr vor Mittag selbst mit dem Landsturm von Sonnenburg, Axams, Rettenberg, Wilten und Stubay auf dem dominirenden Bergrücken zwischen Spinges und Aicha anzulangen.

Durch einen unerklärbaren Mißverstand hatte indessen der Feldwebel Schneider den Angriff von der festgesetzten Seite unternommen, mit acht und dreyßig Freywilligen von der Innsbrucker Sturmcompag-

nie des Hauptmannes Attlmayr (dabey war ein siebenzigjähriger Greis Franz Egger) die starken feindlichen Pickete bey Meransee angegriffen, theils weggeschossen und gefangen, zum Theile gegen Mühlbach hinab getrieben. Mit ausgezeichneter Entschlossenheit stürmte nebst andern der Unterlieutenant Ignatz Fuchs von Sonnenburg mit sechszehn Freywilligen auf ein Picket von etlichen und vierzig Köpfen los, erschlug mehrere Franzosen mit eigener Hand, und versprengte den Überrest.

Dadurch aber wurde der Feind von seiner bisherigen Unthätigkeit aufgeschreckt, und rückte in drey dicht gedrängten Colonnen aus seinem Lager bey Mühlbach vor. Schon über eine Stunde war mit wechselndem Glücke gegen die, am Eingang und in der Mitte des Waldes postirte Massenmannschaft gefeuert worden, außerordentlich und schnell waren die Dechargen der Feinde, mörderisch die gewissen Schüsse unserer Scharfschützen: jene gingen größten Theils zu hoch, und zersplitterten Bäume und Äste, beschädigten sehr wenige vom ersten Treffen, mehrere aus dem zweyten; diese durchbrachen unaufhörlich die dichte Linie des in den Spingeser Bergwiesen aufmarschirten Feindes, und waren vorzüglich den dreyfarbigen Reiherbüschen der feindlichen Officiere gefährlich. Nun begann den im Gefechte stehenden Bauern die Munition zu fehlen; bey der Sturmreserve war — niemand weiß die Veranlassung — das Gerücht verbreitet worden: das erste Treffen sey von den Franzosen umzingelt, und der Obercommandant durch eine

feindliche Kugel gefallen. Die Mannschaft fing zu wanken an, wirklich begann schon ein Theil derselben sich gegen das Valserjoch zurückzuziehen; der Feind, dem dieser Zustand der Unentschlossenheit und Bestürzung aus der in allen Bewegungen sichtbaren Stockung verrathen war, trennte seine Glieder und avancirte mit gefälltem Bajonett in den Wald. Jetzt erreichte die aufgereitzte Wuth der Bauern den höchsten Grad: Zuschlagen! Zuschlagen! war ihr allgemeines Feldgeschrey; schrecklich tönte dieß Wort des Metzelns durch den Wald wieder, wüthend forderten sie einander zum Angriffe auf, schwuren in Noth und Tod nicht von einander zu weichen, und stürzten der herannahenden Colonne mit verkehrten Gewehren, Knitteln, Sensen und Morgensternen entgegen. Wirklich bekam dem feindlichen Heerhaufen sein rasches Vordringen sehr übel; mit jenem verzweifelten Muthe, den einfache Sitten, Liebe zum Vaterlande und der Eindruck augenblicklicher Gefahr einflößen, kämpften die Bauern, Pardon wurde weder gegeben, noch genommen, das Heulen des mit zerschmetterten Gehirn niedergestreckten Feindes ersetzte auf eine gräßliche Weise das schweigende Musquetenfeuer, einzelne Waghälse stürzten sich auch ganz allein mitten unter die Franzosen, und fielen — von einer beträchtlichen Zahl erschlagenen Feinde, als Rachopfer in die Grube geleitet. Also sank hier im Kampfe für Nationalfreyheit und Vaterland mit mehreren andern Georg Fugschluger von Arams, genannt Priska, von eilf Bajonettstichen durchbohrt; sieben todte Franzosen lagen,

von dem übrigen Wahlplatze entfernt, theils unter, theils neben ihm. Durch die Raserey, von welcher die Bauern entglüht waren, und wider welche kein Bajonett half, ja selbst die allgefürchtete Furia francese *) weichen mußte, in Schrecken gesetzt, zogen sich beyde feindliche Colonnen in wilder Eile bis hart an den Markt Mühlbach zurück, und erschöpften ihre ohnmächtige Wuth in Mißhandlungen wehrloser Inwohner, und in Drohungen zu plündern und anzuzünden; der Landsturm besetzte Spinges, und hielt sich ober Mühlbach fest. Zu gleicher Zeit war der Vortrab des rechten Flügels in Scholders eingetroffen, jagte einige unbeträchtliche französische Avisoposten vor sich her und drang bis Varn, eine Viertelstunde von dem feindlichen Hauptquartier in Brixen vor; die Nachrichten von dem bey Jenesien und Terlan für die Franzosen unglücklich begonnenen Gefechte mit der Abtheilung des Generals Laudon hatte Joubert zwar erhalten, dennoch konnte kein weiterer Rapport bis zum ihm, keine Ordre von Brixen nach Botzen gelangen, das ganze Eisackviertel war im Aufstande, die Latzfonser, Velthurnser und Villanderer hatten die Straße förmlich gesperrt; alle Courier und Ordonanzen wurden erschlagen, oder ins Wasser gestürzt; zugleich sind um drey Uhr Nachmittag die Vorposten der Franken in Sack geworfen, und gegen Mittewald verfolgt worden, wo ihre zwey nicht sehr beträchtliche Lager den Bataillons von Jellachich und

*) Italiänisches Sprichwort.

Huff sich zum Schein sehr lebhaft entgegen setzten, indessen aber bloß ihren Rückzug gegen das Brixnerkläusel und Aicha durch ein heftiges Haubitzenfeuer maskirten.

Der französische commandirende Divisionsgeneral Joubert befand sich mit seinen 8 Bataillons, (wovon zwey in Mittewald und zwey in Brixen, als Reserve aufgestellt waren), in einer sehr mißlichen Lage. Vorn und im Rücken sah er sich von den Generalen Kerpen und Laudon angegriffen; die er durch die Unterstützungstruppen der Oberrheinarmee verstärkt glaubte, welches der beyderseitige sehr lebhafte Angriff zu bestätigen schien; von den nach Botzen geworfenen vier Bataillons, so wie von den unter General Veau um Klausen postirten zwey Bataillons konnte er nicht das Geringste in Erfahrung bringen; wegen des Aufstandes der Landleute durften sich die Franzosen — nur in Colonnen zeigen; die vortheilhafte Höhe von Varn nächst Brixen war vom rechten Flügel genommen; durch die Eroberung von Spinges, und die Bedrohung von Mühlbach schien der einzige Ausweg gegen Pusterthal versperrt; die beynahe in Grausamkeit ausgeartete Wuth der Bauern in dem Angriffe bey Spinges hatte pannischen Schrecken unter den Franken verbreitet, und alle Lust zu einem Kampfe auf Sieg oder Vernichtung verbannt. Es ist also kein Wunder, daß in dem nach zwey Uhr Mittags in der Hofburg zu Brixen gehaltenen Kriegsrath alle Generale beschlossen, in diesen verzweifelten Umständen mit Kerpen

zu capituliren. Der einzige Brigadegeneral Dumas, von der Cavallerie, setzte sich entgegen, schimpfte lebhaft auf diesen, der Sieger von Arcole und Rivoli unwürdigen Entschluß, und versprach bey Leben und Ehre, das Gefecht zum Ruhme der fränkischen Waffen wieder herzustellen. Durch die rasche Vorrückung zweyer Bataillons gegen Varn wurde der rechte Flügel weiter vorzudringen abgehalten; mit verhängtem Zügel eilten Adjutanten und Chasseurs auf die Mühlbacher Clause zu, wo sie die pustertha-ler Sturmmasse zu finden wähnten, dieselben aber zu großem Frohlocken ganz unbesetzt fanden. Dumas selbst rückte mit Cavallerie und Kanonen gegen Mühlbach, Schabs und Aicha vor. Die Masse im Pusterthal war aufgebothen und organisirt. Obschon die Lage der Hauptarmee den Rückzug des F. M. L. Grafen von Spork nothwendig gemacht hatte, sicherten dennoch die zur Schutzcommission in Sterzing abgeordneten Deputirten die unausbleibliche Vorrückung der dortigen Sturmmasse und die Sperrung der Passage zu; allein, durch einen noch nicht erhobenen Zusammenfluß von Umständen unterblieb die constitutionsmäßige Vertheidigung in diesen Gegenden, und die gänzliche Aufreibung des Feindes wurde bloß in eilige Flucht aus dem ganzen Lande verwandelt.

Von dieser Seite außer aller Furcht eines Angriffes und im schlimmsten Falle jeder Zeit eines Ausweges zum Rückzuge nach Kärnthen gesichert, attaquirte eine feindliche Heersäule von beyläufig

200 Mann die von dem zehnstündigen Marsche, dem zahllosen Ungemache und dem erkämpften, blutigen Sieg geschmolzene und bis zur Erschöpfung abgemattete Defensionsmannschaft, indessen sie eine andere von acht hundert Mann bey den sogenannten Leitenhöfen in den Rücken nehmen sollte.

Zugleich drang ein feindliches Bataillon gegen Meransen vor, trieb nach einem hartnäckigen Widerstande die Innsbrucker Sturmmasse zurück, und machte einige Gefangene; durch detaschirte Seitencolonnen schien der Feind diese Abtheilung gänzlich einschließen zu wollen, und führte ober Schabs zwey Haubitzen auf. Allein der brave Scharfschütz, Gregor Ranalter, erlegte mit seinem Stutzen den die Artilleristen commandirenden Bataillonschef auf eine Entfernung von mehr als 450 Schritten, und blessirte durch einen zweyten Schuß, 2 Mann von der Bedienung, worauf die Kanoniere die Stränge abschnitten, die Stücke stehen ließen, und davon ritten.

Die Hauptcolonne unter dem unermüdeten Obercommendanten von Wörndle stand noch immer vor dem Spinges, und suchte sich in etwas zu erhohlen, als die oben gedachte feindliche Colonne langsam anmarschirte. Der vorderste, unbeschreiblich ermattete Trupp Bauern zog sich in den gemauerten Kirchhof zu Spinges zurück, wo er sich mit äußerster Entschlossenheit vertheidigte. Der Feind wagte einen dreymahligen Anlauf, wurde aber jedesmahl zurückgeworfen, und erlitt durch die gut angebrachte Schüsse der Bauern einen großen Verlust; alle seine Blessirten hatten sehr

schwere Wunden, weil sie von der Kirchhofmauer mit Sensen, dreyzackigen Gabeln, und Gewehrkolben abgetrieben wurden. Die biedern Bewohner von Spinges labten die Sturmmannschaft mit Lebensmitteln nach Kräften, und fochten an ihrer Seite. Ein Bauermädchen, um ihren ermatteten Landesleuten beyzustehen, sprang hier auf die Kirchhofmauer, heftete sich mit jungfräulicher Schamhaftigkeit den Rock unten zusammen, und stieß drey stürmende Franzosen mit einer Heugabel von der bereits erklimmten Mauer herab.

Das über die Leitenhöfe im Rücken anmarschirte feindliche Detaschement nöthigte den braven Major von Wörndle, welcher durch kluge Anstalten, beständige Ermunterung der Mannschaft und standhaftes Ausharren in jeder Beschwerde sich wesentliche Verdienste erworben hat, gegen 4 Uhr Nachmittag zur Ertheilung des Befehles sich langsam in dem ober Spinges liegenden Wald zu ziehen. Dieser Rückzug geschah Schritt für Schritt, der zurückgeschlagene und von dem Sturme auf dem Kirchhof für seine Kühnheit so empfindlich gezüchtigte Feind, machte nicht die geringste Miene zur Verfolgung, und ließ den erschöpften Streitern, zum deutlichen Beweise seiner Schwäche Zeit, in den spingeser Bergwiesen etwas auszuruhen.

Um fünf Uhr Abends erstieg eine über 1000 Mann starke feindliche Colonne die Bergkuppe ober Aicha, und unterhielt gegen die Sturmmannschaft ein

sehr lebhaftes Feuer, wodurch einiger Verlust sich auf unserer Seite ergab, die verzweifelte Wuth der Bauern hingegen die höchste Stufe erreichte. Ein Trupp Franzosen hatte sich in einen Quergraben geworfen, die Bauern stürzten in diesen Graben, schlugen die Feinde heraus, und jagten sie wieder bis in die spingeser Wiesen zurück; dort lehnten sich die Feinde zu beyden Seiten des sehr engen Feldweges an die trockenen Mauern, und stellten ihren Verfolgern einen undurchdringlichen Damm von Bajonetten entgegen, durch welche sich einen Weg zu bahnen Unmöglichkeit schien. Hier fand Tyrol seinen Winkelried — Anton Reinisch von Volders, Anführer der Sturmmasse des Gerichtes Rettenberg, seiner außerordentlichen Kräfte, seiner Gewandtheit, und seines kühnen Muthes wegen weit umher bekannt, von seiner Sensen-Schmiedeprofession insgemein der Senseler genannt, Hausvater einer zahlreichen Familie; er ergriff sein selbst erfundenes Gewehr, eine an einer langen und dicken Latte befindliche zweyschneidige Sense, und stürzte sich ganz allein mitten in die feindlichen Bajonette, schlug noch mit seinem Knittel, den er bey sich trug (nach der eidlichen Aussage seiner Waffenbrüder und anderer, die den Wahlplatz besahen) wie ein Rasender unter den Franzosen herum, und nahm wenigstens 15 Feinde zum Sühnopfer mit sich, als er von eilf Bajonettenstichen durchbohrt zur Erde sank. Hier fielen der tapfere Veit Exler von Vögelsberg, die Brüder, Peter und Poncraz Haider, der

eine mit fünf, der andere mit sieben Wunden bedeckt (weßwegen sie jedermann für todt hielt; krochen aber doch zur Nachtszeit nach Mühlbach, und wurden von edlen Menschenfreunden, trotz des von dem Feinde angedrohten Erschießens, verpflegt und erhalten). Hier fielen noch viele andere Brave, deren Nahmen ich am Ende dankbar anführen will! Nun war durch den trotzigen Feind eine blutige Straße gebahnt, der größere Theil erschlagen, der Rest zog sich in stürmischer Eile zurück, floh aus Spinges, und wurde vor heftigerer Verfolgung nur durch die einbrechende Nacht und das lebhafte Kartätschenfeuer aus zwey aus einem nahen Birkenwäldchen aufgestellten Kanonen geschützt, deren Begünstigung sie zugleich weiter rückwärts in einer Vertiefung mehrerer Esquadrons berittener Chasseurs formirten. Der Feind machte jetzt nicht die geringste Miene zur Vorrückung, oder Beunruhigung des Rückzuges der Sturmmasse, sondern ließ sogleich seine schwerere Bagage und Artillerie noch in der Nacht nach Mühlbach und Vintel abführen, und legte einen starken Schleppverhau an, hatte aber nicht den Muth zu dieser Arbeit, die seine Retirade von einem nochmahligen Angriffe schützen sollte, auch nur einen einzigen Bauern zu requiriren.

Nach einer zahllosen Reihe erduldeten Ungemachs jeder Art, nach einem von 9 Uhr früh bis 6 Uhr Abends ununterbrochenen fortgesetzten Kampfe, welchen jedes Mahl das Handgemenge entschied, zog sich diese Colonne der Sturmmannschaft, ohne verfolgt, ja sogar ohne von dem geflohenen Feinde bemerkt zu

werden, Schritt für Schritt von der Wahlstätte zurück, und übernachtete in dem Weiler zu Rittspiel, wo sie vor dem Gefechte Posto gefaßt hatte. Unter tausend Beängstigungen hingegen brachten die Franzosen, welche an diesem und an dem vorhergegangenen Tage längs der ganzen Linie sehr gelitten hatten, die Nacht in Mühlbach und Brixen zu.

Am darauf folgenden Tage (3. April 1797) wurde der Angriff von Seite des G. M. Baron von Laudon mit der größten Lebhaftigkeit unternommen, die Feinde von Terlan, und aus ihrem größern Lager bey Moritzing vertrieben; und gegen Grieß zurückgeworfen. Vergeblich hatte General Berger den erzürnten Gebirgbauern eine völlige Amnestie sogar durch abgeschickte Priester, um dem Volksgeiste zu schmeicheln, wiederhohlt angebothen; vergeblich stürmten zwey Grenadier-Compagnien die von den Landstürmen genommene haltbare Stellung in und um die Bergfeste Rafenstein; vergeblich war die Anstrengung einer andern Colonne, den Oberbotzner Berg zu ersteigen, um den Laudonischen Corps über Wangen und Afing in den Rücken zu kommen. Von der Höhe des Gebirges wälzte sich die Masse von Passeyer, Sarnthal, Ritten und Jenesien mit Erbitterung auf den andringenden Feind, und er bezahlte seine kühnen Angriffe mit einer beträchtlichen Einbuße an Todten und Blessirten. Gegen Abend verließ er Grieß, der brave Hauptmann Krienseisen jagte ihn mit wenigen Freywilligen aus dem Posten am geschäubten Thurme auf das linke Ufer der Talfer, seine auf der

breiten, steinernen talfer Mauer gestandenen Kanonen mußten zurück geführt werden, weil die gewissen Schüsse der Scharfschützen einen Artilleristen nach den andern niederstreckten, die Kaiserlichen und Bauern setzten sich, im Angesichte der Stadt Botzen, rings auf den Höhen fest, und ihre zahllosen Wachfeuer verschafften dem Feinde einen höchst peinigenden, den treuen Bewohnern hingegen den ersehnten Anblick naher Rettung! Inzwischen hatte der tapfere und allgemein beliebte k. k. Hauptmann Graf Neipperg vom Generalstabe, an der Spitze einer Colonne Landesvertheidiger, und des beygegebenen wenigen Militärs, die Franzosen aus Kaltern, Tramin und Neumarkt verjagt, mehrere Vorrathsmagazine erbeutet, und den Feind, der im Begriffe stand, sich nach Trient zurück zu ziehen, wieder gegen Botzen hinaufgetrieben. Nun hatte derselbe keine andere Wahl, als sich eiligst gegen Brixen zu flüchten, was früh Morgens in tiefer Stille und mit Zurücklassung vielfältiger Spuren einer gänzlichen Zerstreuung geschah. Unmittelbar zog Laudon siegend und unter Jubel des Volkes in Botzen ein, in gestreckten Galoppe verfolgten die Stabsdragoner den feindlichen Nachtrab, Laudon selbst eilte sogleich nach, und war wenige Schritte entfernt, als auf dem sogenannten, hohen Wege bey Cardaun ein eroberter, feindlicher Pulverwagen sich entzündete, und den wackern Obercommissär Joseph von Riccabona hart beschädigte. Noch denselben Tag zog Laudon durch den Knutners Weg längst der Straße

mit einer andern Heersäule über das Rittengebirge nach Deutschen und Kollmann; der Feind litt auf dem Rückzuge überall empfindlichen Verlust, und seine einzige Rache bestand in unedler Mißhandlung wehrloser Menschen, angedrohter Plünderung der Stadt Brixen (die jedoch des Dom-Capitularen, Grafen von Brandis, Geistesgegenwart verhüthete), unmenschlichen Betragen gegen gefangene Landesvertheidiger, und Mordbrennerey zu Mittewald. In dieser nähmlichen Nacht floh der in Rücken genommene Feind aus Brixen gegen Vintel und Bruneck, zerstörte hinter sich alle Haupt- und Nebenwege so sehr, als in dieser wilden Eile möglich war, trug und brannte die Brücken ab, um die Verfolgung zu erschweren, und gab alle Zeichen einer panischen Furcht von sich.

In Bruneck wurden auf Befehl des Obergenerals die wenigen, bey Spinges gefangenen Landesvertheidiger von dem Brigadegeneral Belliard mit einer an die letzten französischen Posten gerichteten, blumenreichen Weisung entlassen, worin diesen befohlen wurde, sie ungehindert in den Schooß ihrer trauernden Familien passiren zu lassen, weil die große Nation nur mit den Soldaten des Kaisers, und um den Frieden zu erzwingen, Krieg führe. Die strengste und ängstlichste Disciplin wurde, um den Landmann nicht zu reitzen, beobachtet. Erst an Kärnthens Gränzen glaubten sich die Feinde vor der Rache der Tyroler gesichert, und legten der gröblich mißhandelten Stadt Lienz eine schwere

Brandschatzung auf, weil das dortige Volk am dritten Aprill den Vortrab des Generals Zajonzech, der durch das Drauthal die Verbindung der Hauptarmee Bonaparte's mit Joubert hätte herstellen sollen, mit blutigen Köpfen zurückgewiesen hatte.

Der F. M. L. Baron Kerpen verfolgte den Feind bis an die Landesgränze, und außer derselben, bis nach Greifenburg in Kärnthen in angestrengten Märschen; einer Abtheilung Banalisten und freywilliger Landesvertheidiger gelang es bey Kötschach einen Transport feindlicher Requisitionen wegzunehmen; General Laudon eilte in das südliche Tyrol, vertrieb die Feinde mit Verlust von 400 Gefangenen, vielen Todten und Blessirten, 12 Kanonen, und mehrere Vorrathsmagazinen aus Trient und Roveredo, und bis zum 12. Aprill aus dem ganzen Lande.

Um diese Zeit (7. Aprill 1797) wurde zu Judenburg zwischen den französischen Commandirenden, Bonaparte, und den österreichischen Generälen Bellegarde und Meerveld, zu ruhiger Abschließung der Friedens-Präliminarien ein Waffenstillstand bis auf den Abend des 13. Aprills abgeschlossen. Vermöge der im 2. Artikel der Convention ausgesteckten Demarcations-Linie sollte die Stadt Lienz den Franzosen neuerdings eingeräumt werden. Wirklich zogen sich auch die k. k. Truppen nach der vom hohen Obercommando erhaltenen Weisung aus Lienz nach Leisach zurück. Alles dessen ungeachtet wollten die Tyroler von dieser neuerlichen Vorrückung des Feindes in ihr Vaterland nicht das Geringste wissen, und verbanden sich zur

festen constitutionsmäßigen Selbstvertheidigung. Die Sturmmasse vom Pusterthal strömte eiligst herbey, die anwesenden Schützen-Compagnien verdoppelten ihren Thateifer, nicht allein Lienz, sondern auch der wichtige Posten von Crysanten, wurden stark besetzt, die dortigen, unbedeutenden Verschanzungen und Brustwehren bestmöglichst ausgebessert und verstärkt, in Ermanglung aller Artillerie-Stückbettungen für hölzerne Kanonen zur Täuschung des Feindes angeleget, überhaupt von dem tapfern Landesschützen-Major Baron Cassan die zweckmäßigsten Anstalten zur Behauptung der Landesgränze getroffen. Diese unerwartete Haltung setzte den gegenüber stehenden feindlichen Brigadegeneral in Verlegenheit; er war bereits mit einer nicht unbeträchtlichen Truppenzahl außer dem Kanonenschuß unserer Position marschirt, zog sich aber zurück, und kündigte die bald hierauf angelangte Nachricht vom Abschlusse der Friedens-Präliminarien zu Leoben dem Major, Freyherrn von Cassan in einem sehr verbindlichen Schreiben (dd. Draaburgs. Floreal) an, worin er sich unter andern der merkwürdigen Ausdrücke bediente: „Autant le peuple „du Tyrol a eté severe et intrepide en presence „des Republicains Français; autant il doit en „ce moment les estimer et les aimer. La liberté „est leur appanage commune.“ (Mit spröder Beharrlichkeit hat das Volk von Tyrol bisher alle Versuche der Republikaner abgewiesen; von diesem Augenblicke an, wird es ihnen ihre Achtung und Liebe nicht län-

ger vorenthalten können. Ein freyes Loos ist beyden zu theil geworden.)

General Laudon schlichtete ähnliche Demarcationsanstände zur Beschützung unserer Gränzen durch den Grafen von Neipperg vermittelst einer, auf der Citadelle zu Verona am 18. Aprill 1797 mit dem fränkischen Divisionsgeneral Bollard unterzeichneten Convention. Folgenreich war das muthige Vordringen seines kleinen Corps gegen Rivoli und Verona, weil der Aufstand der venetianischen Terra ferma gegen die Franzosen dadurch zum vollen Ausbruch heran reifte, und insbesondere General Bolland in den Castellen von Verona bey Laudons Anrückung am 17. Aprill enge eingeschlossen und belagert worden ist.

Nun war es dem Tyroler Landsturme sowohl, als den regulirten Schützen-Compagnien, nach hergestellter Waffenruhe gestattet, zu ihrem friedlichen Herde zurück zu kehren, und sich in dem Zirkel der Ihrigen der ruhmvoll bewirkten Rettung des Mutterbodens zu erfreuen. Ohne Übermuth und Anmaßung, aufgerichtet durch das Bewußtseyn, für die gute Sache gefochten, zum Besten des Vaterlandes und des ganzen hehren Kaiserstaates rastlos und siegend mitgewirkt zu haben, begrüßten die biedern Alpensöhne ihre Heimath wieder, stets bereit in jedem Falle wiederkehrender Gefahr von neuem für den Glauben und die Verfassung ihrer Väter zu kämpfen, und mit Gut und Blut jene unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an den geliebten Kaiser zu besiegeln, dessen unvergeßliche Ahnherren seit einem halben Jahrtausende

unser Felsenland mit standhafter Herrscherweisheit und väterlicher Milde — dem Hausschmucke des Habsburg-Lothringen Stammes — beglückt haben!

Zwey Mahl schon war Sieberer zur Deckung der Gränzen, als Oberjäger der Schützen-Compagnie des Landgerichtes Kufstein, ausgerückt — das zweyte Mahl in die Gegend von Salurn an der untern Etsch, bis dahin war, nach Wurmsers Zug gegen Mantua, die Division Vaubois im Lande vorgedrungen. Das Alvinzische Corps d'Armee hatte bey Villanova Vortheile errungen; Massena war im Rückzuge. Um diesen zu decken, griff der Brigadegeneral Guieux die ganze kaiserliche Vorpostenkette in Tyrol, unter dem F. M. L. Davidovich, jedoch vergeblich an.

Bey der Vertheidigung des Dorfes Födo am 2. Nov. 1796, that sich Sieberer mit seinen Thierseern besonders hervor.

Im Monathe März 1797, als Joubert gegen Sterzing vorgedrungen, im Fleimserthale bey Salurn und Klausen unglücklich gefochten worden war, führte Sieberer den Landsturm seines Thales als Oberlieutenant; sah den Tag von Spinges, und half mit ausgezeichnetem Diensteifer, den Feind durch Pusterthal und Kärnthen verfolgen.

1799 erkohr ihn das allgemeine Vertrauen zum Hauptmann. Unverdrossen diente er im Oberinnthale, in Engadein und Bünden, und bewog seine Leute zu fernern Ausharren über ihre bereits erstreckte Dienstzeit.

Im Jahre 1800 wurde Tyrol — gleich einer ge-

fürchteten Felsenfeste — von allen Seiten eingeschlossen; die kaiserliche Armee nach Bayern gedrückt; Valtelin und Bünden überschwemmt; durch den Alexandriner Tractat, nach der Würgeschlacht von Marengo, das eroberte Italien mit all seinen theuer ersiegten Vormauern übergeben.

Sieberers Eifer zur Aufbringung der erforderlichen Vertheidigungsmannschaft, seine Rastlosigkeit im Dienste, sein bewiesener Scharfblick in Ausstellung der Pikete und Postirungen, erwarben ihm den ungetheilten Beyfall des k. k. Militärs, der landschaftlichen Schutz-Commission und seiner Waffenbrüder. Er wurde Gränzdistrictscommandant.

Nach dem fruchtlosen Ablaufe beyder Waffenstillstände, von Parsdorf und Hohenlinden, brach der Krieg in der wildesten Jahreszeit mit doppelt entglühter Wuth aus. Die Tyroler Gebirge starrten vom Eise, und Schneelawinen verschütteten Fußpfad und Thal — das treue Herz im Busen der Redlichen schlug warm!

Am 30. November allarmirte der Feind unsere ganze Postenkette. Seine Hauptmacht entfaltete sich zwischen dem Inn und der Isar; ein beträchtliches Detaschement französischer Tirailleurs und Husaren drückte eine Abtheilung bey Aurach. Sieberer eilte zu ihrer Unterstützung, und die Feinde flohen mit Einbuße an Pferden und Menschen.

Am 2. December drang ein weit größerer Haufe, Infanterie und Cavallerie, gegen Bayrischzell und die Thiersee vor. Die feindliche Zahl war überlegen, aber

Sieberer stand. Auch sein Bruder Johann, stürzte todt an seiner Seite nieder, und er stand — und munterte die Müden zum Ausharren, und focht am gefährlichsten Platze mit, und ließ dann erst dem gerechten Schmerzen freyen Lauf, als der Feind geflohen, und die Sache des Vaterlandes entschieden war!

Er focht die unglückliche Bataille bey Salzburg und führte die Feinde in den Rücken der bisherigen Vertheidigungslinie Unter-Innthals. Sieberers Wachsamkeit mehrte sich nach dem Verhältnisse der steigenden Gefahr, und es ist kein unwichtiges Belege für den Eifer des k. k. Militärstandes, für die Gerechtigkeit und Aufmunterung, die er dem Muthe und guten Willen in jedem Gewande schenkt, daß Sieberer zum Lohne seiner Beharrlichkeit jenes Zutrauen errang, welches die Briefe und Zeugnisse des F. M. L. Marquis Chasteler, des Landes-Obersten von Schellenhof, Oberstlieutenants Grafen Stadel von Hohenzollern, und vieler anderer Stabs- und Oberofficiern deutlich an den Tag legen.

Der Tractat von Steyer endigte alles fernere Blutvergießen. Aber unter seinen Bedingungen war Tyrol mit allen seinen Päßen zur Bürgschaft friedfertiger Gesinnung von feindlichen Sauvegarden besetzen zu lassen. Der Weisere war durch diese Kette von Unglücksfällen erschüttert worden, und zu Ereignungen dieser Art kaum stark genug. — Wie tief mußten sie den gemeinen Mann niederbeugen, der so leicht im ungewöhnlichen Verrath wittert, der gegen eben jene Feinde dringend aufgerufen, und bewaffnet worden

war, denen er jetzt ungerecht Haus und Hof anvertrauen sollte.

Kein Mißmuth, kein Murren ertönte; mit Stolz legte der Tyroler die Wehre nieder, die er ohne Übermuth getragen hat. Ein Gedanke nur bethränte seinen Blick, unbesiegt, dem Sieger gehorchen zu müssen, vielleicht auf immer von jenem Hause getrennt zu werden, dessen sanfte Herrschung — beynahe durch ein halbes Jahrtausend — dem Lande Segen geworden war! Kein muthloses Winseln entehrte ihn; selbst bewußt, sah er den Einzug des Feindes an, und dieser schätzte die kraftvolle Haltung, weit entfernt durch gewohnten Unwillen ihn gegen sie aufzureitzen.

Die Bewerkstelligung dessen in dem bedrohtesten Theile des Landes, der sich mit einer beyspiellosen Anstrengung dem Werke der Gegenrüstung geweihet hatte, war Sieberers letzte — schönste That!

Wolfgang Holzer.

Modre — verstieb
In der Wiege des offenen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande.

Schiller.

Wolfgang Holzer.

In der unseligen Periode der Uneinigkeit und des Zwistes zwischen Friedrich IV. und seinem Bruder Albrecht spielte Wien und seine Bürgerschaft keine der unwichtigsten Rollen.

Noch hingen die Bürger, troß den Unfälle und Drangsale, die sie durch den Krieg erdulden mußten, mit fester Treue an ihren rechtmäßigen Landesfürsten; aber die Ränke Albrechts und seiner Gesellen erhoben überall die Fackel der Zwietracht, und Menschen, zwar nicht ohne Talente und Geistesgaben, doch ohne Charakter, ohne Ehre, voll falscher Ruhmsucht, stets niedrige Ränke brütend, schwangen sich zu Häuptern der Factionen empor, und zerrütteten so das arme Vaterland.

Unter diesen war Holzer einer der bedeutendsten, aber auch der gefährlichsten, so, daß selbst die Geschichte den Nahmen und die Unthaten dieses berüchtigten Mannes aufbewahrt hat. Sogar im Jahre 1803 erschien in Wien ein Roman „Ulrich Holzer, Bürgermeister in Wien“ in zwey Theilen, in denen

Holzers Geschichte die Hauptrolle spielt; aber Dichtung und Wahrheit ist in demselben so untereinander geworfen, und mit fremdartigen Mährchen durchflochten, daß er durchaus keinen Gewinn für eine Lebensbeschreibung dieses Mannes geben kann. Indessen schildert derselbe Holzern dennoch als eine der verworfensten Creaturen, und bleibt in seiner Darstellung der Geschichte getreu.

Der Magistrat der Stadt Wien, und vorzüglich der alte ehrwürdige Bürgermeister, Christian Prenner, hatte bisher mit vieler Standhaftigkeit dem Kaiser treue Anhänglichkeit bewiesen. Zur Herhaltung der bisherigen Ordnung wurde von demselben ein Gesetz bekannt gemacht, daß ein jeder, welcher zum festgesetzten Landtage nach Wien kommen würde, verbunden seyn sollte, auf seine Ehre der Bürgerschaft zu versprechen, nichts wider den Kaiser, nichts wider die Stadt vorzunehmen, sondern nur den Frieden befördern zu helfen. Aber was nützen Verheißungen von Männern, die alle Ehre, alle Treue abgelegt haben? Einigen Anhängern Albrechts, sehr wahrscheinlich dazu von ihm bestochen, lag daran, die Stadt Wien von dem Kaiser abwendig zu machen, um dem Herzog den Sieg über ihn zu erleichtern. Der Pöbel der Stadt wurde also von ihnen gegen den Magistrat und Bürgermeister aufgehetzet, und die Verschwörung so gut eingeleitet, daß in einem Auflauf die gutgesinnten Rathsherren sammt dem braven Bürgermeister gefangen genommen, und ihrer Ämter entsetzt wurden.

Wolfgang Holzer einstens ein Ochsen- und Pferdhändler, ein verwegener Mann von vieler pöbelhafter Beredsamkeit, voll großer herrschsüchtiger Entwürfe, setzte sich an die Spitze des brausenden Volkes. Sein höchstes Verlangen ist schon von jeher gewesen, sich durch Volksgunst in Ruf und Ansehen zu setzen. Seine politische Laufbahn betrat er unter weiland Ulrich Eyzinger, dessen ergebenster Diener er war. Eyzinger bediente sich seiner, das Volk gegen den Grafen Ulrich von Cilly aufzuhetzen, und Holzer hatte die Freude etwas dazu beygetragen zu haben, daß der verhaßte Graf Ladislai verlassen mußte. Diesen seinen Sieg erhob er durch Schmähreden und Spottlieder auf den Grafen und seine Geliebte. Als aber nach einem Jahre der Cillyer triumphirend wieder nach Wien zurückkehrte, büßte Holzer seine Verwegenheit theuer genug. Der Graf ließ ihn in den Kerker werfen, grausam peinigen, aller seiner Güter berauben, und schenkte ihm aus überschwenglicher Gnade nur das Leben. Nach dem Tode des Cillyers schien Holzern ein besseres Gestirn aufzugehen; durch Zuthun des Eyzinger wurde er Hubmeister und Rathsherr, und nach seinem Tode in einem Aufstande des Volkes gar Bürgermeister. Er spielte wenige Jahre hindurch eine wichtige Rolle; dieses ist die Ursache, warum man sich bey den Schicksalen dieses Mannes etwas länger verweilte, um ihn den Lesern bekannter zu machen.

Groß war die Gefahr, daß der Aufruhr in der

Hauptstadt bald noch mehr um sich greifen, und dem Kaiser aller Gehorsam aufgekündet werden würde. Die wenigen Getreuen aus dem Adel und aus der Bürgerschaft seufzten, über diese allgemeine Verwirrung, und schrieben nun täglich, wie sie es auch zuvor schon öfter gethan hatten, sehr dringende Briefe an den Kaiser: Nur seine Gegenwart sey im Stande, die gefährdete Ordnung wieder herzustellen; seiner Gemahlinn, seinem Sohne drohen Gefahren; die Burg werde dem Pöbel bald nicht mehr heilig seyn. — Diese erschütternde Nachricht erhielt der Kaiser im Murzthal. Schon lange hatte er gezaudert, den Vorstellungen seiner Getreuen Gehör zu geben, und selbst nach Wien zu kommen; schon zu lange hatte er gesäumt, seine Familie in Sicherheit zu bringen. Jetzt drohte die Gefahr zu mächtig; er mußte sich entschließen ihr muthig entgegen zu gehen, und sie zu verscheuchen. Er eilte von 4000 Kärnthnern und Steyermarkern begleitet am 15. August 1462 nach Neustadt, und wartete nach vielen Berathschlagungen noch eine Verstärkung und neuere Nachrichten aus Wien ab, als sich von dorther Abgesandte des Adels und der Städte einfanden. Man hatte in Wien den Ruf vernommen, der Kaiser komme mit einem großen Kriegsheere gegen die Stadt, um die Aufrührer zu züchtigen. Deßwegen fand man es für sicherer, die wahre Lage der Dinge durch Deputirte auszuspähen, welche zugleich den Kaiser unterthänigst ersuchen sollten, nur bald den höchst nöthigen Frieden herzustellen, und die Absetzung des Magistrates nicht übel zu

nehmen, denn der Bürgermeister und die Rathsherren hätten das Beßte der Stadt übel beſorget, und das öffentliche Zutrauen des Volkes verloren. Übrigens verſprachen ſie feyerlich mit dem Kaiſer leben und ſterben zu wollen.

Dieſe Geſandtſchaft mußte dem Kaiſer höchſt angenehm ſeyn, denn wenn Aufrührer noch bitten, ſo iſt nicht alle Hoffnung verloren, ſie wieder zur Beſinnung zu bringen; aber groß war, wie immer, ſeine Verlegenheit, was er nun antworten ſollte. Drey Tage berathſchlagte er, was er den Abgeſandten ſagen ſollte, ohne ſeinem Anſehen und ſeinen Gerechtſamen etwas zu vergeben, und doch auch die Wiener nicht mehr aufzureitzen. Erſt am vierten Tage erklärte er den Adelichen, daß er immer nichts mehr gewünſcht hätte, als im guten Frieden ſeine Tage zu verleben, aber ſein Bruder habe ihm dieſes Glück nicht vergönnet. Nur Nothgedrungen habe er die Waffen ergriffen, um das Seinige zu ſchützen. Noch ſey ſein einziger Wunſch auf den Frieden gerichtet, und dieſen zu Stande zu bringen, werde er ſich nach Wien verfügen, und mit den dort verſammelten Landſtänden ſich darüber berathſchlagen. Seine Ankunft in der Reſidenz dürfte niemand ſcheuen, und er gebe hiermit allen ſeinen Gegnern ſicheres Geleit, der Friedensverſammlung ohne Furcht beyzuwohnen. Diejenigen, die ihn auf der Reiſe nach Wien begleiten werden, wünſchen eben ſo, wie er, den Frieden; Friedfertigen können ſie alſo unmöglich verdächtig oder fürchterlich ſeyn. — Den Abgeſandten der Stadt Wien dankte

er für die Sorgfalt und treue Ergebenheit, welche die Wiener während seiner langen Abwesenheit seiner Gemahlinn und dem Kronprinzen erwiesen haben. Er habe dieses von ihnen erwartet, und sehe nun alle seine Hoffnungen erfüllet. Er werde sich dieser ihrer bewiesenen Treue fort und fort gnädigst erinnern, und sie zu vergelten trachten. Nun komme er nach Wien, um dem Lande Frieden zu geben. Er werde auch hierüber ihre Wünsche, ihre Meinung vernehmen, und ihnen Genüge zu leisten trachten. — Mit frohen Herzen vernahmen die Abgesandten die tröstlichen Worte des Kaisers, und reiseten vergnügt nach Wien zurück, um dieselben den Ihrigen zu wiederhohlen. Es war wirklich hohe Zeit, daß sie zurück kamen, denn in Wien hatte sich unter dem Volke das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe die Abgesandten hinrichten lassen, wodurch die Gährung noch zu nahm. Wirklich stand das Volk von Wien unter den Waffen, als die Abgesandten mit einigen kaiserlichen Räthen, unter denen sich auch der Geschichtsschreiber Hinderbach befand, von Neustadt her bey den Thoren Wiens ankamen; alle waren bereit den Tod der Abgesandten an dem Kaiser zu rächen, welcher der gemeinen Sage nach, den Wienern ein ähnliches Schicksal geschworen haben sollte.

Vorzüglich aufgebracht war über die nahe Ankunft des Kaisers der neue Bürgermeister Holzer. Mit einem Helm bedeckt stand er mit seinem Bewaffneten am Thore, und lärmte ganz gewaltig den Abgesandten und den kaiserlichen Räthen entgegen: Der Kaiser

möge nur mit einer Armee kommen, und den vorigen Bürgermeister nebst seinen Rathsherren aus dem Gefängnisse befreyen; sein heißes Verlangen nach diesen Leuten könne bald gestillt werden: man werde ihm ihre Köpfe hinaus schicken, denn in die Stadt werde er nicht eingelassen werden. Es bedurfte langer, starker Versicherungen von den friedfertigen Gesinnungen des Kaisers, bis Holzer einwilligte, daß die kaiserlichen Räthe in die Stadt kommen durften, um der Kaiserinn Nachricht von der Ankunft ihres Gemahls zu geben, und für seine Begleiter die nöthigen Quartiere zu bestellen. Man glaubte allgemein, der Kaiser würde am 21. August in Lachsenburg übernachten, als am späten Abend auf einmahl ein großer Lärm in der Stadt entstand: der Kaiser sey mit einem ungeheuern Kriegsheere bey dem Siechenhause zu St. Marx in der Vorstadt angekommen. Als wäre ein fürchterlicher Feind bereit, die Stadt zu stürmen, schlug man allenthalben an die Glocken; man griff zu den Waffen, besetzte die Stadtgraben und die Wälle, und schloß die Thore. Nach langen Berathschlagungen beschloß der Pöbel mit seinem Anführer Holzer: Heute könne der Kaiser nicht mehr in die Stadt gelassen werden; es sey seine Schuld, daß er so spät komme, und seine Ankunft nicht früher angekündiget habe. Der Kaiser mußte unter freyem Himmel in einem Gezelte schlafen.

Am folgenden Tage wurde eine Deputation an ihn abgeschickt, welche die Wiener entschuldigen mußte, daß sie ihn nicht allsogleich in die Stadt einge-

lassen haben, was auch aus keiner andern Ursache geschah, als bloß, um auszuforschen, in welcher Lage sich das kaiserliche Heer befände, und was man von demselben zu befürchten habe, denn in der Stadt war man noch gar nicht Willens den Kaiser einzulassen. Man führte Kanonen auf, besetzte die Plätze an den Thoren mit Mannschaft, und brachte sogar 400 Reiter von den Truppen des Herzogs Albrecht durch das Schottenthor herein, weil man sich von der Aussage der Abgesandten, die in Neustadt gewesen sind, und von der Versicherung der kaiserlichen Räthe gar nicht überzeugen konnte, daß der Kaiser bereit seyn sollte, alle ihm zugefügten Unbilden ohne alle Strafe zu vergeben. Der Kaiser nahm die Abgesandten auf eine Art auf, die sie gewiß nicht erwartet hätten. Er reichte ihnen die Hand, scherzte mit ihnen, versicherte sie, daß er keinen Unwillen, keine Strafe, sondern Gnade und Frieden mit sich bringe. Mit vieler Schonung setzte er zuletzt hinzu, daß es unanständig wäre, daß sie ihren guten Landesfürsten im Staube übernachten ließen, und vor ihm die Thore zuschlößen. Zuletzt ermahnte er sie, daß sie von allem diesem dem Stadtvolke Nachricht geben, und dasselbe beruhigen sollten.

Die Abgesandten der Stadt verbreiteten die gütige Rede des Kaisers allenthalben, fanden aber nicht überall Glauben. Der Adel war vorzüglich dem Kaiser abgeneigt, und wünschte, daß er nicht sollte in die Stadt gelassen werden; dem rohen Pöbel schien es ganz unglaublich, daß ein beleidigter Monarch eine so demüthige Sprache führe, und bitten könne, daß

ihm der Zutritt in seine eigene Burg zu seiner Gemahlinn und den Kindern vergönnt werden möchte. Man beschloß also in hellem Haufen zu dem Kaiser hinaus zu gehen, und sich von der Wahrheit zu überzeugen. Eine ungeheure Menge Volkes begab sich in das kaiserliche Lager hinaus, um die Gesinnungen des Monarchen aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. Friedrich erschien zu Pferde ohne Waffen, von seinen Räthen begleitet. Als er heran kam, fielen die ersten Reihen auf die Knie und bezeugten ihm ihre Ehrfurcht. Friedrich hielt dann eine lange Rede an sie, nannte sie seine lieben und getreuen Bürger, lobte ihre Treue und Ergebenheit, nahm Gott zum Zeugen, daß er keinen Unwillen gegen sie hege, und bath neuerdings, daß die Stände doch einmahl friedlichen Vorstellungen Gehör geben möchten. Wolfgang Holzer dankte dem Kaiser für die eröffneten gnädigen Gesinnungen, bath ihn noch bis auf den folgenden Tag zu verweilen, und vor seinem Einzuge in die Stadt die Söldner zu entlassen, was man auch von Seite der Bürger thun würde. Der Kaiser begnehmigte es, und ging in sein Gezelt zurück.

Das Volk frohlockte über die Rede des Kaisers, aber der Adel wollte von ihm noch immer nichts Gutes erwarten. Der Prälatenstand und einige besser gesinnte Freyherrn erhielten endlich doch das Übergewicht, und es wurde beschlossen ständische Abgesandte an den Kaiser zu schicken. Friedrich sprach gnädig, doch mit größerm Nachdrucke zu ihnen, als zuvor zu dem Volke, und gab ihnen 15 Tage Bedenkzeit, um

über den abzuschließenden Frieden zu berathschlagen. Das anwesende Volk gab laut seinen Beyfall zu erkennen, besonders deßwegen, daß sich der Kaiser an die Umstehenden wendete, und sie zu Schiedsrichtern zwischen ihn und dem Adel aufrief. So viel kostete es ihm, um es dahin zu bringen, daß man ihm am dritten Tage die Stadtthore öffnete, und ihn in seine Burg einziehen ließ, wo ihn seine Gemahlinn schon länger, als ein Jahr erwartet hatte.

Es gibt allerdings Umstände, in welchen es die Klugheit fordert, nachgiebig, schonend und versöhnlich zu seyn; ein unzeitiger Ernst, eine voreilige Strenge verdirbt alles. Aber alles hat seine Gränzen. Die allzugroße Güte sinkt leicht zur Schwäche herab, über die man zuletzt nur spottet, durch die der Muthwille und Frevel nur vermehrt wird. Friedrich hat sich hierin ohne Zweifel verfehlet, daß er gar nichts von der kaiserlichen Majestät beybehielt, dem muthwilligen meuterischen Volke zu sehr schmeichelte, dasselbe so gar bath, man möchte ihm doch die Stadtthore öffnen, und unbedingte Straflosigkeit nach so gehäuften Verbrechen ankündigte. Seine Gemahlinn dachte hierüber ganz anders, und wurde über sein Betragen sehr unwillig, als ihr Hinderbach von allem dem Nachricht gab, was sich zwischen dem Kaiser und den Abgesandten der Wiener zugetragen hatte. „Portugalls Könige, sprach sie, benehmen sich anders; Stolzen und Halsstärrigen schmeicheln sie nicht; dem Demüthigen und Überwundenen sind sie gnädig. So geziemt es sich für einen König, und vorzüglich für ei-

nen Kaiser, gegen seine Unterthanen zu verfahren.“ Darauf wendete sie sich zu ihrem dreyjährigen Sohne Maximilian, und sagte in hohen Unmuth: „Wüßte ich mein Sohn! daß du dich, wie dein Vater benehmen werdest, so müßte ich dich bedauern, daß ein Thron auf dich wartet.“

Das waren Worte der Weihe einer hochherzigen Mutter zum Sohne, der zum weisen Regenten, zum heldenmüthigen Feldherrn heranwachsen sollte. Eleonora irrte nicht, wie dieses der Erfolg bewieß. — Die Stände berathschlagten über mehrere Artikel, die ihnen der Kaiser vorlegte, faßten aber keinen Entschluß, und gingen endlich auseinander, ohne den Zweck des allgemeinen Landtages, einen Frieden zwischen dem und seinem Bruder, und ihnen selbst zu Stande zu bringen, erreicht zu haben. Mit dem Herzoge Albrecht konnte man nicht unterhandeln, weil er nach Bayern verreiset war.

Österreich befand sich damahls in einem Zustande, der weder den Nahmen eines Krieges, aber noch viel weniger den Nahmen eines Friedens verdiente. Man hatte nur auf eine kurze Zeit aufgehört zu morden und zu brennen. Friedrichs seltsames Benehmen machte diesem Stillstande des Verderbens bald wieder ein Ende, und führte einen neuen Krieg herbey. Er hatte am 7. September 1462 einen neuen Bürgermeister eingesetzt; weil derselbe aber nicht nach der alten herkömmlichen Sitte war erwählt worden, wurde er vom Volke nicht geduldet. Friedrich ließ es geschehen, daß man den Wolfgang Holzer in dieses

Amt einsetzte, der ihm in dieser Würde auch den Eid der Treue ablegte. Bey dieser fortdauernden Gährung der Gemüther war es gewiß zu voreilig, daß Friedrich seine Söldner verabschiedete. Zu seinem größten Schaden ließ er sie fortziehen, ohne ihnen ihre rückständige Löhnung bezahlt zu haben, die sich nach damahliger schon so oft wiederhohlter Sitte des Faustrechtes bald selbst verschafften. Sie kündigten dem Kaiser die Fehde an, raubten und mordeten um Wien herum, und hinderten die dortigen Bürger der Weinlese abzuwarten. Es entstand ein allgemeines Murren über den Kaiser, daß er seine Unterthanen nicht einmahl gegen Räuber beschützte. Der Bürgermeister und einige Magistratspersonen bathen um Abhülfe. Friedrich antworte: Wenn man ihm 6000 Gulden abreichen würde; so wollte er das Übrige dazu geben, und die Söldner befriedigen. Als man sich dazu nicht verstehen wollte, begehrte er 3000 Gulden, die man ihm aber ebenfalls verweigerte. Die Fehde mit den Söldnern dauerte also noch fort, verursachte der Gegend um Wien grossen Schaden, und erregte den Unwillen der Bürger mehr und mehr. Es bedurfte nur einer geringen Veranlassung, daß die Gährung in helle Flamme ausbräche, und diese ergab sich bald.

Die Wiener hatten einen Räuber gefangen genommen, der eine Frau von Wien mißhandelt hatte. Der Kaiser bemühte sich aus uns unbekannten Ursachen, diesen Wüstling von der verdienten Strafe zu befreyen. Als der Magistrat nicht einwilligte, erzürnte der Kaiser so sehr, daß er dem Bür-

germeister das alte Vorrecht abnahm, Verbrechen zu untersuchen und bestrafen zu dürfen, wodurch sich die ganze Bürgerschaft für beleidiget hielt. Man beschloß Repressalien zu gebrauchen, und eignete sich das Umgeld und die übrigen Einkünfte der Stadt zu. Die Magistratspersonen, die der Kaiser eingesetzt hatte, wurden abgedankt und neue erwählt. Zwey kaiserliche Räthe wurden gefangen genommen, und dem Kaiser selbst erklärte man, daß ihm aller Gehorsam, den man ihm zuvor geschworen hatte, aufgekündet sey. Der Bürgermeister Holzer spielte bey diesem Vorfalle eine sehr thätige Rolle. Aus dem Pöbel hervorgezogen, und zu einem damahls sehr wichtigen und angesehenen Posten berufen, fand er sich sehr geschmeichelt, selbst dem Landesfürsten es empfinden zu lassen, daß er eine wichtige Person wäre, die man nicht ungeahndet reitzen dürfte. Sein Wille galt dem gemeinen Haufen für ein unverletzbares Gesetz, weil Holzers Erhebung desselben eigenes Werk gewesen ist.

Friedrich hatte noch vor wenigen Wochen bey seinem Einzuge in die Stadt gegen den Muthwillen der Wiener eine Gelassenheit gezeigt, die einen Kaiser herabwürdigte; jetzt aber faßte er Muth, und wollte seine Gegner selbst in der mißlichen Lage, in der er sich befand, die geziemende Strafe fühlen lassen. Möglich wäre es, daß ihm die 200 wackern Ritter, die sich bey ihm in der Burg befanden, mit neuem ungewöhnlichen Feuer belebt hätten, und daß dasjenige, was bald erfolgte, bloß allein ihr Werk gewesen wäre. Kurz, die Feindseligkeiten gegen die Bür-

ger nahmen bald ihren Anfang. Einige, welche ganz sorgenlos vor der Burg vorbey gingen, wurden mit Pfeilen getödtet oder verwundet, worüber die Bürger in Wuth geriethen, und die Belagerung der Burg mit allen Kräften betrieben. Man führte große Kanonen auf, zerschoß einige Thürme, und riß einige Seitengebäude der Burg nieder. Die Kaiserinn und den kleinen Maximilian wollte man schonen, und lud den Kaiser ein, sie aus der Burg zu entlassen; aber er antwortete, daß er in der Gesellschaft derselben entweder den Tod, oder die Strafe der Frevler erwarten wolle. Das gegenseitige Feuer aus groben Geschütz wurde Tag und Nacht fortgesetzt, verursachten aber nirgends, aus Mangel der Kunst die Kanonen zu bedienen, einen beträchtlichen Schaden.

Während sich die Wiener möglichst beeiferten, die Burg nur geschwinde zu erobern, wurden ihnen viele Fehdebriefe zugeschickt. Ritter von Österreich und von der Steyermark entschlossen sich, die Schmach ihres Monarchen zu rächen, und kündigten den Wienern — „auf Raub, Brand und Mord“ den Krieg an. Bey manchem Ritter mag wohl nicht die Rettung der Ehre des Kaisers, sondern Raub und Mord, zwey süße Worte für den Raublustigen, der vorzüglichste Beweggrund gewesen seyn, den Wienern den Krieg anzukünden.

Um so vielen Feinden die Spitze biethen zu können, bathen die Wiener den Herzog Albrecht, zu ihnen zu kommen, und sie in ihrem Vorhaben, den Kaiser in der Burg zu fangen, zu unterstützen. Das

war eine Bitte ganz nach seinem Herzenswunsche. Er hatte seit dem in Laxenburg abgeschlossenen Waffenstillstande sich ohnehin nach Möglichkeit zu einem neuen Krieg gegen seinen Bruder vorbereitet; hatte mit dem Reinprecht von Walsee ein Bündniß abgeschlossen, daß er ihm mit der Stadt St. Pölten im Falle eines Krieges mit dem Kaiser den Rücken sichern sollte, und um den Mißvergnügten immer neuen Stoff zu Feindseligkeiten zu verschaffen, und ihren Eifer für den Herzog nicht erkalten zu lassen, mußte sich sein Kanzler nach Tuln begeben, um die Geschäfte seines Herrn mitten in der Provinz des Kaisers zum Verderben des letztern zu betreiben. Mit vielem Vergnügen berichtete schon am 20. September der Kanzler den Herzog, daß sich die Wiener bereits zum Kriege gegen den Kaiser rüsten, worauf auch Albrecht alle seine Kräfte aufboth, bereit zu seyn, wenn die Stunde zum Losbrechen vorhanden seyn würde. Den größten Vortheil hierzu hatte ihm der Waffenstillstand von Laxenburg gewährt, der ihm bis zum Frieden, der aber nie zu Stande kam, den Besitz der eroberten Plätze zugesichert hat. Albrecht hatte auch jetzt noch in vielen Schlössern, Städten und Märkten Unterösterreichs Besatzungen, welche ihn einen neuen Krieg gegen Friedrich sehr erleichtern mußten.

So standen die Sachen, als Albrecht von den Wienern den Ruf erhielt, im Kriege gegen seinen Bruder den Oberbefehl zu übernehmen. Ohne Verzug lud der Herzog alle Edlen des Landes, die dem Kaiser abhold waren, ein, mit ihm auszuziehen, und den

Wienern zu helfen. Die Hoffnung nach Belieben rauben zu können, lockte viele herbey, und Albrecht zog am 2. November von ihnen begleitet in Wien ein. Er hatte zwey Kanonen von vorzüglicher Größe mit sich gebracht, die allsogleich gegen die Burg aufgeführt wurden, und zu spielen anfingen. Täglich wurden von Grafen, Rittern, Knechten, die Albrechten anhingen, neue Fehdebriefe in die Burg geschickt, welche dem Kaiser auf Raub, Mord und Brand absagten, aber durch den Fehdebrief ihre Ehre und ihren guten Nahmen erwahren wollten, daß sie keine gewöhnlichen Räuber wären. Nun häuften sich wieder Gräuel auf Gräuel im ganzen Lande, und Alle griffen zu den Waffen. Wenige, um die Sache ihrer zankenden Fürsten zu verfechten, die meisten um ihre Raubsucht zu befriedigen. Nichts war heilig, nichts war unrecht; alles unterlag dem schrecklichen Bürgerkriege. Schon am 5. November ließ Albrecht einen sogenannten Landfriedenbund in Wien bekannt machen, den er auf zwey Jahre mit den Landständen gegen die Regierung seines Bruders abgeschlossen hatte. Ein Frieden mit ihm sollte dadurch unmöglich gemacht werden, wenn er nicht auf Unterösterreich Verzicht leisten würde. Die Fürsten traten zwar selbst zu verschiedenen Mahlen zusammen, und pflogen Unterhandlungen; aber Albrecht forderte Bedingnisse, die sein Bruder nicht eingehen konnte. Er hätte die Regierung seinem dreyjährigen Sohne Maximilian abgetreten, und den Bruder zum Vormunden erklären sollen. Friedrich hatte schon viele Schmach erduldet,

aber so tief wollte er sich nicht beugen, und zeigte jetzt eine wahre Seelengröße, die lieber den Tod entschlossen entgegen sieht, als sich in den Staub drücken läßt. Er konnte auch desto füglicher unbillige Friedensbedingnisse verwerfen, weil er wußte, daß der König Georg von Böhmen mit einer Armee nächstens zu seiner Befreyung anrücken würde.

Der Prinz Victorin, Georgs Sohn, führte den Vortrab des böhmischen Heeres. Die viel getreuen Städte Krems und Stein, welche im Jahre 1458 seinem Vater, dem König, einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hatten, freuten sich der Ankunft der kaiserlichen Hülfsvölker, öffneten den Böhmen die Thore, bewirtheten sie, und erklärten den Wienern die Fehde. Von Krems zog Victorin nach dem bekannten Schlosse Ort, setzte über die Donau, und vereinigte sich bey Fischamend mit einigen Getreuen aus Österreich, aus der Steyermark, Kärnthen und Krain, die dem Kaiser zu Hülfe herbey geeilt waren. Am 13. November rückte Victorin mit seiner Mannschaft gegen Wien vor. Die Vorstädte wurden drey Mahl fruchtlos gestürmt, denn die Wiener leisteten einen ganz verzweifelten Widerstand. Zum Glücke Friedrichs rückte der König Georg selbst mit einer bedeutenden Macht heran, denn der Mangel an Lebensmittel hatte in der Burg sehr abgenommen, und Albrecht unterließ nichts, noch vor der Ankunft der Böhmen seinen Bruder vollends zu überwältigen.

Am 14. November rückte der König mit seinem Heere in Korneuburg ein. Er lud den Herzog Albrecht

zur Friedensunterhandlung zu sich, welcher Anfangs dazu gar nicht geneigt schien, aber endlich doch einwilligte, und sich dorthin verfügte, weil er der Macht des Königs nicht gewachsen war, und in Wien die Hungernoth täglich zunahm. Die Bürger belagerten die Burg, und wurden zu gleicher Zeit von den Böhmen belagert. Das Erste, was Georg bewirkte, war ein Waffenstillstand, welcher immer verlängert wurde, weil man sich über die Friedensbedingnisse nicht vereinigen konnte. Der Kaiser ernannte Bevollmächtigte, und Georgs Abgesandte reisten oft hin und her, um den Streit beyzulegen. Dieses Zaudern erregte vom Neuem den Unwillen der Wiener, die selbst an Albrechts Redlichkeit zu zweifeln anfingen. Um ihnen allen Verdacht zu benehmen, eilte er von Korneuburg nach Wien, berief das Volk durch den Glockenstreich in die St. Stephanskirche zusammen, und hielt dort eine Rede, in welcher er betheuerte, daß er es in keinem Falle zugeben werde, daß sein Bruder noch ferner über Österreich herrschen sollte.

Endlich kam der Friede zu Stande. Albrecht erhielt ganz Österreich unter der Enns auf acht Jahre, mußte aber dem Kaiser die eroberten Schlösser zurückstellen, und ihm jährlich 4000 Goldgulden geben. Albrecht kündigte seinen Wienern die Friedensartikeln in der St. Stephanskirche von der Kanzel an. Einige, und vorzüglich der Bürgermeister Holzer, murrten dagegen, wurden aber bald zum Schweigen gebracht; daß die entfremdeten Güter wieder zurück gegeben

werden sollten, konnte den Räubern freylich nicht angenehm seyn.

Am 4. December mußte der Verabredung gemäß der Kaiser aus der Burg entlassen werden. Der Prinz Victorin kam mit vielen heran, um den Abzug des Kaisers zu sichern. Der Pöbel betrug sich in den Gassen, durch die der Kaiser mit seiner Familie reisete, ganz seinem Stande gemäß sehr ungezogen. Außerhalb des außersten Thores trennte sich die Kaiserinn mit dem Kronprinzen von ihrem Gemahl; sie fuhr nach Neustadt, er aber über Nußdorf zum Könige von Böhmen nach Korneuburg. — Wie sehr die Sitten durch die stets fortdauernden Fehden verwildert waren, davon gibt folgendes einen auffallenden Beweiß: Albrechts Truppen fielen über einige Wägen her, die der Kaiserinn nach Neustadt folgten, und plünderten sie; und der bekannte Holzer leerte die Häuser derjenigen aus, die mit dem Kaiser abgezogen waren. Und alles dieses geschah nach abgeschlossenen Frieden und geradezu gegen die ausdrücklichen Bedingnisse desselben.

Der König Georg hatte dem Kaiser allerdings einen großen Dienst geleistet, daß er ihn aus der belagerten Burg befreyet, und von aller Schmach errettet hat, die auf ihn wartete, wenn es dem rasenden Haufen gelungen wäre, die Burg durch öfter wiederhohlte Stürme zu erobern, und Friedrichen gefangen zu nehmen. Der Kaiser, von aller Gefahr befreyt, überhäufte seinen Erretter zu Korneuburg mit Dank und Gnadenbezeugungen. Er

nannte Georg zum obersten Vormund seines Sohnes Maximilian, wogegen sich der König verpflichtete, desselben Ehre und Beßtes allenthalben und jeder Zeit zu befördern. Den drey königlichen Prinzen ertheilte der Kaiser die Würde der Reichsfürsten, und erhob sie zu Herzogen von Münsterberg und zu Grafen von Glatz, und bestätigte und vermehrte die Privilegien des Königreichs Böhmen. Dagegen übergab Georg dem Kaiser das ganze bewegliche und unbewegliche Vermögen, welches ihm Frau Margaretha von Cilly, des Grafen Ulrich Gemahlinn, angewiesen hatte. Auf eine so gefällige Weise wollte Georg seine Freude über Friedrichs glückliche Befreyung, und dieser dagegen seinem Wohlthäter den herzlichsten Dank bezeigen. — Möge einem jedem, der einen seiner Nebenmenschen vom Tode oder von einer schmachvollen Gefangenschaft befreyet hat, sein gebührender Ruhm zu Theil werden! Auch wir freuen uns über Friedrichs Errettung aus den Händen seines grausamen Bruders, und eines wüthenden Pöbels. Es war ein Kaiser, es war ein Monarch unsers verirrten Vaterlandes, welchen Georg der höchsten Angst, der Gefangenschaft, oder gar dem Tode entriß. So groß der Glanz dieser That und der Ruhm Georgs ist, so kann man sich doch nicht des traurigen Gedankens erwehren: Es fehle das Schönste, das Edelste, der reine Sinn des Wohlthuns ohne niedrige Nebenabsicht. Kennten wir Georgs sich ganz widersprechende Bündnisse nicht, so wäre es eine Lästerung ihn einer Falschheit, eines

Eigennutzes zu ziehen; aber wir wissen, daß er, sich für — und wider Friedrich verbunden habe, daß er zu gleicher Zeit sein Freund und sein Feind war. Daher kam es auch, daß er ihm nur halb geholfen hat. Er rettete ihm das Leben und die Freyheit, und nahm ihm dafür sein Land, damit auch Albrecht verspüren könnte, Georg sey sein Bundesgenosse. Damit auch die Aufrührer einen Lohn dafür bekämen, daß sie sich unter seinen Schutz begeben haben; damit sich sein Schwiegersohn Mathias, und der Herzog Ludwig von Bayern darüber erfreuen könnten, daß ihr Gegner durch ihren Freund, den König von Böhmen gedemüthiget und geschwächt, und ihnen unschädlich gemacht worden sey. Mackelloser erschiene Georgs Nahme in unsern Jahrbüchern, wenn er redlicher als Bundesgenosse und Nachbar unsers Monarchen gehandelt, und Aufrührern keinen Beystand geleistet hätte. Es stand in seiner Macht, den Bruder sowohl, als auch die verwegenen Unterthanen des Kaisers zu züchtigen, und zur gesetzlichen Unterwerfung zu zwingen; aber es däuchte ihm nützlicher, Friedrichen das Land unter der Enns zu entreißen, aber ihm doch zugleich das Leben und die Freyheit zu retten.

Der Friede war zwischen den beyden hohen Brüdern durch Georgs Zuthun beschlossen; aber dessen ungeachtet erfolgte keine Ruhe für dieses unglückliche Land, weil es keinem von beyden Ernst war, die Friedensbedingnisse genau zu erfüllen. Albrecht schlug als regierender Herr seine Wohnung in der Burg zu Wien auf, und ließ sich Treue und Gehorsam schwö-

ren. Die Wiener, die sich ihm zu Liebe kurz zuvor so viel Unfug gegen ihren rechtmäßigen Landesfürsten Friedrich erlaubt hatten, um den Herzog Albrecht zu ihrem Regenten zu bekommen, fanden bald Ursache genug, diesen ihren Schritt zu bereuen. Albrechts Soldaten plünderten auch jetzt wieder die ganze Gegend um Wien aus, weil sie ihre ausständige Löhnung nicht erhalten konnten. Der verschwenderische Herzog hatte immer zu wenig Geld. Man mußte sich also herbeylassen eine beträchtliche Abgabe zu leisten, um die ungestümen Söldner zu befriedigen. Aber die Quellen flossen nicht ergibig genug, und das Rauben dauerte fort. Viele Söldner verließen sogar Albrechts Dienste, und traten zur Partey des Kaisers über. Die Unordnung stieg bald auf einen noch höhern Grad. Albrecht schrieb Landtage aus, und Friedrich verboth Allen, bey Vermeidung seiner höchsten Ungnade, auf denselben zu erscheinen. Man hatte auf diese Weise zwey Landesfürsten, und wußte nicht, welchem man gehorchen sollte. Die Ursache dieser Verwirrung war: Albrecht sollte vermög des geschlossenen Friedens dem Kaiser die abgenommenen Schlösser zurück geben; da er dieses nicht that, so weigerte sich auch Friedrich, seinem Bruder die Regierung des Landes unter der Enns abzutreten, und sah sich noch immer, als ordentlichen Regenten desselben an. Deßwegen gab er auch seinen Feldhauptleuten den Befehl, die Feindseligkeiten gegen seinen Bruder fortzusetzen, was auch zum größten Schaden des Landes geschah. Seinem Liebling, dem Georg von Ungnad, ertheilte er in

einer Urkunde die Vollmacht, sich an dem Herzog Albrecht und an den Wienern auf alle mögliche Weise zu rächen, weil ihm während der Belagerung der Burg sein Haus in Wien ist geplündert worden. Man darf keinesweges zweifeln, daß der Kaiser ähnliche Privilegien an mehrere seiner getreuen Anhänger ausgespendet habe, wodurch die Kriegsflamme neuerdings angefachet werden mußte.

Nebstdem fand Friedrich noch andere Wege, seinem Bruder wehe zu thun. Er klagte den Reichsfürsten die vielen Beleidigungen und die Schmach, die er seit so vielen Jahren von demselben erdulden mußte; erklärte ihn, als deutscher Kaiser aller Reichslehen verlustig, und sprach über ihn und die Wiener die Acht aus. Der Pabst Pius unterstützte seinen alten, gekränkten Wohlthäter, und that alle in den Bann, die sich bey der Belagerung der Burg wider den Kaiser gebrauchen ließen. Doch der Bann und die Acht wurden in dem Gewirre der Waffen kaum merkbar vernommen, so sehr rasete der Krieg der Bürger, und die gegenseitige Wuth der Parteyen des Kaisers und Herzogs. Die noch immer nicht bezahlten Söldner führten für sich eine eigene Fehde, schonten keine Partey, und waren Feinde von Allen. Deutsche und Böhmen, welche Friedrich und Albrecht nach Österreich berufen haben, um sich gegenseitig aufzureiben, sammelten sich, machten bald die Zahl von 3000 voll, kündigten dem Herzog den Krieg an, und wütheten von der Gegend um Wien angefangen bis gegen die Stadt Steyer herauf ganz unmenschlich.

Siegmund von Puchheim, ein warmer Vertheidiger des Kaisers, und zugleich ein schrecklicher Räuber, und seine Gefährte der Edle von Sternberg, fielen über alle Anhänger Albrechts her und verheerten viele Märkte und Dörfer. Das Sonderbarste dabey war: Albrecht that den Räubern nicht im mindesten einen Abbruch, und sah ihrer Verwüstung ganz ruhig zu. Als sie sich wohl zehnfach ihres Soldes wegen zahlhaft gemacht hatten, entschloß er sich endlich ihre alten Forderungen zu befriedigen, und nahm sie auch wieder in seine Dienste. Sie waren schon so unbändig, und hatten schon so sehr ihre Menschlichkeit abgelegt, daß sie auch nach empfangenem Solde auf ihrem Marsche nach Wien im Vorbeygehen mehrere Ortschaften anzündeten, welches Loos auch den Markt und das Stift Herzogenburg getroffen hat. Diese Bestien von Menschen hatten eine ganz besondere Brenn- und Mordlust. Um den Wiener Berg herum fingen sie in den Weingärten bey 400 Hauer, schlugen mehrere von ihnen todt, und führten die übrigen nach Medling, wo sie dieselben in einen Keller übereinander schachtenweise legten, und sie nach dem Ausdrucke des angeführten gleichzeitigen Wiener Geschichtsschreibers „preßten und marterten, daß es Gott im Himmel möcht' erbarmt haben." — Man hat dafür gehalten, Friedrich habe die Söldner zur Fehde gegen seinen Bruder angereitzet und begünstiget, um demselben nach Möglichkeit Abbruch zu thun. Es wäre allerdings möglich gewesen, daß sich Friedrich dieser heillosen Menschen bedient hätte, um seinen Bruder aus Wien

zu verdrängen, und die Regierung wieder an sich zu bringen; er ließ gewiß kein Mittel unversucht, dieß sein sehnlichst gewünschtes Ziel zu erreichen. Als er aber merkte, daß er sein Vorhaben mit Gewalt durchzusetzen nicht im Stande wäre, nahm er zur List seine Zuflucht.

Der nähmliche Bürgermeister Holzer, der sich von jeher wider den Kaiser so geschäftig bewieß, und die Partey desselben auf alle mögliche Weise verfolgte, ließ sich endlich doch um 6000 Gulden bestechen, den Herzog Albrecht gefangen zu nehmen, und ihn dem Kaiser auszuliefern. 400 kaiserliche Reiter waren auf Holzers Zuthun in die Stadt eingerückt, als Albrecht davon Nachricht erhielt, und das Stadtvolk aufrief ihm Beystand zu leisten, was auch geschah. Die Reiter wurden von allen Seiten angegriffen, und mußten sich ergeben. Holzer entfloh, wurde aber in Nußdorf erkannt, gefangen genommen und nach Wien geführt. Mehrere verdächtige Bürger wurden nebst ihm verhaftet. Am 15. Aprill 1463 erließ Albrecht gegen die Verschwornen ein scharfes Urtheil ergehen. Der Hauptmann der kaiserlichen Reiter, Ritter Augustin wurde enthauptet. Alle übrigen sollten lebendig geviertheilt werden; auf die Vorbitte der Bürger wurde ihnen die Strafe gemildert. Sie wurden ebenfalls enthauptet, nur sollte Holzer sein Verbrechen theuer büßen. Albrecht ließ ihn lebendig aufschneiden, in vier Theile zerstückeln, und die Viertheile und den Kopf vor den Thoren aufhängen. Ein so schlechtes Ende hat der schlechte Mann genommen;

es hat ihm die schon lang verdiente Strafe ereilet. Viele edle und brave Bürger hat er, weil sie dem Kaiser anhingen, ausgeplündert, und hat sich mit ihrem Vermögen bereichert. Nun gab Albrecht Holzers Haus und gesammelte Schätze dem Pöbel zur Plünderung hin, um ihn dafür zu belohnen, daß er die kaiserlichen Reiter gefangen und entwaffnet hatte. Vor wenigen Monathen war Holzer noch der Abgesandte des Volkes, und die vorzüglichste Triebfeder, daß Friedrich in der Burg belagert, und schimpflich von seinem Bruder der Regierung entsetzet wurde; jetzt jauchzte der Pöbel bey dem grausenden Schauspiele, als der Henker den noch Lebenden die Gedärme heraus riß, damit der Sterbende sein eigenes Eingeweide sähe. Und eine so entsetzliche Strafe litt Holzer des Kaisers halben, den er zuvor verrathen hatte, und jetzt wieder um Geld zur Regierung des Landes empor heben wollte. Wie unglücklich sind doch die Zeiten, in welchen sich Fürsten eines so verworfenen Mannes bedienen, um sich zu erheben, und ihre Gegner zu stürzen.

Peter Haider.

Das schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein anderer, der ist mir der Meister
Der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt noch in's Auge.

Schiller.

Peter Haider.

Peter Haider.

Er war von Oberperfuß Landesgerichts Hörtenberg drey Stunden ober Innsbruck gebürtig, seit dem Jahre 1793 aber auf dem Kolsaßberge im Gerichte Rettenberg, zwischen Hall und Schwaz, ansässig, zog bereits im Jahre 1796 zwey Mahl mit der Scharfenschützen-Compagnie der Stadt Innsbruck in das Oberinnthal: nähmlich im Frühjahre nach dem Landgerichts Naudersberg, und im darauf folgenden Herbste nach Reitti; beyde Mahl unter der Anführung des Hauptmanns und nachmahligen Schützenmajors Philipp von Wörndle.

Im folgenden Jahre 1797, als der französische General Joubert bis Brixen und Mühlbach vorgedrungen war, und den F. M. L. Freyherrn von Kerpen bis Sterzing zurückgedrängt hätte, wurde die Landsturmmasse vom Inn- und Wippthale aufgebothen. Ein Theil davon unter dem Obercommando des Schützenmajors von Wörndle mußte von Mauls

durch das Thal Rittseil über das Valserjoch gegen Spinges vorüber, um dem Feinde, der bey Mühlbach stand, in seine rechte Flanke zu fallen. Bey dieser Abtheilung war Peter Haider, als Corporal der Gericht Rettenbergischen Landsturm-Compagnie von 500 Köpfen unter dem Hauptmanne Anton Reinisch, Sensenschmied zu Volders. Diese Compagnie wehrte sich in dem bekannten Gefechte vom 2. Aprill 1797 so tapfer, daß sie 20 Todte, worunter auch ihr Hauptmann war, auf dem Platze ließ und 25 Verwundete zählte.

Peter Haider insonderheit zeigte einen außerordentlichen Muth, und erlegte, als ein trefflicher Schütze, mitten im stärksten feindlichen Feuer sechs Franzosen. Auf einmahl hörte er einen Schuß von hinten her, er sah sich um, und erblickte ihrer fünf, die den Posten von Aichet her, umgangen hatten, und lebhaft auf ihn losfeuerten. Ganz allein, wie er war, schoß er einen davon mit dem Stutzen, den andern mit der Pistole nieder; schon schlug der dritte, ein Paar Schritte entfernt, auf ihn an, als er ihm eins mit dem Säbel versetzte. Allein in diesem Augenblicke bekam Haider einen Schuß von fern her in das rechte Bein, und während des Fallens einen Hieb in die linke Hand, die er, um sich zu stützen, ausgestreckt hatte. Nun lag er mit dem Gesichte auf der Erde. Die zwey noch übrigen fielen über ihn her, gaben ihm vier tiefe Säbelhiebe auf den Kopf, wovon einer gerade über dem Genick eine Narbe zurück ließ, in

die man gegenwärtig zwey Finger legen kann. Weil er keinen Laut mehr von sich gab, und sich aller Regung vorsetzlich enthielt, so ließen sie ihn in einem Birkenwäldchen gerade ober Spinges, als todt auf der Erde liegen.

Sobald er merkte, daß alles um ihn stille war, richtete er sich auf, und verband sich zuerst mit seinem Schnupftuche den jämmerlich zerhauten Kopf; die Schußwunde, so wie die blutende Hand, mußte er aus Mangel eines Tuches offen lassen, und ging in diesem elenden Zustande mit der äußersten Beschwerlichkeit ein gutes Stück vorwärts. Nun begegnete ihm sein Bruder Pancraz Haider. Dieser glückliche Zufall machte ihm Hoffnung zu einer Hülfe; allein, wie betrog er sich! Pancraz hatte ebenfalls drey Stücke einer Kugel im Unterleibe, und zwey Bajonettenstiche im rechten Schenkel, so, daß er keinen Fuß aufheben konnte, sondern, gestützt, auf sein Gewehr, gleichsam nur vorwärts schleifen mußte. Ihre Ermattung und die Furcht von den Feinden ausgespürt zu werden, nöthigte sie dem Walde neben Spinges unter freyem Himmel zu übernachten. Hier brachten sie vom 2. Aprill Abends, bis auf den 4. früh, bey 37 Stunden ohne Verband, ohne Labung, ja sogar ohne Wasser unter den heftigsten Schmerzen und immerwährenden Besorgnissen zu. Peter litt unaussprechlichen Durst, der ihn zwang, das Blut aus seiner Handwunde zu saugen.

Um irgend eine menschliche Hülfe zu suchen, flick-

ten sich endlich die beyden Brüder, so gut sie konnten, zusammen, und versuchten es am 4. Aprill früh Morgens, wiewohl mit unbeschreiblicher Mühe und Anstrengung, sich nach Mühlbach zu schleppen, welchen Ort sie, ungeachtet er nur eine Viertelstunde von ihnen lag, erst nach ein Paar Stunden erreichten. Als sie zu Mühlbach über die Brücke gehen wollten, strömten die Feinde eben in dichten Haufen aus dem Valserthale heraus. Die zwey Brüder hatten jetzt keine andere Zuflucht, als eine Mühle, wohin sie nur durch den grobsteinischen Mühlbach gelangen konnten. Hier versteckten sie sich unter das Räderwerk.

Von diesem Aufenthalte flüchteten sie in eine Sägemühle, um sich dort, bis die Gegend von Feinden gereiniget seyn würde, in die Späne einzugraben; zum Unglück fanden sich aber keine. Dagegen brachte ihnen ein gutmüthiges altes Mütterchen eine Suppe — zwar die erste Speise, welche sie seit wenigstens 40 Stunden gesehen hatten. Allein, sie wollte ihnen doch nicht schmecken. Von der Sägemühle aus konnten die Bewegungen der Feinde deutlich beobachtet werden; das viele Feuer, welches letztere unterhielten, und ihre Geschäftigkeit in Aufsuchung des Holzes, ließen keine Sicherheit mehr an diesem Orte hoffen. Sie verkrochen sich daher in eine Schopfe, worin ein Schweinstall war. Allein auch hier durften sie, zu Folge der gutherzigen Warnung eines Mannes vom Orte, nicht bleiben, weil die Franzosen alle Ställe und Scheuern durchsuchten, um Hühner,

Schweine u. s. w. zu finden. Indessen wurde dieser Vorfall der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gemeldet, beyde riethen, daß die Verwundeten weiter geführet werden sollten, was sie in ihrem elenden Zustande kaum würden ausgehalten haben.

Abermahl ein altes Weib erbarmte sich ihrer, und both ihnen ihre Hütte an; „doch, wenn euch die Franzosen entdecken, setzte sie zu, so helf euch Gott, ich „laufe davon.“ Peter antwortete: „Hat uns der „liebe Herr Gott bisher so wunderlich erhalten, wird „er uns auch künftig nicht verlassen.“ Auch wahr, versetzte das Mütterchen, und führte sie nach Hause. „Aber zu essen kann ich euch nichts geben, denn ich „bin arm, habt ihr Geld.“ Geld haben wir wohl, war Peters Antwort, hier, nimm! die gute Alte brachte ihnen nun zu essen, und machte ein Bett zu rechte. Als sie sich niedergelegt hatten, war ihre erste Sorge ein Wundarzt. Allein dieser kam am 5. Aprill, erklärte Peters Zustand, bey dessen Schußwunde sich bereits der Brand angesetzt hatte, für tödtlich, schnitt auf geradewohl in seinem Fleische herum, und verband sämmtliche Wunden.

Nach 15 Tagen kam endlich eine Fuhre von Kolsaß, ihrer Heimath, um sie abzuhohlen; mit dieser wurden sie nicht ohne empfindlichen Schmerzen über das Gebirge nach Volders gebracht. Im Militärspitale bey der Volderer Brücke war eben ein geschickter Chirurgus, und Peter wurde von ihm so vollkommen hergestellt, daß er, außer einer gewissen Schläfrigkeit

bey ungünstiger Witterung, an den sonst gewöhnlichen Folgen der Kopfwunden nichts zu leiden hat.

Mit allen seinen Narben zog Peter neuerlich im Jahre 1799 noch zwey Mahl ins Feld, nähmlich mit dem Rettenberger Landsturm in das Oberinnthal, und dann mit der Scharfschützen-Compagnie der Stadt Hall unter dem Hauptmann Lauterer ins Engadein.

Andreas Jelky.

Da mich trieb ein mächtigs Hoffen,
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandl', rief's, der Weg ist offen
Immer nach dem Aufgang fort.

Schiller.

Jelky.

Man hat die Schicksale eines Robinson Krusoe mit vieler Theilnahme gelesen, und ihn für die vielen Unglücksfälle bemitleidet, welche ihm der Himmel zuschickte; aber auch bey uns gab es einen Mann, den ein ungünstiges Loos von seinem Vaterlande weit hinwegschleuderte, der als Inselbewohner heißer Zonen, so wie jener, mit dem größten Ungemach zu kämpfen hatte: auch Ungarn hatte einen Robinson — Andreas Jelky war es.

Der Vater dieses Andreas Jelky hat dem Kaiser Leopold, Joseph und Carl als Soldat gedient, und der letzten Eroberung Belgrads beygewohnt. Dieser hat sich, nach seiner Entlassung vom Soldatenstande zu Baja in Ungarn häuslich niedergelassen, und seine drey Söhne der Schneider-Profession gewidmet. Der Älteste aus diesen hat auch wirklich in der Haupt- und Residenzstadt Wien sein Glück gemacht, und in der Folge der Zeit, die Stelle eines k. k. Garderobers erlangt. Dieser berufte seinen jüngern Bruder Andreas zu sich, und nachdem sich derselbe bey ihm eine

ziemliche Geschicklichkeit erworben, rieth er ihm nach Paris zu reisen, um sich alldort noch mehr zu vervollkommen. Gern folgte Jelky dem Rathe seines gutmeinenden Bruders, und reisete am 13ten März 1754 von Wien über Prag, Leipzig, Nürnberg, bis Erlangen. Hier hielt er sich zwey Monathe hindurch auf, und trieb seine Profession; sein Bruder aber verwies ihm in einem Schreiben die unterbrochene Reise nach Paris, daher er sich von dannen wieder auf den Weg machte, und zu Aschaffenburg anlangte. — Eben damahls wurden im römischen Reiche viele zu Soldaten ausgehoben, und es fehlte wenig, so wäre auch er ergriffen, und zum Soldatenstande gezwungen worden, allein er entgieng der Gefahr durch eine fast lächerliche List: ein Bauernweib trug ihn, gegen Anerbiethung eines Gulden, in einer Kreinze auf den Rücken aus der Stadt. Von dieser Gefahr befreyt, fiel er in eine andere: denn als er hierauf zu Hanau ankam, wurde seine Kundschaft, die er beym Stadtthore vorzeigte, von der Wache zerrissen, er selbst aber von dieser in die Caserne überbracht, allda unter die übrigen Rekruten gestoßen, mit denen er nach Hannover sollte geliefert werden. Zum Glücke ereignete es sich, daß bey ihrer Ankunft am Mayn viele Rekruten eingeschifft wurden, Jelky aber mit mehreren andern zurückbleiben mußte, bis diese Schiffe wieder zurückkämen; unterdessen fand er jedoch Gelegenheit mit einem Böhmen, einem gleichfalls gezwungenen Rekruten, nächtlicherweile von jenem Standorte zu entfliehen. Nach einigem Herumschweifen kam

er nach Nimwegen, wo er einen Hessen antraf, welcher vorgab nach Rotterdam zu reisen, allwo er einen Vetter, und viele andere gute Bekannte habe, mittels derer Zuthun, er ihm leicht ein Schiff zuwege bringen würde, auf welchem er nach Frankreich reisen könnte. Jelky, dem dieser Vorschlag gefiel, gesellte sich also zu ihm, langte zu Rotterdam an, und wurde in dem Hause des Wirthes, den der Heß seinen Vetter nannte, auf das Beste bewirthet.

Nach Verlauf von vier Tagen wurde der Heß unsichtbar, und Jelky sollte dem Wirth 50 Thaler für die Bewirthung bezahlen. Er stellte den ihm gespielten Streich, und seinen Geldmangel vor, umsonst; er mußte Soldat werden, man legte ihm die Montur an, und brachte ihn mit 80 Deutschen und vielen Holländern zu Schiffe, welche nächstens nach Ostindien absegeln sollte. Das Schiff segelte den 30ten October 1755 wirklich ab. Tags darauf, als sie sich in dem britannischen Meere zwischen Frankreich und England befanden, entstand ein schrecklicher Sturm, während dem der Blitz in das Schiff einschlug, und selbes in Brand steckte. Die größte Angst bemächtigte sich aller Anwesenden, die sie ganz muthlos machte, vergebens ertheilte der Kapitän die nöthigen Befehle und Maßregeln; Niemand gab seinen Worten Gehör. Einige ergriffen Balken, andere Breter, und stürzten sich damit in die tobenden Fluthen. Auch Jelky ergriff ein Stück Holz, und vertraute sein Leben dem Meere an. So von den Wellen die ganze Nacht hin und her getrieben, erstarrte er dergestallt vor Kälte,

daß er den Block nicht einmahl mehr fahren lassen konnte, wiewohl er es einigemahl gerne gethan hätte, denn er hatte alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben. Am folgenden Tage, da sich der Sturm bereits gelegt hatte, wurde Jelky nebst mehreren andern von englischen Fischern den Fluthen entrissen. Einer aus diesen Fischern beherbergte ihn auch so gut, daß er, durch dessen Pflege bald wieder zu seinen Kräfte gelangte. Jelky, der diesen Liebesdienst durch nichts vergelten konnte, besserte, aus Dankbarkeit, seines Wirths und seiner Familie Kleider aus; mittlerweile aber trieb ihn die Sehnsucht oft an das Gestade, um ein Schiff auszuspähen, mit welchem er wieder absegeln könnte. Sein Wunsch ward endlich erfüllt: denn ein anderes holländisches Schiff ward von dem Sturm gleichfalls an jenes Gestade getrieben, und der Kapitän desselben nahm unsern Jelky unter der Bedingniß in sein Schiff auf, daß er den Bootsknechten die Kleider ausbessern sollte. Die Bestimmung dieses Schiffes war nach Surinam, einer holländischen Colonie in Amerika, in dessen Hafen es auch nach etlichen Wochen glücklich einlief. Nach der Ladung mit Taback und andern Waaren, wurde es aber auf dem Rückwege von dannen so sehr durch einen Sturm beschädigt, daß der Kapitän zur schleunigen Ausbesserung desselben für nöthig fand, in dem Hafen von Lisabon einzulaufen. Hier, wo Jelky im Hornung 1756 ans Land stieg, hatte er Gelegenheit die Steinhaufen und Überbleibsel der Hauptstadt Portugals zu sehen, welche bekanntlich ein Jahr zuvor (1755 den

1sten Novemb.) durch ein erschreckliches Erdbeben erschüttert, und eingestürzet worden. Jelky ersuchte nun den Kapitän um einige Belohnung für den Dienst, den er während der Schifffahrt den Matrosen geleistet; allein er wurde mit dem Bescheide abgewiesen, es sey genug, daß ihm auf dieser ganzen Reise die Kost sey dargereicht worden. So in die äußerste Nothdurft versetzt, ging Jelky traurig den Hafen auf und ab, und erkundigte sich fleißig, um die Ankunft und Abfahrt der Schiffe. Endlich erfuhr er, daß zwey Maltheser-Schiffe nächstertagen absegeln würden, und erhielt nach vielen Bitten, daß er in das Kleinere aufgenommen wurde.

Ruhig, und bey günstigem Winde segelten gedachte Schiffe ungefähr 6 Tage lang, als sie auf einmahl in der Ferne ein ungeheures und zwey kleinere Schiffe erblickten, und bald gewahr wurden, daß es Raubschiffe wären. Der Kapitän befahl daher die Flucht zu ergreifen; allein es erhob sich eben ein Wind, der so heftig wütyete, daß er den Mastbaum des einen Schiffes zertrümmerte. Die Corsaren nahten sich indessen; und es war kein Mittel mehr übrig zu entfliehen; man mußte zu den Waffen greifen; doch die Übermacht der türkischen Seeräuber siegte bald über das schwache christliche Schiffsvolk; sie bemeisterten sich des Schiffes, hauten die Widerspänstigen nieder, und nahmen die übrigen, worunter auch Jelky sich befand, gefangen. Jelky wurde auf das kleine Raubschiff überbracht; dieses war mit 24 Ruderbänken versehen, an deren jeder

12 Mann ruderten. Auf diesem Schiffe schmachtete er sieben Wochen, nach derer Verlauf er in einem Lande anlangte, welches ihm, aus Abgang der türkischer: Sprache auf immer unbekannt blieb. Bald nachher wurde er, nebst den übrigen Gefangenen nach einer volkreichen Stadt überbracht, und auf dem Markte zum Verkauf ausgestellt. Die Türken hielten ihn, wegen seiner zarteren Haut an den Händen von edlerer Herkunft, und er ward daher um einen höheren Preis angeschlagen; aber eben darum fand sich auch kein Käufer. Er wurde demnach in eine andere Seestadt mit Nahmen Bachna geführt, und allda einem adelichen Türken verkauft. Jelky war also Sclave in dem Hause dieses alten, adelichen Türken; der aber ein sehr gelinder und leutseliger Mann gewesen, und ihn durch drey Monathe so gütig behandelte, daß er das Joch der Sclaverey kaum würde empfunden haben, wenn nicht die Hartherzigkeit und Grobheit des Aufsehers, der mit ihm äußerst grausam verfuhr, ihn nur zu oft daran erinnert hätte, daß ihn das Schicksal verurtheilt habe, hier im Elende seine Tage zuzubringen. Es fiel ihm sein Vaterland, es fielen ihm seine Verwandten ein, ach und sein Herz fand nirgend einen Trost selbe je wieder zu sehen! —

Jelky's Gebiether pflegte fast alle Wochen in die benachbarten Inseln überzuschiffen, und sich daselbst mit dem Fischfange zu ergetzen; den Jelky bestimmte er zu diesem Dienste. Einmahl befahl der Herr eine Fregatte zuzurüsten, und dieselbe mit Reis, Kaffeh, Wasser, und andern Lebensbedürfnissen auf etliche

Täge zu versehen; gegen den Abend, als man schon im Begriffe stand abzufahren, ereignete es sich, daß ein, in jener Gegend wohnhafter Türke von Ansehen, sich seinem Herrn auf dem andern Tag zum Besuche, und zur Mahlzeit anmelden ließ; der Sclavenhändler mußte also allein Jelky und einem Knaben abfahren, um Fische zu diesem Gastmahle zu fangen. Als sie bereits ziemlich weit vom Ufer entfernet waren, befahl der Aufseher das Segel zu spannen, und züchtigte Jelky, ohne einige dazu gegebene Ursache, mit vielen Schlägen. Er selbst zog hierauf die Segel ein, bey welchem Geschäfte er mit dem Oberleibe sich über den Rand der Fregatte in das Meer neigte. Diese Stellung des Aufsehers, brachte Jelky augenblicklich auf den Gedanken, sich bey dieser günstigen Gelegenheit in die Freyheit zu setzen; die erst zuvor unrecht erhaltene Züchtigung entflammte die Sehnsucht zur Befreyung noch mehr; ohne sich also lange zu besinnen, ergriff er den Aufseher bey den Füßen, und stürzte ihn in das Meer. Dieser rang eine Zeit lang mit den Fluthen und trachtete endlich, da er sich auf das Schwimmen trefflich verstund, das Schiff wieder zu erreichen. Nun war es einmahl geschehen: Mitleiden durfte er mit seinem Tyrannen nicht haben, dieß hätte ihm selbst das Leben gekostet; Jelky stellte sich also mit dem Messer in der Hand, als wenn er ihm die Hände zerschneiden wollte, und zwang ihn auf diese Weise von seinem Vorhaben abzustehen, und gegen das Ufer zu schwimmen. Der noch im Schiffe befindliche Knabe, besorgend es möchte nun die Reihe

an ihn auch kommen, fiel ihm zu Füßen, und versprach allen Dienst und Treue. Jelky sagte ihm volle Sicherheit zu, und überließ seine Fregatte dem günstigen Winde. Sieben Tage und Nächte segelten sie fort bey immer gleichem Winde, während welcher Zeit sie im Schlafen und Wachen miteinander abwechselten. Am achten Tage erblickten sie ein großes Schiff; Jelky hielt es für ein Raubschiff, und erschrack nicht wenig; bey besserer Herannäherung desselben jedoch zeigte es sich, daß es ein christliches Schiff sey. Nun hoben unsere beyden Flüchtlinge die Hände auf, und flehten um Hülfe; man winkte, und bedeutete ihnen näher hinzuzusegeln; so wurden sie glücklich in das Schiff aufgenommen, und Jelky den Matrosen zugesellt. Es war ein portugiesisches Kauffahrteyschiff, dessen Bestimmung nach Makao gerichtet war, wo es auch nach einer Fahrt von etlichen Monathen, im May 1757 in dem Hafen von Makao glücklich einlief. — Diese an den äußersten Gränzen von China gelegene Stadt gehört den Portugiesen, allwo sie einen ansehnlichen Handel zu treiben pflegten. Hier dankte Jelky dem Schiffskapitän für die so gütige Rettung aus der augenblicklichen Lebensgefahr, und erhielt von ihm die Erlaubniß nicht nur hinzugehen wohin es ihm belieöte, sondern es wurden ihm auch von demselben für die Fregatte, mit welcher er sich in die Freyheit gesetzt hatte, 80 spanische Matten dargereichet. In dem nähmlichen Hafen lag ein chinesisches Schiff, welches eine Reise nach Canton (einer berühmten Stadt im sinesischen Reiche) vorhatte. Jelky wurde

mit dem Kapitän desselben eins, gegen Bezahlung 18 spanischer Matten mit dahin zu fahren; doch seinen türkischen Knaben mußte er, so schwer es ihm geschah zurücklassen, weil sich die Chineser durchaus weigerten, ihn in das Schiff aufzunehmen; Jelky überließ ihn also den Portugiesen um 60 spanische Matten. — Nach seiner Ankunft zu Canton begab er sich zum holländischen Consul, Herrn de Vint, erzählte ihm seine Schicksale, und nahm unter den holländischen Truppen Dienste. Im Monath November des erwähnten Jahres, trat er auf einem holländischen Schiffe Justitia genannt, die Reise nach Batavia an. Diese Stadt liegt auf der Insel Jawa, und ist die größte und berühmteste holländische Pflanzstadt in Ostindien. Im Jänner 1758 langte er allda an, und diente noch zwey Monathe unter der Militz. Nach Verlauf dieser Zeit vernahm der Vorsteher der ostindischen Handlungsgesellschaft Peter Albert von der Parra, daß Jelky die Schneiderprofession verstünde, er nahm ihn daher in sein Haus auf, um diese allda zu treiben. Jelky war emsig, und hatte Zuspruch, und nun ging es ihm so gut von statten, daß er noch in dem nähmlichen Jahre in den Bürgerstand aufgenommen wurde. Jelky verehlichte sich hierauf mit der Tochter eines englischen Pächters Namens Sequin, in Hoffnung durch diese Heirath seine Glücksumstände zu verbessern; allein er fand sich in seiner Hoffnung betrogen, denn der, obwohl sehr bemittelte Schwiegervater schlug ihm auch in den mißlichen Umständen alle Hülfe ab.

Viele Unglücksfälle und Wiederwärtigkeiten hatte

Jelky nun bereits überstanden, doch er schien dazu auserkohren, ein Ball des Schicksals zu seyn, und noch weit größeres Ungemach und Elend stand dem Ärmsten bevor. — Er bekam ein sammtenes Kleid für eine adeliche Braut zu verfertigen, er nahm einige Indianer dazu auf, und arbeitete daran tief in die Nacht hinein, aber, o des Mißgeschicks! Ein Indianer stieß unvorsichtigerweise die Lampe um, und schüttete das Öhl über das Kleid. Jelky war in die äußerste Angst und Verlegenheit versetzt, er wußte sich lange keines Raths zu erhohlen, endlich den kommenden Morgen in aller Frühe begab er sich in das Waarenmagazin der holländischen Gesellschaft, sucht sich 9 Ellen Sammt aus, und weil er kein anderes Mittel wußte, ließ er den Nahmen seines Wohlthäters, nähmlich des vorgenannten Vorstehers, in das Handlungsbuch einschreiben. Das Kleid wird verfertigt; Tags darauf treibt Jelky allenthalben Geld auf, und bezahlt den auf Borg genommenen Sammet baar aus. Nach Verlauf des Monaths wird erstgedachtem Vorsteher, gewöhnlichermaßen der Auszügel, der für seine Familie abgereichten Waaren übergeben. Dessen Gemahlinn, welche vielleicht ein zu gähes Gemüth hatte, ersieht darin den Sammet, geräth bey alle dem, daß die bereits gemachte Bezahlung angemerkt war, in einen heftigen Zorn, und hinterbringt es ihrem Gemahl. Man dringt auf den Urheber dieses Betrugs, Jelky wirft sich ihm zu Füßen; vergebens erzählt er den unglücklichen Vorfall, und bittet um Verzeihung — der Zorn der Gemahlinn war nicht

zu besänftigen. Er ward von dem Vorsteher verstoßen, welcher noch obendrein den Befehl gab: Jelky müsse wieder zur Militz zurücktreten, und schon am folgenden Tage nach der Insel Ceylon, wo die Holländer wider den König von Candy im Kriege verflochten waren, abreisen; weil er aber Bürger war, ernannte er ihn zum Sergeant, mit 24 Gulden monathlichem Gehalt. Zu Anfang des Jahrs 1760 reisete also Jelky mit mehreren Soldaten von Batavia wirklich ab; nachdem er seine Ehegattinn ihrem Vater übergeben, und anempfohlen hatte. Drey Monathe hielt er sich in Ceylon im Lager auf, dann erhielt er von dem kommandierenden General dieser Insel Befehl, mit einer Truppe, ein mit Zimmet befrachtetes, nach Batavia bestimmtes Schiff bis auf die Insel Banda zu begleiten. Nach seiner Ankunft allda wurde er abgeordnet, ein anderes Schiff, so mit Muskatnüssen und anderen Sachen beladen war, weiter, bis zur Insel Amboue, und von dannen abermahl ein anderes mit Gewürznelken befrachtetes Schiff, bis auf die Insel Ternate, allwo die Holländer auch einige Festungen hatten, weiter zu begleiten; hier wurde Jelky unter die Besatzung gestoßen. — Zu jener Zeit erhielten die Holländer jährlich von dem Könige der Insel Ternate, Molyr, Machiam und Gilolo, eine ungemeine Menge von Gewürznelken, mit welcher Waare sie allein, mit Ausschluß aller andern Nationen betheilt wurden. Nun wurde mit diesem Könige der Vertrag gemacht, daß die überflüssigen Bäume sollten ausgerottet, von den Holländern hingegen für jeden aus-

gehauenen Nelkenbaum 12 fl. bezahlt werden. Zur Bewerkstelligung dieses Geschäfts wurde Jelky mit 24 Holländern, und 140 Mohren dahin beordert. Es begab sich aber aus Unwissenheit der Wegweiser der Irthum, daß sie über die unbekannten Gränzen, in das Gebieth eines benachbarten barbarischen Königs hinein geriethen; diese Landschaft der Schwarzen wird Papous grnannt. Kaum wurde man dort den vermeinten Einfall der Holländer gewahr, als die Barbaren allenthalben in großer Menge zusammen liefen, und die holländischen Truppen angriffen. Jelkys Indianer, welche an Geschwindigkeit im Laufen die Europäer weit übertraffen, nahmen die Flucht durch die dornigen Gesträuche, da hingegen die meisten Holländer niedergehauen, 9 aber gefangen, und auf der Stelle von einander abgesondert wurden. Jelky, der sich unter den Letzteren befand, wurde einem der Vornehmsten des Landes übergeben, und in einem Kerker, der vielmehr einen Käfig vorstellte, eingesperrt. Hier hätte Jelky dem gewissen Tode nicht mehr entgehen können, hätte ihn die Liebe und das Mitleid eines weiblichen Geschöpfes nicht gerettet; denn schon am folgenden Tage kam die Tochter dieses vornehmen Indianers, ein beyläufig 16jähriges Mädchen zum Kerker, betrachtete Jelky sehr, und schien über sein Unglück sehr gerührt zu seyn, endlich gab sie ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er bald werde in Stücken zerhauen und aufgezehrt werden. — Jelky schauderte vor dieser grausamen Todesart; er fiel auf die Knie, und flehte inständig um Beystand. Das Mäd-

chen, dessen Herz wirklich für Jelky schlug, gab ihm zu verstehen: sie wolle für ihn sorgen, wofern er erkenntlich dafür seyn, auch ihren geneigten Willen, mit Gegendiensten vergelten würde. — Wer wird den Schutzgeist seiner Rettung nicht ehren, besonders wenn dieser in der Gestalt eines sanften Mädchens erscheint, das, obwohl nur schwarz vom Gesichte, doch mit Wärme, und edler Theilnahme an unserm Schicksale hängt. Jelky erklärte ihr demnach seine ewige Liebe und Dankbarkeit, und bath sie noch einmahl ihm ihre Hülfe zu schenken. Am neunten Tage besuchte ihn die Schwarze wieder, tröstete ihn, und versicherte ihn, daß seine Rettung nahe sey. Um Mitternacht sah er jählings die Thüre des Kerkers öffnen, das Mädchen trat mit zweyen Indianern ein, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn auf einem engen Fußsteige durch einen Wald, zu einem Flusse, allwo sie ein schon bereitetes Schifflein bestiegen, und abwärts fuhren, da die zwey Indianer ruderten. Sie waren schon ziemlich weit gekommen, und kamen dem Meere allmählich näher, als sie sich in einen weitschichtigen Sumpf seitwärts lenkten, darüber fuhren, und endlich ein seichtes Wasser antrafen; Jelky und das Mädchen wadete durch, die zwey Schwarzen aber zogen das Schifflein, und richteten das, von der Durchfahrt niedergedrückte Rohr wieder auf, um die Spur ihrer Flucht zu tilgen. Sie kamen endlich in einer wüsten und öden Gegend an, in welcher sie länger als ein Jahr, von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, und mit unglaublichen Drangsalen käm-

pfend, lebten. Eine kleine Hütte von Gesträuchen war ihre Wohnung, die zwey Indianer, die Gefährten ihrer Flucht, leisteten ihnen auch hier getreue Dienste; Cocusnüsse, die sogenannten Paradiesfeigen, Fische, Krebsen und Schildkröten waren ihre Nahrung. — Jelky litt die ganze Zeit hindurch an einer Gemüthskrankheit, welche ihn endlich auch an Leibeskräften schwächte. Das getreue Mädchen, obgleich an Wohlleben gewöhnt, trug viel standhafter; sie war es, die ihn so viel als möglich zu trösten suchte; sie, die mit ihm fröhlich war, ihn noch mehr aufheiterte, wenn er auf Augenblicke seines Elends zu vergessen schien; sie, die mit ihm weinte, wenn das Übermaß des Schmerzes, Seufzer seiner Brust entpreßte; doch ach, diese biedere Trösterinn theilte nicht allzulange Jelkys bitteres Loos: im dreyzehnten Monathe ihres Aufenthaltes starb sie an einer Krankheit, in der ihr weder Jelky noch die beyden Indianer Hülfe leisten konnten. Die Schwarzen unterließen nicht, Jelky über ihren Verlust zu trösten, und fragten ihn, ob sie ihm von dem Körper der Verblichenen eine Speise bereiten sollten? aber Jelky verbath sich eine so unmenschliche Mahlzeit: Er bethete für sie, und bestattete den Leichnahm zur Erde.

Die Indianer setzten ihre Dienste wie bisher, noch immer eifrig fort; er aber hatte bey sich den Entschluß gefaßt, diese Wüste, wenn es möglich wäre zu verlassen. Täglich spähte sein Auge auf der endlosen Fläche des Meeres umher, ob nicht ein Schiff zufällig vorbey fahren möchte; seine Sehnsucht unter

Menschen zu wohnen, noch einmahl auf der Welt glücklicher zu seyn, stieg aufs höchste, und wirklich hatte ihn der Himmel, der ihn so oft aus den größten Gefahren befreyte, auch diesesmahl nicht ganz verlassen. Eines Tages, als er seufzend am Strande auf und abging, und mit gierigem Auge das Meer durchkreuzte, erblickte er ein chinesisches Schiff, das von der Insel Ternate nach Batavia segelte. Sogleich heftete er die langen Blätter vom Baume Pisang, an eine Stange, richtete sie in die Höhe, und bewegte sie in der Luft so lange hin und wieder, bis die Chinesen dieses Zeichen wahrnahmen, und einen Kahn an das Gestade schickten, auf welchem er menschenfreundlich aufgenommen, und sammt den zwey Indianern in das Schiff überbracht wurde. Auf diesem Schiffe kam Jelky zu Batavia glücklich an; begab sich auf der Stelle in das sogenannte Wasserkastell, und erbath sich allda ein Kleid von der Besatzung. Hier erfuhr er, daß während seiner Abwesenheit Herr von Messel, der oberste Statthalter von Batavia, mit Tode abgegangen, dessen Rang aber durch Herrn von der Parra, ehemahligen Vorsteher der ostindischen Handlungsgesellschaft ersetzet worden sey. Zu diesem also begab sich Jelky unverzüglich, und warf sich ihm zu Füßen. Der Statthalter erkannte ihn alsogleich, erinnerte sich seines harten Verfahrens gegen ihn, war lange unentschlossen, endlich mußte er die Augen von Jelky abwenden, denn sie gingen ihm von Thränen über. — Willig hörte er die Erzählung seines Schicksals, nahm die Schuld auf sich,

und fügte bey, daß er an alle holländischen Gegenden seinetwegen geschrieben, allein nichts Zuverlässiges habe erfahren können; er tröstete ihn sodann, und versprach ihm, alles was ihm Widriges erfuhr, mit Gutthaten künftig ersetzen zu wollen. Durch solchen Trost aufgerichtet, eilte Jelky zu seinem Schwiegervater, und umarmte mit dem Entzücken des Wiedersehens seine Gattinn, und sein kleines Töchterchen. — Der Statthalter hatte indeß auf sein Versprechen nicht vergessen, den er überschickte bald darauf dem Jelky 500 Thaler, eben so viele Flaschen Wein, und 300 Flaschen Bier, um hiermit seine verlornen Kräften wieder zu erhohlen, und sich die nöthigen Hausgeräthschaften herbeyschaffen zu können. Ja der Statthalter bezeigte sich von dieser Zeit an so geneigt und wohlthätig gegen ihn, daß er die Stelle eines Vaters fast bey ihm vertrat: so ertheilte er zuerst dem Jelky die Fähndrichsstelle bey der Bürgerschaft, und ernannte ihn zugleich zum Vormünder aller mahometanischen und heydnischen Waisen; hierdurch war ihm die Erziehung aller indianischen und chinesischen Pupillen, nebst der Verwaltung ihres Vermögens anvertraut. Hierauf verlieh ihm dieser Gutthäter die Befugniß 12 Stadtlehenwägen zu halten, und in Pacht zu überlassen, und streckte ihm zur Bestreitung der Kosten, die er zur Anschaffung der Wägen, Pferde, Knechte und übrigem Zugehör nöthig hatte, freygebig das Geld dar.

Jelky erwarb dadurch einen beträchtlichen Gewinn, und gelangte bald zu einem bedeutenden Reich-

thume; daher er endlich dieses ihm vor andern verliehenen Recht mit großem Vortheile verkaufte. Der Statthalter hatte ihm aber noch weit größere Gnadenbezeugungen vorbehalten. Er verlieh ihm den freyen Gebrauch seiner Casse, und Jelky durfte daraus eine beliebige Summe Geldes zu seinem eigenen Handel und Wandel erheben; aller Gewinn war sein, bloß das Capital hatte er zurückzulegen: hierdurch erwarb er sich in wenig Jahren ein so ansehnliches Vermögen, daß er ein Gut von 1400 Häusern erkaufte; wußte auch durch sein gelindes Betragen, sich die Liebe aller seiner Inwohner zuzuziehen, obwohl selbe entweder Mahomedaner, oder Abgötterer waren. Das Glück schien ihn nun auch günstiger anzulächeln; er erhielt bald die Stelle eines Kapitän-Lieutenants unter der Bürgerschaft, und wurde als Mitglied des Stadtrathes, und endlich gar als geheimer Rath des holländischen Guberniums ernannt. Zu solchen Würden erhoben, wurde Jelky zu den wichtigsten Geschäften und Angelegenheiten sowohl der ostindischen Gesellschaft, als auch des Staates selbst gebraucht. Sein erstes Geschäft war die Gesandtschaft nach Japonien, allwo er es glücklich dahinbrachte: daß dem Ansuchen der holländischen Republik geneigt willfahren wurde. Ein anderesmahl wurde er nach Banda, auf der Insel Java abgeordnet, um den Prinzen des schon sehr alten Königs zu krönen, nachdem dieser die Republik ersuchet hatte, den Prinzen an seine Stelle zu setzen. Dieser König war vorzeiten unabhängig, im

Jahr 1683 aber haben ihn die Holländer sich unterwürfig gemacht, von welchen er nachmahls in dem königlichen Schlosse jener Stadt gleichsam eingesperrt gehalten wurde. Nach vollzogener Krönung wurde Jelky mit einer überaus kostbaren Tabakdose von dem alten Könige beschenket. — Außer diesem wurde Jelky auch beauftragt, mit Zuziehung der Meßkunstverständigen, auf der Insel Palumba oder Flamba, einen bequemen und wohlgelegenen Ort, zur Erbauung einer Festung zu bestimmen. Hier hatte er Gelegenheit ein sowohl sonderbares als grausames Spektackel zu sehen: denn eben damahls starb der König dieser Insel, und hinterließ 80 Gemahlinnen, welche nach der Gewohnheit dieser Nation, den König nicht lange überleben durften, und daher alle verbrannt wurden.

So lebte Jelky in den besten Glücksumständen, und es schien ihm nichts mehr zu seiner Zufriedenheit zu fehlen, doch sein Frohsinn wurde bisweilen durch Zufälle getrübt, denen man im menschlichen Leben nicht ausweichen kann. Denn der Tod, dieser alles zerstörende Feind der Erdensöhne, entriß ihm 1772 seine geliebte Gattinn, welche ihm zwey Töchter geschenkt hatte; und noch war diese Wunde nicht ganz geheilt, als der Tod des Statthalters, seines größten Gutthäters (am 28. December 1775) seinem Herzen eine neue versetzte. Von dieser Zeit an verfiel Jelky in eine solche Traurigkeit, und wurde dadurch an seinen Leibeskräften selbst so sehr geschwächt, daß man allgemein an seinem Aufkommen zweifelte; doch die

Kunst der Ärzte hatte ihn dießmahl noch glücklich gerettet. Als er aber seine Gesundheit wieder erlangte, wurde das sehnlichste Verlangen in ihm rege, nach einer so langen Trennung sein Vaterland, und seine Anverwandten noch einmahl zu sehen. Seine Töchter und Freunde nahmen diese Sehnsucht wahr, und riethen ihm daher seinem Verlangen ein Genüge zu leisten, und die wiewohl lange Reise vorzunehmen. Jelky bringt demnach seine häuslichen Angelegenheiten in Richtigkeit, empfiehlt seine Töchter der Obsorge seiner Nachbarn auf das sorgfältigste, und segelt mit jenen zwey Mohren, die er aus Pagous mit sich gebracht, und zur Erkenntlichkeit in seinem Hause erhalten, auf einem holländischen Schiffe, Gockendorf genannt, den 25ten October 1776 von Batavia ab, mit welchem er den 31. Christmonath des nähmlichen Jahrs bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung anlangte; doch hier wurde sowohl er, als beyde Mohren von einer schweren Krankheit überfallen, woran Letztere wirklich gestorben sind; Jelky hingegen erhohlte sich wieder, und erwartete ein anderes holländisches Schiff mit Nahmen Serres aus China, worauf seiner Gemahlinn Vetter, Herr von Forst, Kapitain war: dieses landete wirklich bald darauf daselbst an, und Jelky trat mit demselben am 6. May 1777 wieder die Reise an; lief auch den 30ten August darauf in dem Hafen zu Amsterdam ein. Von hier aus wendete er sich nach England, um seinen Schwiegervater, welcher noch im Jahre 1762 von Batavia in sein Land zurückgekehret, einen Besuch abzustatten.

Nach einigem Aufenthalte allda kehrte er wieder nach Amsterdam zurück, und setzte von dannen seine Reise nach Wien fort, wo er am 2ten October 1777 angelangt, und in der Behausung seines Bruders abgestiegen ist. Hier ward ihm die Gnade zu Theil, vor Allerhöchst beyden Majestäten zu erscheinen, und allerhöchstdenselben seine Begebenheiten zu erzählen, wobey er einige seltsame Stücke, die er aus Indien mit sich gebracht, unterthänigst zu Füßen legte; wogegen er mit einer goldenen Medaille, und goldenen Tabattierre allergnädigst beschenkt wurde.

Der Aufenthalt in dieser großen Residenzstadt wurde ihm auch an der Seite seines geliebten Bruders endlich zur Langenweile: sein Vaterland zu sehen war das einzige Ziel aller seiner Wünsche. Diese zu erfüllen reisete er im Jahre 1778 von Wien nach Ungarn ab, kam endlich zu Ofen glücklich an, und beschloß daselbst bey einigen seiner Anverwandten den Rest seiner Tage zuzubringen. — Allein zur Vollkommenheit seiner Ruhe mangelte ihm noch eine Theilnehmerinn seiner häuslichen Sorgen: er verehlichte sich daher abermahl, zeigte in dieser Ehe einen Sohn, und freute sich seines Lebens, das ihm nun heimischen Gefilden lieblicher zu fließen schien. Aber nicht lange mehr durfte er die Süßigkeiten des Wiedersehens, und des Umgangs mit seinen Landsleuten sich freuen: der durch viele ausgestandene Mühseligkeiten entkräftete Körper fing nun an von Tag zu Tag hinfälliger zu werden; die Lungensucht griff ihn mit aller Wuth

an, und raubte ihm nach einer kurzen Krankheit das Leben am 6ten December im Jahre 1783 seines Alters im 46. Jahre. Unauslöschlich bleibt das Bild des Verewigten in den Herzen seiner Erben und Freunde eingeprägt, die durch ein stilles Andenken die Asche dieses Rechtschaffenen segnen.

Martinuzzi.

Herrlich steht es vor dir, ein Gebild aus edleren Zeiten,
Und umarmt die Welt mit dem Gebothe der Kraft.
Doch es wankt die Gewalt, sie kann die Brüde nicht halten,
Die sie gierig umfaßt, und das Erhabene fallt.

Körner.

Martinuzi.

Georg Martinuzi war aus Croatien gebürtig, und stammte aus einer zwar adelichen aber sehr armen Familie des Nahmens Utissenovich; nannte sich jedoch nach seinem mütterlichen Geschlechte Martinuzius. Dieses Volk war von jeher in Lebensart und Sitten so merkwürdig, daß eine kurze Schilderung desselben hier nicht am unrechten Orte stehen wird.

Obgleich die heutigen Einwohner Croatiens aus einem Gemische sclavischer Völkerstämme bestehen, und daher in Rücksicht ihrer individuellen Eigenschaften, so wie ihrer Gewohnheiten und Gebräuche vieles mit einander gemein haben, so erscheinen sie doch in verschiedenen Gegenden mit mancherley Eigenheiten, die bald Resultate ihrer Erziehung und Religionsverschiedenheit, bald Folgen ihres physischen und politischen Zustandes sind. Anders ist daher in vielen Stücken das Charaktergepräge der Einwohner des Gebirges, und anders bey jenen, die den flächern, östlichern Theil von Croatien bewohnen; noch einen an-

dern Zuschnitt hat der eigentliche Croat, der sich zur römisch-katholischen Kirche bekennet, und einen andern der orientalisch-gläubige Illyrier, der aus Bosnien, Bulgarien und Servien eingewandert ist. Welchen Einfluß auf die Charakterbestimmung überdieß die politische Verfassung habe, ob nähmlich die Einwohner dieses Landes unter militärischer oder civilistischer Regierung stehe, ist wohl bekannt genug.

Im Allgemeinen ist der Croat sowohl als der sogenannte Illyrier roh und ungebildet, während seine physische Erziehung noch ganz das Werk der Natur ist. Kommt die Zeit, wo das Weib, welche Mutter geworden ist, die Frucht der Ehe zur Welt bringt, so geschieht solches größten Theils ohne alle Hülfe, besonders bey den Illyriern, wo sie sich entfernen, und irgendwo in einem verborgenen Winkel gebären muß. Die Gebärerinn steht sich daher in ihrem Schmerze meistens nur selbst bey, oder reißt vielmehr, wie solches bey allen übrigen Säugthieren zu geschehen pflegt, dem Kinde selbst den Nabelstrang ab, beschmiert ihn mit ihrem Rotze, reiniget das neugeborne Kind mit frischem Wasser und wickelt es in wollene Lumpen, während sie unmittelbar vor und nach ihrer Entbindung alle Hausarbeit verrichtet. Auch gebären hier die Mütter ihre Kinder oft in den Bergen bey der Herde, oder im Felde bey der Arbeit, ohne die mindeste Menschenhülfe. Sie wickeln dann ihr neugebornes Kind in frisches Kraut oder in Baumäste, und tragen es selbst nicht nur nach Hause, sondern öfters sogar auch in die Kirche, um dasselbe tau-

fen zu lassen, ohne daß man es der Mutter auch nur im mindesten ansehen könnte, daß sie erst geboren habe.

Das Taufen des Kindes, welches vormahls, besonders bey den Illyriern erst dann geschah, wenn dasselbe schon ausgewachsen war, jetzt aber nicht mehr Statt findet, wird mit mehreren Gevattersleuten vollbracht. Bey den Gebirgsbewohnern sowohl als bey jenen des flachen Landes, pflegt die Mutter ihr Kind gewöhnlich so lange zu säugen, bis sie wieder schwanger ist, und oft durch 4 bis 5 Jahre. Es ist daher nichts Neues in Croatien, ein Kind zu sehen, das den Fußschämel herbeyschleppt, der Mutter zu sitzen gebiethet, und die Brust verlangt. So erzählt uns Hacquet, daß er in dem Dorfe Swinar in ein Haus eintrat, wo er einen Jungen sah, der wenigstens 4 Jahr alt war, und zu seiner Mutter mit den Worten hinlief: Maiko dai Zisa (Mutter gib die Brust); und da diese, welche eben keine Zeit hatte, antwortete: nie dam (gebe nicht) der Junge ganz erzürnt aufschrie: Vrag ti belay (der Teufel bellt aus dir). Man sagt von vielen Völkern, daß die Weiber solche lange Brüste haben, daß sie ihre Kinder auf den Rücken tragend säugen können; welches auch in Croatien bey mancher Mutter Statt findet, da die so groß gewachsenen Kinder mit dem vielen Ziehen des Mundes und der Hände, diese sonst so zarten Theile verlängern.

Die Bewohner von Croatien haben meistens einen starken wohlgebildeten Körperbau, und sind von

einem schönen, männlichen Ansehen. Linhart sagt: „Wenn ich mir einen alten Illyrier vorstelle, so denke ich mir einen langen, aufrechten nervichten Mann. Seine Gesichtsfarbe ist braun, von dem wärmern Clima, wie die Bewohner des heutigen Illyrien, und fruchtbar sein Blick. Daher kam die Sage: es gebe in Illyrien Leute, die mit dem Blicke tödteten, und in jedem Auge zween Augäpfel trügen.“ —

Und diese Schilderung paßt auch noch jetzt auf einen großen Theil der Bewohner von Croatien, besonders aber auf die des Carlstädter Generalats, welches meist von einem schönen und großen Schlag von Menschen bewohnt wird, worunter sich besonders der Likaner auszeichnet, dessen Größe bey weiten das Mittelmäßige übertrifft. Sein Wuchs ist schlank und regelmäßig, und sein Körperbau robust und nervigt. Die Stimme ist rauh und stark, so, daß sie sich in einer Entfernung von 300 bis 400 Schritte mit einander unterreden können. Das Gesicht und Gehör ist im hohen Grade scharf, desto stumpfer aber der Geruch und Geschmack. Dabey ist dieses Volk äußerst beherzt, sogar das weibliche Geschlecht, so wie die ganze Jugend; auch geben sich besonders die Likaner jederzeit den Ehrentitel Junack oder Held, besonders aber die Bunjufzi, die noch alle übrigen übertreffen. Ein Knabe von 10 bis 12 Jahren rauft mit einem jeden zwanzigjährigen einer andern Gegend; auch ist seine Stimme schon in den frühesten Jahren mannbar. So pflegen die Knaben in der Seeküste einen Fels oder den Mastbaum eines Schiffs zu erklettern, und

sich entschlossen in die tief unter ihnen rauschenden Fluthen zu stürzen, und dann wieder an das Ufer zu schwimmen.

Überhaupt ist der Gränzer des Carlstädter Generalats und auch der der Banalgränze kraftvoll und kriegerisch; schon Knaben von 7 Jahren tragen die Waffen. Ein jeder, auch der kleinste Viehhirt ist daher gewohnt, mit dem Gewehr umzugehen, und vorhin ist keiner, fast nicht zehn Schritte aus dem Hause gegangen, ohne ein Gewehr mitzunehmen, oder Pistolen und ein langes Messer an seiner Seite zu haben; ja selbst zur Kirche sind sie an Sonn- und Feyertägen niemahls ohne Ober- und Untergewehr gegangen. So lange die Andacht gedauert hat, haben sie solches vor der Kirche in schönster Ordnung angesetzter gelassen, nach Endigung derselben aber ergriff ein jeder wieder sein Gewehr. Hierauf fingen sie unweit der Kirche den sogenannten Kollotanz an, wobey verschiedene National-Heldenlieder abgesungen wurden.

Schon merklich verschieden von diesem Gebirgsvolke ist dagegen der Croat, welcher das flache Land bewohnt. Er hat zwar bey mittlerer Größe ebenfalls eine gute Bildung, aber weder den nervigten Wuchs der Gebirgsbewohner, und das Ausdauern derselben in allen schweren Arbeiten, noch kann er sich auch in Kriegszeiten mit den Gränzern des Carlstädter Generalats messen. Die Ursache seines schwächern Körperbaues glaube ich in dem zu frühen Heirathen gefunden zu haben, da sich gewöhnlich schon Knaben mit

14 und 15 Jahren in die Ehe zu begeben pflegen; denn jedes Haus sucht so früh als möglich ihre männlichen Mitglieder zu verheirathen, damit es, weil die ganze Last des Tages auf den Weibern liegt, eine Arbeiterinn mehr bekomme *).

Auch herrscht bey ihnen lange die Gesundheit nicht, welche man bey den Gebirgsbewohnern antrifft. Denn da diese unter einem sehr veränderlichen Himmelsstriche geboren, seinem Einflusse unaufhörlich ausgesetzt sind, eine mehr einfache Nahrung haben und durch allmählige Abhärtung an Unannehmlichkeiten jeder Art gewöhnt werden, so genießen sie auch im Allgemeinen eine vorzügliche Gesundheit, während sich jeder kränkliche Zufall eben so leicht bey ihnen heilt, wie bey den wilden Thieren. Ein Beyspiel davon erzählt uns Hacquet in seiner Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Slaven, wo er sagt: „Es ward fünfzehn Tage vor meiner Ankunft in Gospich (ein Ort, wo sich der Staab des Liccaner Regiments befindet) ein schöner junger Mensch, Nahmens Poznanovich als Räuberanführer mit einigen abgeschnittenen Köpfen seines Commando eingebracht. Er sollte nun gleich gehangen werden, allein der Oberst überließ ihn den Chirurgen des Regiments, um

---

*) Auch in der Licca, wo es vorher Sitte war, daß kein Mann unter 24, und kein Mädchen unter 20 Jahren heirathen durfte, wodurch ein großer Schlag von Menschen erzeugt wurde, verehligen sich jetzt schon Knaben unter 15 Jahren.

sich mit Versuchen der Heilung seiner empfangenen Wunden zu üben. Als er zu diesen Menschen vorgeführt wurde, ergriff ihn eine so große Furcht, daß er einen Anfall von Fieber bekam; vielleicht sah er mich für einen unversöhnlichen Jesseriak, oder einen Regiments-Auditor an, der gekommen sey ihm die letzte Stunde seines Lebens, so elend er auch daran war, zu verkürzen. Seine Nahrung auf dem Stroh im Kerker liegend, bestand bloß in Milch und Brot. Anfangs hatte er zur Wartung seine Mutter bey sich, aber um ihm seine letzten Augenblicke zu verbittern, wurde ihr der Zutritt zu ihm verwehrt. Ich fand ihn in einem Eiterungsfieber, eine Kugel hatte ihm das rechte Armbein sammt ein Paar Rippen zerschmettert, und blieb in der Brusthöhle unentdeckt: die Lunge war dabey so verwundet, daß ein schwaches Licht bey bey der Ausathmung an der Wunde auslöschte. Eine zweyte Kugel hatte ihm den linken Arm durchbohrt, eine dritte durch das Brustblatt abermahls in die Lunge u. s. w. Wer sollte nun glauben, daß ein Mensch in diesem Zustande noch leben könnte? Und doch genas er bey einer simplen Methode, so, daß er aus Gnade des Obersten nach neun Wochen in sein Vaterhaus zurückkehrte, nachdem die ganze Freundschaft für jeden Rückfall eines Verbrechens mit dem Kopfe haften mußte. — Ein Zweyter, Nahmens Dimich, hatte einen Schuß rückwärts in der Schulter, und vorne beym Brustblatt heraus, wo die Lunge ganz durchbohrt war. Dieser blieb fünf Tage ohne Bewußtseyn im Walde liegen, wurde endlich gefunden, zum

Staabe gebracht, eben so behandelt, und genaß nach zwey und vierzig Tagen bey eben dieser Diät.“ Und diese hier angeführten Fälle sind nichts seltenes unter den Bewohnern der südlichen Gebirge von Croatien. Krankheiten kommen im Gebirge weit weniger vor als auf dem flachen Lande, wo größten Theils ein feuchtes, warmes Clima herrscht, und die Lebensart nicht so einfach und frugal ist. Wenn der Kroat des flachen Landes alle seine Krankheiten mit Aderlassen oder Schröpfen heilen will, so ist dagegen bey den Gebirgsbewohnern die Universal-Medicin ein Glas Branntwein mit Pfeffer vermischt, auch wohl Wein, Essig und Knoblauch; und wenn der Kranke schon in letzten Zügen liegt, bekommt er auf den Weg noch einen geschmolzenen Speck mit Zucker vermischt. Hat einer das Fieber, so pflegen sie sich eine Auskochung der schwarzen Nieswurzel (helleborus niger) zu machen, und solche zu trinken, welches ihnen die ersten Wege reiniget, und da hier meistens die Ursache des Fiebers liegt, so genesen sie auch bald darauf. Geht aber die Cur auf solche Art nicht bald zu Ende, so nehmen sie ihre Zuflucht zum Zwetschkenbranntweine, worin Pfeffer und Ingwer eingeweicht worden, und leeren davon ganze Portionen auf einmahl aus. Gegen rheumatische Anfälle dienen ihnen heiß gemachte Ziegel, welche sie mit Essig, Branntwein oder wohl auch mit Wein besprengen, und in Leinwand eingehüllt auf den schmerzhaften Theil auflegen. Gegen alle Arzneyen haben die Illyrier sowohl als die Croaten eine große Abneigung.

Die gewöhnliche Kost der Einwohner dieses Landes besteht in Brot, Mehlspeisen, Milch und Käse. Brot wird überhaupt in Croation mehr verzehrt, als in irgend einem andern Lande, wovon die Ursache größten Theils in dem Mangel an Backöfen liegt, die hier nur wenig noch im Gebrauche sind. Denn da das Brot alle Tage frisch gebacken werden muß, so ist es bey weitem nicht so ausgiebig und wirthschaftlich, als wenn es schon mehrere Tage und Wochen alt ist. Nur diejenigen Katholiken, die schon ordentliche Zimmer mit Öfen haben, bedienen sich der Zimmeröfen, um ein ordentliches wirthschaftliches Brot zu erzeugen. Bey dem übrigen Theil der Einwohner aber, und besonders bey Illyriern oder Orientalischgläubigen ist fast durchgehends die sogenannte Pequa im Gebrauche. Dieses ist eine eiserne oder irrdene Brotform, die auf den gesäuerten zu einem Laib gebildeten Teig, den man auf den Feuerheerd legt, gestürzt und dann mit Gluth und Feuer so lange bedeckt, bis das Brot ausgebacken ist. Da aber das auf diese Art erzeugte Brot eine sehr dünne Rinde bekommt, so bleibt es immer weich, und ist nicht nur nicht lange haltbar, sondern wird auch, weil es immer neugebacken werden muß, mit einem desto größern Appetit verzehrt. Sonst werden anstatt diesem Brote auch die sogenannten Pogatschen oder ungesäuerten Kuchen gemacht, welche aus Waitzen, Korn oder Gerstenmehl bestehen, und nur in der Asche gebacken werden. Aber auch diese Gattung von Brot ist äußerst unwirthschaftlich; denn außerdem, daß es im-

mer neugebacken verzehrt wird, so kleben sich auch viele Kohlen und Asche daran, welches daher abgeschnitten und dann weggeworfen wird.

So wie aber in den flachen und bessern Gegenden Croatiens größtentheils ein Überfluß an Nahrungsmitteln herrschet, so hat dagegen der Likaner, und überhaupt der Bewohner der südlichen und westlichen Gebirge fast immer einen Mangel an Nahrung, während selbst der Wohlhabenste unter ihnen nur selten ein Waitzenbrot ißt. Ihre gewöhnlichen Brotfrüchte sind Hirse, Kukuruz, Gerste und ein Gemische von Spelze und Hafer, meist aber Hafer allein. Nebst dem Brote wird fast täglich die sogenannte Polenta genossen. Hierzu wird ein Gefäß mit Wasser ans Feuer gesetzt, und von den obgenannten Halbfruchtgattungen so viel Mehl hineingegeben, als erforderlich ist. Wenn dieser Mehlklumpen genug gekocht hat, wird das Wasser abgesiegen, und das Mehlmuß abgerührt, dann aber mit Schmalz, Öhl, Milchram oder saure Milch, und öfters wohl mit gar nichts übergossen, und so gegessen. Die Katholischen essen im Sommer Morgens und Abends gewöhnlich Nudeln in Buttermilch gekocht, und saure Milch; Mittags aber eine abgeschmalzene Polenta und Käse. Im Winter wird Morgens Polenta, Erdäpfel oder Bohnen genossen; Abends aber Sauerkraut und Fleisch, oder Sauerkraut mit Bohnen vermischt. Des Mittags wird im Winter nichts gekocht, außer etwa Erdäpfel, sondern gewöhnlich nur Brot und Käse aufgetischt.

Bey den Nicht-Unirten wird im Sommer Mor-

gens und Abends Polenta, und süße oder saure Milch gegeben; Mittags aber eine mit Scorup *) und Käse fettgemachte Mehlspeise Cziczvara genannt. Im Winter des Morgens ungekochtes Sauerkraut, des Abends Erdäpfel oder Bohnen mit Öhl und Essig, bey den Ärmeren aber bloß mit Salz und Wasser gekocht. Zur Fastenszeit werden nur Erdäpfel, Bohnen und eine Suppe von Gersten- oder Hafermehl, mit der Brühe des Sauerkrauts gesäuert, genossen.

Frisches Fleisch wird in Croatien, da es überall an Fleischbänken mangelt, wenig gegessen; nur an Festtägen, Kirchweihen, Hochzeiten und am Ende der Ernte oder des Heumachens kommt solches auf den Tisch, aber nicht gekocht, sondern größten Theils gebraten. Beym Eintritt des Winters werden einige Ochsen, Hammeln, Ziegen und Schweine geschlachtet und geräuchert, und für den Hausbedarf aufbewahrt, während es in der Militärgränze größten Theils für den Soldaten, wenn er in Dienst geht, bestimmt wird, so wie auch für den Roboter, der auf längere Zeit von Haus entfernt ist. Bey den Gastmahlen werden gewöhnlich ganze gebratene Lämmer, auch Schöpsen und Ziegen aufgesetzt und verzehrt.

---

*) Dieser sogenannte Scorup wird auf folgende Art bereitet: nachdem nähmlich in den Sommermonathen die Milch gekocht worden ist, so wird das Obere davon genommen, gesalzen, und in ein Gefäß, Missina genannt, hineingegossen, welches dann, damit keine Luft dazu komme, zugebunden, und so zum Gebrauch aufbewahrt wird.

Dort, wo der Weinstock wächst, wird fast nur immer Wein getrunken. Daher bey einigen der Weinvorrath nur 3 bis 4 Monathe, bey einigen 6, und nur bey den wenigsten bis zur neuen Fechsung dauert. Am stärksten wird der Rebensaft bey der Bearbeitung der Weingärten, und bey dem Heumachen genossen. Das gewöhnliche Getränke der Südbewohner, besonders der Liccaner, ist dagegen außer Wasser, Buttermilch. Außerdem wird hier auch von Birnen und Sauerdorn durch die Gährung ein Getränk bereitet, das in der Fastenzeit und im Frühjahre beym Sommeranbau, wo die Milch noch rar ist, die Stelle des Weins vertritt. Sonst ist der Dalmatiner Wein der Lieblingstrank des Liccaners, der wenigstens bey allen Festtägen, Kirchweihen und Hochzeiten vorhanden seyn muß.

In einem Alter von 8 Jahren diente Martinuzi an dem Hofe des Johann Corvin's, wo er 16 Jahre zubrachte. Von dannen begab er sich zu der Fürstinn von Teschen, der Witwe des Stephan von Zapolya, wo er den niedrigen Dienst eines Küchenjungens verrichtete. Da er inzwischen sich fähig fühlte und bey solchen Umständen nicht weit zu kommen glaubte, ging er 1506 ins Kloster zu Sajo-Lad, unweit Ofen, und ward ein Paulinermönch, da er schon ziemlich reif, und in den Wissenschaften sehr verabsäumt war. Nun erst erlernte er die lateinische Sprache, studierte mit lobenswerthem Fleiße die Wissenschaften, ward Priester und stand verschiedenen Klöstern mit vielem Ruhme vor.

Als König Johann sich 1527 nach Pohlen flüchten mußte, ging er mit ihm, und leistete diesem, durch seinen von Natur zu Intriguen aufgelegten Kopf, sehr wichtige Dienste; wie er denn dreymahl eine Reise zu Fuße nach Ungarn machte, um dessen Anhang zu verstärken. Johann belohnte nachher seine Dienste auf die beträchtlichste Weise. Als er nähmlich in das Königreich zurückkam, machte er ihn 1534 zum Wardeiner Bischof und seinem Schatzmeister, und bey seinem Tode, nebst seiner Gemahlinn Isabella zum vornehmsten Vormund seines hinterlassenen Sohnes. Auch ernannte er ihn zum Statthalter von Siebenbürgen und aller jener ungarischen Gespannschaften, welche zwischen gedachter Provinz und der Theisse liegen.

Auf diese Weise wurde Martinuzi bald ein so mächtiger Mann, daß ihm fast nichts mehr, als die Herrschaftswürde zu fehlen schien. Er hielt zu seiner eigenen Sicherheit immer einen auserwählten Trupp von 1500 Mann, und das Schicksal erstgedachter Ländereyen stand so zu sagen, allein in seinen Händen. Besonders wußte er sich ein großes Ansehen zu geben, so daß ihm alle Menschen auf den Wink gehorchten, und daß es ihm ein Leichtes war, in kurzer Zeit eine Armee von 60,000 Mann ins Feld zu stellen. Alle ihm anvertrauten Staats- und Kriegsgeschäfte leitete er mit so ausnehmender Klugheit und glücklichem Erfolge, daß sowohl der römische als türkische Kaiser ihn auf ihre Seite zu gewinnen sich bestrebten, und daß Ferdinand oft bey

Lebzeiten Johann's betheuerte: „Zapolya sey glücklich, denn er habe einen Mönch Georg, mit welchem allein man mehr als mit 10,000 Geharnischten auszurichten im Stande wäre!“

Die Königinn Witwe Isabella konnte sich mit Martinuzi nicht lange mehr vertragen, weil sie ihm wegen seines großen Ansehens stets mißtraute, ungeachtet er es mit ihrem Sohne wohl zu meinen schien und ihn gleich nach des alten Johann's Tode wider den mit Ferdinand gemachten Vergleich zum Könige ausrufen ließ, auch Ursach gegeben, daß die Türken ihrem Sohne wider die Deutschen zu Hülfe kamen und sie von Ofen wegschlugen. Aber eben dieses, daß sich Isabella ganz an die Türken hing, bewog endlich Martinuzi, daß er sich 1551 auf Ferdinands Seite wendete, ihr Weißenburg wegnahm, und sie, nachdem die Ferdinandischen Völker angekommen, zu einem Vergleich nöthigte, darrinnen Ferdinanden nebst Ungarn auch Siebenbürgen abgetreten ward und ihm die heil. Krone sammt den übrigen Reichsinsignien ausgeliefert wurde. — König Ferdinand machte ihn dafür zum Woywoden von Siebenbürgen, bestätigte ihn in der Reichsschatzmeisterwürde, gab ihm das Erzbißthum Gran und verschaffte auch, daß er Cardinal ward.

Doch wie wandelbar ist nicht die Gunst des Glückes; wie leicht verwelklich die Lorbeer der Verdienste! — Sein rühmliches Ansehen, sein Kriegsglück und seine Reichthümer zogen ihm heimliche Neider zu, unter denen Castaldo, Befehlshaber der

kaiserl. Armee, einer der feindseligsten war. Dieser brachte dem König vor, daß Martinuzi treulos geworden wäre, und die Herrschaft von Ungarn und Siebenbürgen selbst an sich zu reißen gedächte, und deßwegen mit den Türken unter einer Decke spiele. Er selbst vermehrte diesen Argwohn dadurch, daß er während der Belagerung von Lipa immer zu verhüthen suchte, daß die Türken nicht allzu sehr erbittert würden, welches er dem Reiche zum Besten gethan hatte, um sie nicht noch mehr gegen die ungarischen Lande aufzureitzen. Also wußte man Martinuzi's Handlungen so schwarz zu färben, daß der König in dessen Tod willigte. — Der, nach des Erzbischofs Schätzen lüsterne Castaldo nahm dieses schändliche Geschäft auf sich, und vertraute seinen Anschlag einigen spanischen und italiänischen Officieren. — Es war eine finstere, stürmische, schauerliche Nacht; die Wache des Cardinals war zur Seite gegangen, um sich zu erwärmen, als die Mörder durch diesen Zufall begünstigt, den 18. des Christmonaths 1551 in seinem Schlosse Alvintz auf das Zimmer Martinuzis kamen. Castaldo legte ihm einige Briefe vor, die, wie er sagte, sogleich nach Wien abgesendet werden sollten, indem er nun in einem dieser Papiere las, stieß ihm ein spanischer Officier seinen Dolch in die Kehle. Da jedoch der Stich nicht tödtlich war, so ergriff der Cardinal seinen Mörder und warf ihn zu Boden; sogleich aber fielen die andern Mitverschworenen über ihn her und tödteten ihn mit vielen Wunden. Mit großer

Begierde fiel nun Castaldo über das Geld des Ermordeten, fand es aber sehr sparsam, weil Martinuzi alle seine Reichthümer zum Besten des Landes und zum Unterhalt der Kriegsheere verwendet hatte. Den Körper ließ er in seinem Blute liegen, welcher erst nach 70 Tagen in die Kirche des heiligen Michael zu Weißenburg begraben ward.

Solch einen betrübten Ausgang hatte das Leben dieses merkwürdigen Prälaten, der bloß durch seine Talente von der niedrigsten Dürftigkeit bis zu des Ansehens höchster Stufe sich geschwungen. Als Bischof zeigte er sehr viel Demuth, als Minister nicht weniger Emsigkeit und Klugheit. Während des Krieges vertauschte er sein Ordenskleid mit einem Panzer, Schild und Säbel, und erschien im Kampfe mit eben so vielem Muthe als irgend der tapferste Krieger. — Kurz, er war einer von den außerordentlichen Geistern, die durch ihre seltenen Gaben berufen zu seyn schienen, in unruhigen und durch Faktionen zerrütteten Zeiten eine erhabene Rolle zu spielen.

Zapolya.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Nahme noch.

Schiller.

Zapolya.

Stephan von Zapolya, Graf von der Zips; anfangs Oberkapitän in Oberungarn und königlicher Kronverwahrer; ein reicher, großmüthiger Ungar, berühmt durch das hohe Geschlecht von welchem er abstammte, aber weit berühmter durch seine Verdienste und Thaten. Die Geschichte wäre unerkenntlich, würde sie ihn nicht verewigen; denn Zapolya war ein Mann, klug und einsichtsvoll. Erhaben war seine Denkungsart, fest und unbescholten sein Charakter. Die Sache des Vaterlands war auch seine Sache; oft fühlten die Feinde Ungarns seinen siegenden Arm, und oft blutete er im Kriege für diese seine Heimath! —

Dem scharfsinnigen Beobachter Mathias konnten die Eigenschaften eines Mannes nicht unbekannt bleiben, welcher mehr für das Vaterland, als für sich zu leben schien; der König liebte also den wackeren Zapolya, hielt ihn in großen Ehren und blieb ihm immer geneigt und zugethan; ward auch in den Hoffnungen, die er sich von Zapolya's Verwendung machte, niemahls betrogen. — In dem böhmischen Kriege

gegen Podiebrad 1468 focht Zapolya wie ein zweyter Agamemnon, und trug durch seine Tapferkeit vieles zum Glücke des Königs bey. Von Böhmen wendete sich die Kriegsflamme nach Pohlen, und Zapolya war überall, wo die Gefahr seine Gegenwart heischte. In diesem Kriege, zu welchen er große Summen beytrug, führte er eine bedeutende militärische Macht gegen die Feinde an, mit dieser überschwemmte er nun 1473 die Sirader Provinz und einen großen Theil von Pohlen, setzte alles in Schrecken und Casimir war bald gezwungen, auf Frieden zu denken, welcher denn auch wirklich zu Stande kam. Dieser Friede brachte sowohl denen Fürsten die ihn geschlossen, als auch unserm Helden die beträchtlichsten Vortheile; denn der König belohnte Zapolya's Tapferkeit und thätige Hülfleistung, und schenkte ihm 1474 die Stadt Trentsin sammt dem ganzen umliegenden Gebiethe und vielen Dorfschaften, belehnte ihn mit allen Mauth- und Zolleinkünften von Trentsin und erhob ihn zum Commandanten von Schlesien. Im Jahre 1479 wurde Zapolya als Friedensbevollmächtigter nach Ollmütz beordert, und obwohl selbst der König an einem günstigen Ausgang zweifelte, wurde der erwünschte Friede dennoch auch mit Böhmen glücklich zu Stande gebracht.

König Mathias, welcher wegen der geschlossenen Friedensvorträge 1481 nun eine größere Macht beysammen haben konnte, rüstete sich gegen Friedrich den Osterreicher, um selben jenen Tribut abzunöthigen, für welchen Friedrich 1477 den Frieden von Ungarn

erkaufte. Graf Zapolya erschien alsobald mit 1000 geharnischten und 500 leichten Reitern, und hatte schon Befehl erhalten, einige steyrische Festungen zu blokiren, als der unvermuthete Einfall der Türken ihn gegen diese ziehen hieß. Zapolya verfolgte die Muselmänner mit glücklichen Schritten; in kurzer Zeit schlug er sein Lager jenseits Jaicza auf, und verheerte die Gegend rings umher; endlich belagerte er selbst Verbocz, welches er auch einnahm und die Türken versprengte; da er aber als Sieger mit schwerer Beute beladen, ins Lager ziehen wollte, brachen die Türken unvermuthet aus einem Hinterhalt hervor, und fielen den Ungarn in den Rücken. Die Schlacht ward also erneuert und auf beyden Seiten mit größter Hitze gefochten; vielleicht wäre es dießmahl auch ungünstig ausgefallen, doch 300 croatische Reiter, welche zu rechter Zeit herbeygesprengt kamen, machten den Sieg den Türken streitig, und da jene auch glaubten, es sey eine bedeutende Macht im Anzuge, so ergriffen sie eilig die Flucht und Zapolya blieb abermahl der Sieger.

Der Kaiser hatte den Waffenstillstand 1482 wieder gebrochen, und es entspann sich abermahl ein Krieg mit dem unbeständigen Friedrich. Zapolya zeigte wieder seine Gewandtheit in der Kriegskunst. Er kämpfte stets mit dem glücklichsten Erfolg, drang in die Steyermark und eroberte alles bis Radkersburg. Nun richtete der König gegen Hainburg in Österreich seine Absichten. Zapolya erschien auch dort und leistete seinem Monarchen die ersprießlichsten Dienste; als er je-

doch eines Tages von wenigen Soldaten begleitet, eine Recognoscirung gegen Bruck unternahm, geschah es, daß Zapolya von einem Ausfall, welchen der Feind aus dieser Stadt machte, zum ungleichen Kampfe genöthiget, auch endlich von der Mehrzahl der Feinde überwältiget und gefangen wurde; da ihn aber zwey bewaffnete Männer nach Bruck geleiteten, schaffte er durch Muth und Entschlossenheit sich wieder selbst die Freyheit, indem er dem einen das Schwert aus der Hand riß und damit auf seine Wächter eindringend, beyde erlegte. — Sobald er nun bey der Armee anlangte, setzte er seine Operationen eifrigst fort und nahm Fürstenfeld ein; dann wurde er nach Wien befehliget, diese Hauptstadt von dem diesseitigen Theile der Donau zu belagern. Und hier trug Zapolya durch seinen Heldenmuth und unermüdeten Anstrengungen das Meiste bey, daß diese Stadt 1485 in die Hände des Königs gerieth. — Mathias erkannte den Werth seiner Bemühungen, und um seine Tapferkeit abermahl in Etwas zu belohnen, ertheilte er dem Zapolya die Herrschaft Ebenfurt, und ernannte ihn zum Statthalter von Wien.

Mathias starb und die Stände des ungarischen Reiches überließen 1490 die Wahl und Ernennung eines neuen Königs bloß den Einsichten Zapolya's, worin die Anhänger des Johann Corvins um so viel lieber willigten, da Zapolya jederzeit dem Hunyadischen Hause mit Treue ergeben war. Allein Zapolya that den wohlüberlegten Ausspruch für den böhmischen König Vladislav, weil bey den damahligen Umstän-

den ein Herrscher nöthig war, der sich mit eigener Macht gegen seine Mitbuhler vertheidigen und das Reich zu beschützen im Stande wäre. Sein Ausspruch ward von der ganzen Versammlung gebilligt, auch alsogleich eine glänzende Gesandtschaft nach Prag abgeordnet, Vladislav von seiner Erhebung zu benachrichtigen. Ein Mitglied dieser Gesandtschaft war auch Zapolya.

Im Jahre 1491 machte der Bruder des Königs Johann Albert seinem gegebenen Worte und Vergleich zuwider, mit der ihm zu diesem Zweck gewesenen Partey in Pohlen einen neuen Versuch, sich der Herrschaft Ungarns zu bemächtigen, und rückte, da er die Städte Zeben, Eperjes und das Schloß Saros, nachdem im Jahre 1490 mit seinem Bruder Vladislav II. getroffenen Vergleich zu seiner Sicherheit ohnehin noch inne hatte, vor Kassau, in der Hoffnung, diese Stadt durch eine glückliche Eroberung auch an sich zu bringen, und mit seinen Kriegsoperationen sodann weiter zu gehen; allein hier kam ihm der tapfere Zapolya mit einem Theil der königlichen ungarischen Armee schnell und unvermuthet über den Hals, und schlug ihn mit seinen Pohlen glücklich in die Flucht, so daß er kaum für seine Person noch davon kommen, und sich mit einigen Reitern in die Stadt Eperjes hineinwerfen konnte; wo er aber, da ihm Zapolya ungesäumt nacheilte und ihn darin einschloß, gar bald zu einer dem Willen des Siegers ganz heimgestellten Übergabe der Stadt und seiner selbst genöthigt wurde.

Zapolya's Tapferkeit erwarb ihm selbst bey dem Feinde Ruhm und Achtung. Vorzüglich vermehrte dieß die Bewunderung der Pohlen, daß er, als Albert in sein Land zurückkehrte, ihn in seinem Zipserschlosse auf eine prachtvolle Weise bewirthete, dann seinen hohen Gast mit prätiösen Geschenken überhäufte, und selben überdieß bis an die pohlische Gränze, im Gefolge einer zierlichen Reiterey begleitete. So siegte Zapolya doppelt über den Feind; durch die Geschicklichkeit seiner Waffen vereitelte er nähmlich dessen Vorhaben, und durch erwiesene Großmuth und Bescheidenheit machte er sich die Herzen der Feinde unterthan.

Um die bedeutenden und vielfachen Verdienste Zapolya's gehörigermaßen zu würdigen, erhob ihn Vladislav II. und die dankbaren Stände 1492 zum Palatinus von Ungarn, und der sonst so rechtlich-gesinnte, aber dem Stolze allerdings etwas ergebene Zapolya, vielleicht aufgeblasen durch die neu erhaltene hohe Würde — fing auf einmahl an, solche eigenmächtige Handlungen zu begehen, die ihm die gerechte Ungnade des Königs zuziehen mußten. So hatte er unter andern, trotz dem Verboth des Königs das Kastell Zombor belagert — welches ein Eigenthum des Johann Corvin's gewesen — und eroberte es durch die Verrätherey des Peter Poky. Als daher König Vladislav II. mit seinem Bruder Albert zu Leitschau, eine Zusammenkunft hielt, auf welcher eine große Anzahl Ungarn, Böhmen und Pohlen beysammen waren, wagte es Zapolya nicht, daselbst zu erscheinen,

bis er schriftliche Verzeihung und Sicherheit für seine Person von Vladislav erhielt; Zapolya fand sich also auf besagtem Convent auch ein, und manches ward nun nach seinen weisen Einsichten verfügt und geordnet. Seiner Gewohnheit nach führte Zapolya bey dieser Gelegenheit wieder einen großen Staat, denn außer der bedeutenden auf seine Kosten errichteten prächtigen Reiterey, welche er nach Leutschau führte, so zeichnete er auch sich in seiner Kleiderpracht vorzüglich aus, worüber uns die Geschichte folgende Anekdote aufbehielt: ein pohlnischer Großer wollte durch den Glanz seines Anzugs die ungarischen Magnaten, welche da gegenwärtig waren, gleichsam beschämen, und erschien mit den theuersten Perlen geziert in der Versammlung. Der Palatin Zapolya hielt sich daher gewissermaßen aufgefordert, dem eitlen Pohlen zu beweisen, daß auch Ungarns Gefilde hinlänglichen Reichthum in sich verbergen. Gleich am folgenden Tage erblickte man Zapolya in dem prachtvollsten mit Edelsteinen reich geschmückten ungarischen Kostüme, welchen er jeden Tag mit einem frischen eben so theuern Anzuge abwechselte. Der Pohle, welcher es ihm nicht nachahmen konnte, dadurch beschämt, zog sein prächtiges Kleid aus, und brachte es nicht mehr zum Vorscheine.

Zapolya zeigte bey dieser Gelegenheit seinen Reichthum auch auf eine noch ehrenvollere Art. Denn während des Conventes bewirthete er selbst den König mit allen Bischöfen und Reichsständen, erstlich im Schlosse Saros, dann im Zipserschlosse aufs ge-

schmackvollste; nach Leutschau aber schickte er durch die ganze Zeit der Versammlung für den König und die gegenwärtigen ungarischen Magnaten verschiedene Lebensmittel in großer Menge.

So war Zapolya immer bedacht, die Anhänglichkeit an seinen Fürsten und seine Vaterlandsliebe auch bey der geringsten Gelegenheit zu bewähren. Seine ganze übrige Zeit brachte er damit zu, durch weise Anstalten, kluge Rathschläge und unermüdete zweckmäßige Dienste zum Wohle des Staates nach Kräften mitzuwirken; bis er von Kränklichkeiten und Alter geschwächt 1499 sein rühmliches Leben endete. Er starb zu Zips zum allgemeinen Leidwesen der Ungarn, die ihn wie einen Vater ehrten. Mit seiner Gattinn Hedwig, eine Tochter des Teschiner Fürsten Prämißlaw hinterließ er drey Kinder, Georg, den Johann, welcher hernach auf den ungarischen Thron gelangte, und Barbara des Königs Siegmund von Pohlen Gemahlinn. Sein Leichnam wurde in der Corpus Christi Kapelle, die er selbst erbaut hatte, beygesetzt, und auf dem schönen marmornen Denkmahl folgende Inschrift angebracht:

Auf der rechten Seite.

Contegitur Stephanus Comes, hac, Scepu suis Urna
Qui Decus ob Patrium mille Trophaea tulit.
Qui de Stirpe fuit Regali Conjuge dignus,
Dignus Regnicolis, et Palatinus erat.
Una Salus Regni fuerat, Tutela, Decusque:
Virtutis cujus fama perennis erit.
VIII. Calend. Januarii.

Auf der linken Seite.

Qui duxit sine honore suos inglorius Annos
Ille sibi mortem sentiat esse gravem
Ast ego, qui Fastos implevi ingentibus Actis.
Quive Pa atineo Culmine clarus eram;
Laetus eo, quo fas animas, virtute superbas
Scandere, magnanimos, quo decet ire, Viros:
Nam licet hic Stephani jaceat sub Marmore virtus,
Attamen Hungarico clara sub Axe viget.

MCCCCXCIX.

K o h a r y.

Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer,
Wird unsterblich seyn im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Schiller.

Kohary.

Stephan Graf Kohary, ein Sohn jenes tapfern Feldherrns gleichen Nahmens, und der Juditha Balassi — ward 1649 am 11ten März auf dem Schlosse Csabrag geboren. Diese seine Ältern machten ihn sehr frühzeitig mit den Wissenschaften vertraut, so daß er in seinem 8ten Jahre schon mit vieler Fertigkeit studierte: dabey hielten sie ihn besonders zur Frömmigkeit an, und ließen an seiner Erziehung nichts ermangeln, was ihm die Lenkung zu einem künftigen biederen, und tugendhaften Charakter geben konnte. Den Unterricht in den höhern Wissenschaften nahm Kohary an der Universität zu Wien, und während er sich noch mit den philosophischen Studien beschäftigte, faßte er den Vorsatz das geistliche Kleid anzuziehen. Allein eben jetzt starb sein Vater (bey Levenz 1664) den Heldentod, und der junge Kohary, dadurch veranlaßt, nach vollendetem akademischen Curs sich nach Hause zu begeben — wurde von Leopold I. 1667 an die Stelle des wackeren Vaters, zum Commandanten der Citadelle Fülek ernannt. Der kaum

10jährige Jüngling, über diese unerwartete Gnade betroffen, versuchte diesen Posten bescheiden abzulehnen, seine Jugend und Unerfahrenheit vorschützend; doch der Kaiser setzte in dem Abkömmling seines so tapfern Generals mehr Zutrauen, als dieser es selbst in sich zu setzen wagte. Er ließ den Kohary bedeuten: daß er diese Beförderung aus Achtung für die Verdienste seines Vaters, und in der gewissen Überzeugung ihm ertheilt habe, daß Kohary mit männlichem Muthe und Festigkeit, in dessen Fußstapfen treten werde. —

Fülek war schon damahl, aber besonders in der Folge ein Standpunkt, der wegen der allzunahen Feinde, eines sehr klugen und herzhaften Commandanten benöthigte. Der Kaiser hatte sich auch in seiner Wahl nicht getäuscht; denn Kohary bewies nur zubald, daß er die Unerschrockenheit und den Muth seiner Vorfahren geerbt habe. Als unser Vaterland unter den Waffen der Tökölischen Faktionen seufzend schmachtete, hatten Tököli's Alliirte, die Türken, besonders diejenigen, die in und um Erlau sich befanden, oft häufige Streifzüge in die Gegend von Fülek unternommen, um daselbst zu plündern. — Kohary konnte ihrem Unfug nicht lange ungestraft lassen; er lauerte ihnen daher auf, überfiel sie aus der Festung, ehe sie es vermutheten, und wies sie meistens mit blutigen Köpfen zurück, oder nahm ihnen Beute und Gefangene ab. — Tököly der von den Kaiserlichen schon sehr in die Enge getrieben war, hatte vom türkischen Hofe abermahl ein großes Unterstützungsheer

zu erwarten; dieß fachte seinen Stolz und seine Herrsucht von Neuem an. Kühn drang er nun wieder vorwärts, verheerend schwang er die Fackel des Aufruhrs durch die heimischen Gefilde, und die Städte Szathmar und Kaschau ergaben sich bereits der Gewalt des Tyrannen: da richtete Tököly auch seine Absichten auf Fülek. Viel war ihm daran gelegen diesen Posten zu erobern; es wurden also die Großwardeiner Türken dahin detaschirt, um die Belagerung von Fülek vorzunehmen. So strenge nun die Türken der Festung von allen Seiten zusetzten, so kaltblütig wurden sie jedesmahl von der Besatzung abgewiesen, von welcher jeder einzelne Soldat tapfer focht, weil Kohary durch Zuruf und eigenes Beyspiel seinen Muth auch den Kriegern, die um ihn waren, einzuflößen wußte. Aber nun wurden die Türken mit zahlreichen Haufen siebenbürgischer und ungarischer Rebellentruppen verstärkt, und mit verdoppeltem Grimm suchten sie das trotzgebiethende Fülek zu ersteigen; doch Kohary leistete 17 Tage lang den hartnäckigsten Widerstand, während welcher Zeit über 3000 der stürmenden Türken gefallen waren. Allein, selbst als die Wuth des Feindes auf's Höchste stieg, konnte dessen Übermacht, das Fort nur theilweise einnehmen, jeden Schritt des Terrains mußte er, von dem Helden Kohary mit Blut erkaufen, welcher sich nun erst, mit der Besatzung in das innere Schloß, um den Barbaren daselbst ein neues Beyspiel seiner Beharrlichkeit und Vaterlandsliebe zu geben. Mit unbeschreiblicher Tapferkeit wehrte er sich auch hier wider den Angriff

der Feinde, doch als sich durch wiederhohlte Kämpfe die Anzahl seiner Soldaten minderte, als die Mauer des Schlosses, durch gewaltige Breschen beschädigt, der türkischen Macht nicht länger trotzen zu können schien, und kein Entsatz zu hoffen war — da sank zwar nicht die Standhaftigkeit Kohary's, wohl aber der Muth seines ermatteten Häufchens: Laut verlangten seine Krieger, daß Kohary capituliren möchte; aber unser Held wollte nichts davon wissen, und war fest entschlossen, eher den Tod als den Vorschlag einer Übergabe zu wählen. Er forderte seine Untergebenen auch dazu auf sich noch fernerhin zu vertheidigen, aber die Gefahr wurde stündlich größer, und Verzweiflung und Feigheit bemächtigte sich nun ihrer Herzen. Sie unterhandelten wider den Willen des braven Commandanten mit dem Feinde, und übergaben 1682 sowohl die Festung Fülek, als auch dessen Oberhaupt in die Hände der Feinde.

Frohlockend zog nun der türkische Anführer in das Schloß ein, sich seines so mühsam erkauften Sieges freuend; doch wie erstaunte er nicht, als er nun sah: daß er mit so großen Aufopferungen, und mit so beträchtlichen Verlust der Seinigen, so zu sagen nur einen zerstörten Schutthaufen, und keine Festung eingenommen habe! Es entbrannte sein Grimm, und er wollte den gefangenen Grafen um's Leben bringen lassen; da ihm aber einfiel, daß er dem Tököly mit Auslieferung Kohary's vielleicht einen Gefallen erweisen werde, änderte er seinen Entschluß, und ließ in Ketten geschlagen, nach dem Hauptquartier

der Malkontenten abführen. — Tököly, der sich damahls bey dem Schlosse Regecz befand, war bey dem Anblick seines noblen Gefangenen höchst erfreut, theils weil er sich nähmlich auf diese Art von einem mächtigen Gegner befreyt sah, theils aber hoffte er mit der Zeit Kohary's Gemüth für sich zu gewinnen, und dessen tapfern Arm zum eigenen Schutze einst zu gebrauchen. Wirklich versuchte Tököly alle erdenkliche Kunstgriffe diesen Helden umzustimmen, und für sich einzunehmen; allein Kohary blieb nicht nur sowohl bey den Schmeichelworten und Drohungen des Rebellen unbeweglich, sondern warf ihm auch dreust seine tollkühnen, und dem Vaterlande so nachtheiligen Anschläge vor, so daß Tököly in Zorn gerieth, ihn in's Gefängniß werfen ließ, und den Tod ihm bestimmte; durch Verwendung des pohlnischen Königs jedoch, und mehrerer Freunde, wurde zwar Tököly von diesem strengen Vorsatz abgehalten, er verurtheilte aber unsern Kohary zu einem langsameren, und daher gräulicheren Tode: denn Kohary mußte nun im dunkeln Kerker schmachten; ein Krümchen Brot, ein Trunk schlechtes Wasser, war da seine einzige Nahrung. — Wer würde es glauben, daß ein Magnat, eines gemächlicheren Lebens gewohnt, es bey so bewandten Umständen in's Weite aushalten könnte? und dennoch fristete Kohary bey diesen Mühseligkeiten sein Leben, und duldete als Opfer der Treu zu seinem Monarchen, willig durch so lange Zeit dieß herbe unverdiente Schicksal!

Während der Graf im Gefängnisse litt, eilte

Tökölyn, sich noch ferner an ihn zu rächen. Er überzog daher, und verwüstete die Koharyschen Besitzungen und Güter, zerstörte das Schloß Csabrag, und ließ einen Theil desselben der Erde gleich machen. Kohary erfuhr des Rebellen Unmenschlichkeiten; es ging ihm nahe, den Ruin seines Eigenthums zu vernehmen, sein Herz ward erschüttert, aber nicht seine Standhaftigkeit, nicht sein edler Hang für die gerechte Sache! — — Diese so fest bestandene Vaterlandsliebe, diese beyspiellose Hingebung, und Treue für seinen König, rührte endlich seine menschlicher denkenden Wächter; sie verschafften ihm Gelegenheit aus der Verwahrung zu entfliehen, und gesellten sich selbst als Begleiter auf seiner Flucht bey, um vereint mit ihm unter der kaiserlichen Fahne zu dienen. Doch ach! die Guten mußten ihr Mitleiden schrecklich büßen: Schon in dem ersten Dorfe, in welches, nach langem Herumirren, einzukehren sie der Hunger nöthigte, wurden die Flüchtlinge alle erkannt und ergriffen; Kohary's unglückliche Gefährten wurden an Pfähle gespießt, er selbst aber nach Munkacs in noch engere Verwahrung gebracht, und in ein tiefes, stinkendes und feuchtes Gefängniß geworfen. In diesem Kerker hatte er mit dem größten Elende zu kämpfen; es ward ihm nicht einmahl die Gemeinschaft mit irgend einem Menschen erlaubt, ja selbst seine Wache durfte kein lautes Wort mit ihm sprechen. Dazu kam noch, daß man ihn durch Entziehung der kleinsten und unschuldigsten Erhohlungen, noch mehr zu quälen suchte: so durfte er z. B. kein Buch lesen, und auch das Tabackschmau-

chen, dem er leidenschaftlich ergeben war, wurde ihm verbothen. Durch solche harte Drangsalen wurde sein Körper endlich geschwächt; Bitterkeit und Trübsinn umlagerte sein Herz, das seine unverdienten Leiden im vollem Maße empfand, und er äußerte sich daher oft mit Schmerz darüber: daß er unmöglich in einem türkischen Kerker das hätte ausstehen müssen, was er in Munkacs, in seiner eigenen Heimath zu dulden hatte! Doch murrete Kohary nicht kleinmüthig gegen das Schicksal, und wenn er besonders bedachte, daß er für das Vaterland diese Fesseln trug, so gewährte ihm dieser Gedanke manche Stunde der Beruhigung. In solchen ruhigern Momenten verkürzte er sich die Zeit mit poetischen Versuchen; von diesen in der Gefangenschaft verfaßten ungarischen Gedichten, ist auch eine schöne Sammlung in Druck erschienen. —

Noch hoffte das Oberhaupt der Mißvergnügten, Tököly, den unglücklichen Grafen auf andere Gesinnungen zu bringen. Er ließ demnach Kohary einstweilen seines Gefängnisses los, geboth ihm aber im Gerichtssaale, in Gegenwart eines Bassen und anderer Beysitzenden, als ein Bedienter da zu stehen, und die ihm zuertheilenden Befehle zu vollstrecken. Allein Kohary hatte noch nicht vergessen, aus welch einem Geblüte er entsprossen war; so matt sein Körper auch gewesen, so fühlte er sich noch stark genug, um vor einem aufgeblasenen Bösewicht nicht zu erzittern. Er ergriff daher den nächsten Stuhl, und setzte sich im Angesicht des Tököly und seiner Gefährten darauf nieder. Tököly überrascht von diesem männlichen, und

mit edlem Stolze verbundenen Betragen, verbiß seinen Zorn so gut er konnte, und versuchte es abermahl durch Drohen und gute Worte Kohary's Standhaftigkeit zu beugen, doch dieß alles war vergebens. „Wisse" — antwortete er mit kühner Stirne dem Usurpator — „wisse, daß meine Ahnen die Treu dem König nie gebrochen haben, ihr Blut rollt auch in meinen Adern, und ich werde trotz allen deinen Qualen nicht zum Verräther werden!" — Diese Worte empörten den hochmüthigen Tökőly über die maßen; Kohary ward also neuerdings erst nach Ungvar, dann nach Patak ins Gefängniß gebracht, doch wurden ihm die Ketten abgenommen, und im Kerker vor seinem Blicke aufgehangen. Nun aber war das Geschick dem Grafen in etwas günstiger, denn Tökőly vielleicht des fruchtlosen Quälens endlich müde, und an einem erwünschten Ausgang zweifelnd, fing an, nachsichtiger den Gefangenen zu behandeln, und ließ ihm nun täglich einige gekochte Speisen verabreichen; im übrigen aber ließ er ihn wie vorhin behandeln. — Endlich, als jener große Sieg (1683) über die Türken, bey Wien erhalten wurde, und das Glück den Rebellen den Rücken zukehrte, schlug auch für unsern Kohary die Stunde der Befreyung. Die kaiserlich-königlichen Truppen drangen überall triumphirend vor, eroberten in kurzer Zeit alles, was von den Mißvergnügten besetzt gewesen; auch Patak fiel in die Hände der Sieger, und Kohary ward also im Jahre 1685 — nachdem er drey Jahre und zwey Monath für König und Vaterland unzähliges Elend ausgestanden — glück-

lich in Freyheit gesetzt. Um nun von seinen geschwundenen Kräften sich zu erhohlen, ließ er sich nach Csabrag bringen, und als er seine Gesundheit wieder erhielt, begab er sich vor allem andern zum Kaiser nach Wien.

Der große Leopold, der seinen braven Diener in seinem Unglücke aufrichtig bedauert hatte, empfing nun mit auffallender Freude und Gewogenheit, den bey Hofe erschienenen Kohary. Umständlich pries er in einer Rede, vor den ihn umgebenden Ministern und Hofadel, Kohary's Tugenden, und stellte seine seltene Treue und Beharrlichkeit, zum nachahmungswerthen Beyspiel dar; dann hieß er ihn näher zu kommen, zierte ihn eigenhändig mit einer goldenen Verdienstkette, und umarmte ihn, mit dem lauten Ausruf: „Es lebe der Martyrer der Treue!“ Diese Scene, so würdig des Herzens des erhabensten Monarchen; diese Gnade, welcher der wackere Dulder so gänzlich werth war, rührte jeden Umstehenden auf das innigste, und alle jubelten lauten Beyfall zu; die größte Rührung jedoch verursachte sie dem dankbaren Gemüthe Kohary's, der nichts sehnlicher wünschte, als seine Treue für seinen König, durch neue Proben wieder bewähren zu dürfen. Doch Kaiser Leopold wollte den biedern Helden nicht allein nur ehren, er wünschte ihm auch für seine, durch Tököly verwüsteten Güter, zu entschädigen, und ein lang bestehendes Denkmahl des Ruhms und der Tapferkeit dieses Helden zu begründen; zu dem Ende ertheilte er dem Kohary eine Donation, vermög welcher Fülek,

mit dem dazu gehörigen Terrain, ihm und seinen Nachkommen, auf ewige Zeiten geschenkt ward, überdieß, übertrug ihm der Kaiser, im folgenden Jahre das Vice-Generalat des ungarischen Landdistrikts dießseits der Donau, und der Gebirgsgränze zu Wienerisch-Neustadt.

Nun erscholl der gerechte Ruhm Kohary's in allen Gegenden, und nicht nur Wien bewunderte seinen Muth und Ausdauer, nicht nur seine Landsleute wünschten ihm Glück zu seiner endlich erlangten Befreyung, sondern selbst Pabst Innocentius XI. ward von dem Betragen Kohary's so eingenommen, daß er, nebst einem Glückschreiben, dem Grafen auch einen geweihten Hut überschickte; ein Geschenk, welches die Päbste nur den Ansehnlichsten und um die Christenheit verdientesten Feldherren zu ertheilen pflegen.

Auf diese Art nach Verdiensten gewürdigt, erschien der, nach neuen Lorbern gierige Kohary wieder auf dem Kampfplatze. Im Herbste 1686 belagerten die kaiserlich-königlichen Truppen die Stadt Erlau, unter dem Commando des Johann Amria: auch Kohary ward mit seiner Mannschaft dahin befehligt, und lagerte sich mit selber, in das nahe an dem sogenannten Hatwanerthor befindliche Thal. Die Besatzung war in einem allzugünstigen Zustande, und man konnte noch nichts auf die Festung selbst unternehmen; während der Zeit der Blokade aber that Kohary, mit jedem Tage dem feindlichen Heere beträchtlichen Abbruch, indem er die Ausfälle aus der Stadt,

immer übel zugerichtet zurück wies, und dabey stets eine große Anzahl Gefangener machte. Allein, nicht lange mehr wollte das Glück seinen geprüften Heldenmuth dem Vaterland gönnen; denn als eines Tags die Türken aus Erlau einen sehr starken Ausfall wagten, und Kohary mit selben in ein hitziges Gefecht gerieth, bezeigte er ihnen zwar bald, mit wem sie es zu thun hätten: er drückte den Feind mit bedeutendem Verluste abermahl zurück, und verfolgte ihn bis hart an das Stadtthor; aber hier ward er von einer feindlichen Musketenkugel in den rechten Arm getroffen, und dadurch zum fernern Kampfe untüchtig gemacht, genöthigt das Schlachtfeld zu verlassen.

Diese erhaltene Wunde war wirklich nicht gleichgültig, denn als die Ärzte eine Untersuchung anstellten, fanden sie, daß ihm das Armbein zerschmettert sey, welches ihm so große Schmerzen verursachte, daß sie, nicht ohne Grund, den Tod fürchteten. — Indessen erhielt der Himmel noch den biedern Kohary zum Besten des Vaterlandes, und nach angewandter ärztlicher Hülfe, ward er so ziemlich geheilt. Nun wollte er die Cur gänzlich vollenden, und zugleich geschicktere Hülfe finden, und begab sich daher nach Wien; dort ließ er sich auf Anrathen seiner Freunde, den Arm aufs neue einrichten, da ihm aber bey der Operation unglücklicherweise eine Nerve verletzt wurde, ward ihm die rechte Hand so steif und unbrauchbar, daß er mit selber nicht nur keinen Säbel, sondern nicht einmahl die Feder mehr führen konnte. Als Kaiser Leopold Nachricht von diesem Umstand er-

hielt, bedauerte er mit Theilnahme den redlichen Kohary; um aber dem Mangel der nöthigen Unterschriften abzuhelfen, ließ der Kaiser auf einem, in Form eines Mondes gekrümmten Stück Silbers Kohary's Nahmenszug stechen, und übergab es ihm mit dem Bedeuten: daß er die Aufdrückung desselben stets in der Kraft einer ächten Unterschrift genehmigen werde. Seit dieser Zeit hielt sich der Graf immer zu Hause auf, versah dabey seine ihm anvertrauten öffentlichen Geschäfte aufs genaueste, und da die friedlichen Zeiten es zuließen, widmete er viele Stunden des Tages der Lesung nützlicher Bücher. So lebte Kohary etwelche Jahre in friedlicher Einsamkeit, als auf einmahl neue Unruhen, die im Innern des Landes schnell um sich griffen, ihn aus selber verscheuchten.

Im Jahre 1703 war ganz Ungarn wieder unter Waffen. Die Mißvergnügten rotteten sich abermahls, unter Anführung Rakoczy's zusammen, und die Flamme des Aufruhrs tobte bereits in einem großen Theil Oberungarns. Um bey dieser Gelegenheit die Herzen seiner Getreuen näher an sich zu fesseln, erhob der Kaiser viele angesehene Ungarn zu größeren Ehren; — unsern Kohary ernannte er jetzt zum Generalmajor. Die großen Verwüstungen, welche nun im Lande wieder statt hatten, betrafen zum Theil auch Kohary, denn da er mit den Unzufriedenen nicht gemeinschaftliche Sache machen wollte, verheerten diese abermahl in den gräflichen Gütern alles auf die erbärmlichste Weise. — Das blinde Glück blieb nun den Rebellen eine Zeitlang günstig, weil die kaiserliche Armee im

Auslande, mit den Franzosen vollauf zu thun hatte; bis die siegreiche Schlacht bey Hochstedt den Sachen eine ganz andere Wendung gab, und den Rakoczy in seinen weiteren Fortschritten hinderte, ja ihn sogar nöthigte auf friedlichere Gesinnungen zu kommen, und einen Waffenstillstand zu erbitten. — Um den vielen Bürgerkriegen ein Ende zu machen, (da besonders der Kaiser 1704 an dem Churfürsten von Bayern wieder einen neuen Feind bekommen) wünschte Leopold wo möglichst einen Frieden zu Stande zu bringen, zu den Unterhandlungen also, welche mit den Mißvergnügten zu Schemnitz sollten eröffnet werden, wurde Kohary als k. k. Bevollmächtigter abgeordnet. Obwohl nun Kohary seinerseits mit bedachtsamer Klugheit zu Werke ging, und sich keine Mühe verdrießen ließ einen billigen Frieden dem Vaterlande zu bewirken, so dehnte sich doch dieses Geschäft, wegen dem hartnäckigen Gemüthe Bercsényi's, (Bevollmächtigten der Rebellen) in die Länge, ohne etwas Triftiges zu Stande zu bringen, und da besonders auch die Nachricht bey Bercsényi anlangte: daß sich während dessen Kaschau, Eperjes und Erlau an die Rakoczyischen Waffen ergeben, so setzte er seinen aufgeblasenen Forderungen ferner kein Ziel, und die Unterhandlungen zerfielen, und liefen fruchtlos ab. —

Leopold, der Vergelter wahrer Verdienste, starb, aber die Herrscher, die ihm auf dem Throne folgten, hatten Kohary's Bemühungen um Fürst und Staat, gleichfalls nicht außer Acht gelassen. Sein erhabener Sohn Joseph I. gab ihm 1707 den Titel

eines Feldmarschall-Lieutenants, und vier Jahre nachher ertheilte er ihm und seinen Nachkommen, die Erbobergespannswürde des Honther Comitats; Kaiser Carl VI. aber ernannte ihn 1714 im Oktober, zum wirklichen geheimen Rath, und am 29. December desselben Jahrs erhob er ihn zum königlichen Oberlandesrichter in Ungarn. — Gleichwie Kohary als Krieger mit Muth und Tapferkeit sich einst hervorgethan hatte, eben so sorgsam suchte er nun auch am Ruder des Staates seinen Pflichten Genüge zu leisten: sein Ausspruch, auf den nie ein Interesse oder Berücksichtigung Einfluß hatte, war stets nach dem strengsten Sinne der Gerechtigkeit abgefaßt; die Processe unter ihm gewannen einen schnellern Gang, und wurden in Kürze beygelegt, die gerichtlichen Acten sah er meistens selbst durch, und hinderte ihn eine Krankheit im Gerichtssaal zu erscheinen, so ließ er sich das Urtheil seiner Mitrichter aufs Krankenlager bringen, um es da genau und selber zu prüfen. So also, ganz nur den stilleren Staatsgeschäften sich weihend, zog sich der ergraute Graf Kohary wieder auf seine Einsamkeit, nach Csabrag zurück, wo er in Ruhe seine letzten Lebensjahre zubrachte; auch dieses Schloß niemahls verließ, außer wenn seine Staatsgeschäfte es forderten.

Dieses sein verdienstreiches Leben endete Kohary, nach einer langwierigen Krankheit, mit Ende März 1731 im 82. Jahre seines Alters; tiefes, aufrichtiges Bedauern folgte dem Sarge nach, in

dem der Mann eingeschlossen war, der über ein halbes Jahrhundert die Zierde des Vaterlands gewesen ist. — Sein Leichnam ward in der Kirche des heil. Benedikt, an dem Granflusse (eine Tagreise von Csabrag) in der Gräflich-Koharyschen Familiengruft beygesetzt. —

Kohary war etwas höher, als von mittlerer Größe und volleibig; seine Kräfte und sein Gedächtniß blieben bis in sein Alter im guten Zustande, die vielen erlittenen Drangsalen hatten sie nicht aufgerieben, besonders blieb ihm das Gedächtniß sehr getreu: in seinem hohen Alter wußte er das längst geschehene, mit Benennung des Jahres und der Person so genau zu erzählen, als ob er es noch vor Augen hätte, und als bey den Rakoczyschen Unruhen seine gesammelten Verse, auf dem Schlosse Csabrag verloren gingen, so hatte er doch den größten Theil davon so gut im Gedächtnisse behalten, daß er selbe neuerdings aufschreiben ließ. Der Dichtkunst blieb er stets ergeben, ja als er wegen seiner strupirten Hand nicht mehr selbst zu schreiben vermochte, ließ er die Gedichte durch seine Amanuenses zu Papier bringen, denen er sie dictirte. Kohary war sehr belesen, und konnte nie, selbst im Feldlager nicht, ohne Bücher seyn; da er also die Wissenschaften schätzte, so war er auch ein warmer Freund der Gelehrten, die er hochachtete, und oft unterstützte, auch vieles zur Errichtung mehrerer Schulen beytrug. Generosität war eine vorzügliche Eigenschaft in seinem Charakter; er hielt stets große Tafel, er selbst aber lebte, und genoß die Spei-

sen sehr mäßig, den Wein trank er niemahl. Auch in seiner Kleidung schien er eine gewisse Mäßigung zu beobachten, er richtete sich darin nach der Tracht seines damahligen Zeitalters, zwar stets anständig und nobel gekleidet erschien er, aber ohne allen unnöthigen Prunk und Luxus. Er war niemahl dem Frauenzimmer geneigt; er floh ihren Umgang als etwas gefährliches, er war daher niemahl verheirathet, und nahm es übel auf, wenn man ihn an eine zu treffende eheliche Verbindung erinnerte. An Thätigkeit gewohnt benützte er die geschäftsfreyen Tage dazu, um seine Güter zu verschönern, oder löbliche Anstalten zu gründen: das auf einen hohen Felsen, kaum dreytausend Schritte von Schemnitz liegende Familienschloß Csabrag, welches durch Tököly, und die Kurutzen so vieles litt, ließ er wieder neu aufbauen, versah es mit zwey Thürmen und einer Ringmauer. Die Obergespannswürde des Honther Comitats begleitete er 15 Jahre lang, während welcher Zeit er nie das Solarium dieses Amtes annahm; Geschenke durfte man ihm niemahl bringen, er nahm solche nicht nur nicht an, sondern strafte denjenigen auch mit seiner Ungnade, der es versuchen wollte, ihn mit Geschenken zu bestechen. Bey so viel Vorzügen, war Kohary stets der größte Feind seines eigenen Lobes, und wenn in Gesellschaft auch nur zufällig, die Rede auf seine Verdienste, und sein Lob gewendet wurde, brach er entweder kurz ab, oder leitete geschickt das Gespräch auf ganz andere Gegenstände.

Aber nicht nur die Vollkommenheiten und Züge

eines biedern, rechtschaffenen Weltmanns besaß Kohary, sondern er war auch das Muster eines ächten Christen: zu weitläufig wäre es, wenn wir die vielen frommen Handlungen, die er verrichtete, herzählen wollten. So verehrte er z. B. die von Leopold dem Großen erhaltene goldene Kette, dem Marianischen Gnadenbilde zu Thall; der Kirche zu Zell überschickte er reiche Geschenke. Die Leiden und Heimsuchungen des Geschickes, trug er Gott zu liebe, mit der größten Geduld und hatte ein so zartes Gewissen, daß er die Bitterkeiten, die ihn getroffen, für seine Missethaten zu verdienen glaubte. Er baute mehrere Kirchen, und vermachte verschiedenen Ordenshäusern ansehnliche Summen; gegen Arme war er ein sorgender Vater — seine Beamte und Dienerschaft bedachte er großmüthig im Testamente, und ließ sie sehr wohl versorgt zurück. Für Spitäler und Bettler legierte er 47,875 fl., für arme Studierende und literärische Unterstützungen 111,333 fl. Selbst sein Sprichwort, das so oft aus seinem Munde kam, bezeugt uns die fromme Stimmung seines Herzens; es lautete: dat Deus, cui vult.

Ende des dritten und letzten Bandes.

B S B
MÜNCHEN

Inhalt des dritten und letzten Bandes.

	Seite
Hunyady	3
Die Wiener-Neustadt und Andreas Baumkircher	91
Wallenstein	139
Oswald von Wolkenstein	221
Jacob Sieberer	245
Wolfgang Holzer	283
Peter Haider	311
Andreas Jelky	319
Martinuzi	343
Zapolya	361
Kohary	373

Wien, gedruckt bey Leopold Grund.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sartori, Franz,

Pantheon denkwürdiger Wunderthaten volksthümlicher Heroen und furchtbarer Empörer des österreichischen Gesamt-Reiches

Bd.: 3

Wien (1816)
Austr. 5503 l-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012350-6